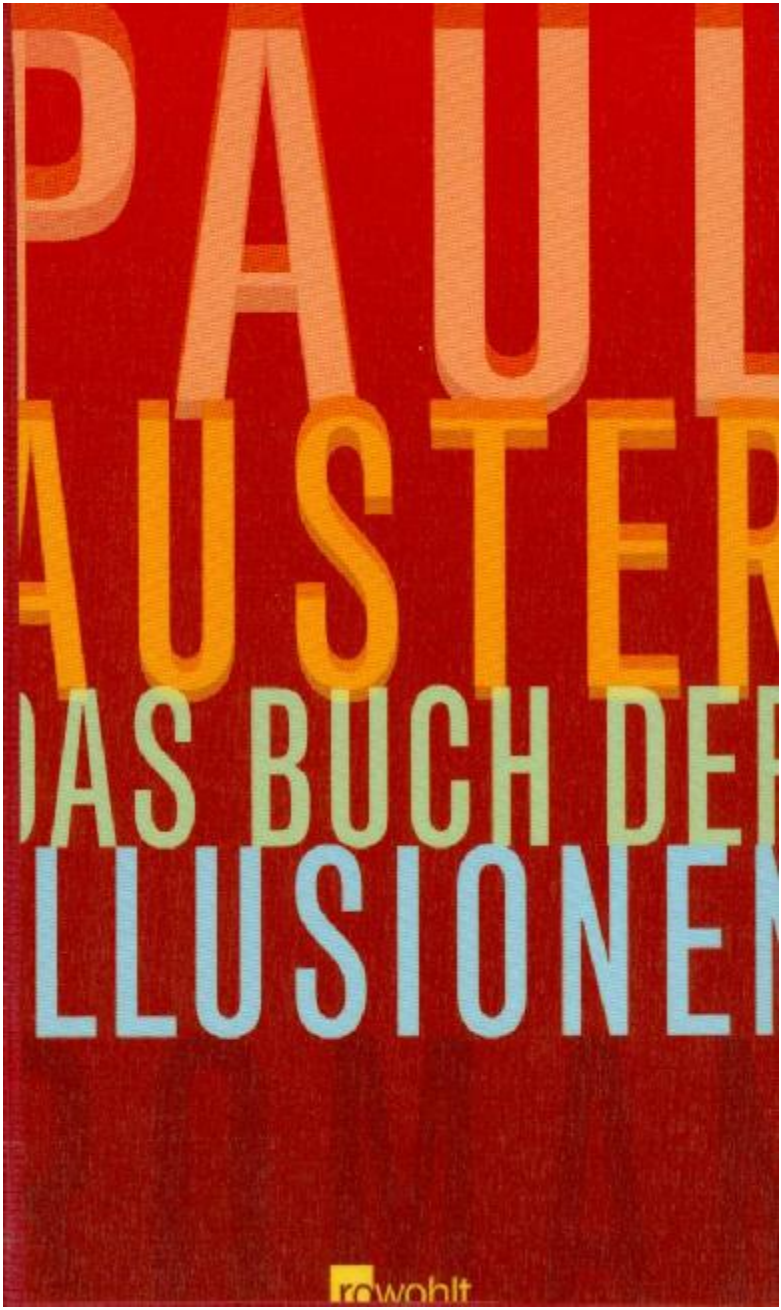
PAUL
AUSTER
DAS BUCH DER
ILLUSIONEN
rowohlt

KLAPPENTEXT

Professor David Zimmer (bekannt aus «Mond über Manhattan») ist ein gebrochener Mann, seit seine Frau und seine Kinder bei einem Flugzeugabsturz starben. Nur die Arbeit an einem kleinen Buch über einen 1929 verschollenen Stummfilmkomiker namens Hector Mann erhält ihn am Leben. Dann geschieht Seltsames: Auf mysteriöse Weise tauchen Manns verloren geglaubte Filme wieder auf. Und eines späten Abends steht eine attraktive junge Frau vor der Tür von Zimmers Haus in Vermont und fordert ihn auf, sofort mit ihr nach New Mexico zu fliegen: Mann lebe noch und wolle ihn sprechen. Als der ungläubige Zimmer ablehnt, zückt sie einen Revolver.
Von da an wird alles anders im Leben des Professors. Er betritt eine Welt, die in allen Farben der Kunst und des Verbrechens, der Liebe und der Leidenschaft schillert, und für einen Moment darf er darin glücklich sein, bevor sie mit einem großen Knall zerplatzt...

Paul Auster

wurde 1947 in Newark, New lersey, geboren. Er studierte Anglistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Columbia University und verbrachte danach einige iahre in Paris. Heute lebt er in Brooklyn. Er ist mit der Schriftstellerin Siri Hustvedt verheiratet und hat zwei Kinder.

Paul Auster

DAS BUCH DER ILLUSIONEN

Roman

Deutsch von Werner Schmitz

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2002 bei
Henry Holt and Company, Inc. New York,
unter dem Titel «The Book of Illusions»

Umschlaggestaltung anyway, Walter
Hellmann

1. Auflage Juli 2002
Copyright © 2002 by Rowohlt Verlag
GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Book of Illusions» Copyright © 2002
by Paul Auster
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz aus der Caslon 540 PostScript Page-
Maker
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse,
Leck
Printed in Germany
ISBN 3 498 00052 7

Die Schreibweise entspricht
den Regeln der neuen
Rechtschreibung.

Der Mensch hat nicht nur ein Leben.
Er hat viele Leben, eins am anderen, und das ist die Ursache seines Unglücks.

Chateaubriand

1

Alle dachten, er sei tot. Als 1988 mein Buch über seine Filme erschien, hatte man von Hector Mann seit fast sechzig Jahren nichts mehr gehört. Abgesehen von einer Hand voll Historiker und alten Filmfreaks schienen nur wenige Leute zu wissen, dass er überhaupt einmal gelebt hatte. *Doppelt oder nichts,* die letzte der zwölf kurzen Filmkomödien, die er am Ende der Stummfilmzeit produziert hatte, erlebte ihre Premiere am 23. November 1928. Zwei Monate später verließ er, ohne sich von einem seiner Freunde oder Mitarbeiter zu verabschieden, ohne einen Brief zu hinterlassen oder jemanden von seinen Plänen zu unterrichten, das von ihm gemietete Haus am North Orange Drive und ward nicht mehr gesehen. Sein blauer DeSoto stand in der Garage; der Mietvertrag galt noch für drei Monate; die Miete war vorausbezahlt. Lebensmittel lagerten in der Küche, Whiskey stand in der Hausbar, in seinen Schlafzimmerschränken fehlte nicht ein einziges Kleidungsstück. Dem *Los Angeles Herald Express vom* 18. Januar 1929 zufolge *sah es so aus, als sei er lediglich zu einem kurzen Spaziergang aufgebrochen und werde jeden Augenblick zurückkommen.* Aber er kam nicht zurück, und von da an war es, als sei Hector Mann wie vom Erdboden verschluckt.

Nach seinem Verschwinden zirkulierten ein paar Jahre lang diverse Geschichten und Gerüchte über sein Schicksal, aber bei diesen Mutmaßungen kam nie etwas heraus.

Die plausibelsten – dass er Selbstmord begangen habe, dass er einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei – ließen sich weder beweisen noch widerlegen, da seine Leiche niemals gefunden wurde. Andere Berichte über Hectors Schicksal waren phantasievoller, optimistischer und passten besser zu den romantischen Implikationen eines solchen Falls. Zum Beispiel sollte er in sein Geburtsland Argentinien zurückgekehrt und dort Besitzer eines kleinen Provinzzirkus sein. Oder er sei in die Kommunistische Partei eingetreten und beschäftige sich unter falschem Namen damit, die Molkereiarbeiter in Utica, New York, zu organisieren. Oder er sei als Opfer der Wirtschaftskrise unter den Landstreichern gelandet. Wäre Hector ein größerer Star gewesen, hätten sich solche Geschichten zweifellos noch lange gehalten. Er hätte in den Dingen weitergelebt, die man sich von ihm erzählte, und wäre nach und nach zu einer jener Symbolfiguren geworden, die die Niederungen der kollektiven Erinnerung bewohnen, eine Metapher für Jugend und Hoffnung und die teuflischen Wendungen des Schicksals. Aber nichts von alledem geschah, denn tatsächlich hatte Hector eben erst angefangen, Hollywood seinen Stempel aufzudrücken, als seine Karriere so plötzlich wieder endete. Er war zu spät gekommen, um sein Talent voll zur Geltung zu bringen, und er war nicht lange genug geblieben, um einen dauerhaften Eindruck von dem zu hinterlassen, was er war und was er konnte. Noch ein paar Jahre vergingen, dann hatten die Menschen ihn vergessen. Bereits 1932, 1933 gehörte Hector einem erloschenen Universum an, und falls noch Spuren von ihm übrig waren, dann allenfalls in Form von Fußnoten in obskuren Büchern, die niemand mehr lesen wollte. Der Film hatte das Sprechen gelernt, die flackernden Stummfilme der Frühzeit waren in

Vergessenheit geraten. Keine Clowns mehr, keine Pantomimen, keine hübschen Pagenköpfe, die zu den Rhythmen unhörbarer Orchester tanzten. Sie waren erst vor wenigen Jahren ausgestorben, wurden aber schon als prähistorisch empfunden, ähnlich wie die Wesen, die über die Erde streiften, als die Menschen noch in Höhlen lebten.

In meinem Buch war ich kaum auf Hector Manns Leben eingegangen. *Die stumme Welt des Hector Mann* war ein Werk über seine Filme, keine Biographie, und was ich an unbedeutenden Fakten über seine außerfilmischen Aktivitäten einstreute, hatte ich unmittelbar den üblichen Quellen entnommen: Filmenzyklopädien, Memoiren, Büchern über die Frühzeit Hollywoods. Ich schrieb das Buch, weil ich meine Begeisterung über Hectors Filme vermitteln wollte. Die Geschichte seines Lebens war für mich zweitrangig, und statt darüber zu spekulieren, was aus ihm geworden oder nicht geworden sein mochte, konzentrierte ich mich nahezu ausschließlich auf die Interpretation seiner Werke. In Anbetracht der Tatsache, dass er im Jahre 1900 geboren worden war und dass man ihn seit 1929 nicht mehr gesehen hatte, wäre es mir nie in den Sinn gekommen zu behaupten, dass Hector Mann noch am Leben sei. Tote erheben sich nicht aus ihren Gräbern, und wie ich es sah, konnte sich nur ein Toter so lange versteckt gehalten haben.

Vergangenen März war es elf Jahre her, dass das Buch bei der University of Pennsylvania Press erschien. Drei Monate später, kurz nachdem Filmzeitschriften und Fachjournale die ersten Rezensionen gebracht hatten, fand ich einen Brief im Briefkasten. Der Umschlag war größer und hatte ein anderes Format als die, die man gewöhnlich zu kaufen bekommt, und da er aus dickem, teurem Papier war, kam ich zunächst auf den Gedanken, es könne sich nur um eine

Hochzeits- oder Geburtsanzeige handeln. Mein Name und meine Adresse standen in eleganter, schwungvoller Handschrift auf der Vorderseite. Falls die Schrift nicht von einem professionellen Kalligraphen stammte, dann zweifellos von jemandem, der großen Wert auf eine gefällige Erscheinung legte, von einem Menschen, der die alte Schule der Etikette und des gesellschaftlichen Anstands durchlaufen hatte. Die Briefmarke war in Albuquerque, New Mexico, gestempelt, aber aus der Adresse des Absenders auf der Rückseite konnte man schließen, dass der Brief anderswo geschrieben worden sein musste – vorausgesetzt, es gab einen solchen Ort überhaupt, und weiter vorausgesetzt, es gab eine Stadt solchen Namens. Die zwei Zeilen lauteten: Blue Stone Ranch; Tierra del Sueño, New Mexico. Vielleicht habe ich gelächelt, als ich das las, aber ich kann mich nicht mehr erinnern. Ein Name war nicht angegeben, und als ich den Umschlag aufriss, um den Text auf der Karte darin zu lesen, wehte mir ein feiner Hauch von Parfüm entgegen, ein kaum noch spürbarer Duft von Lavendelwasser.

Sehr geehrter Professor Zimmer, begann das Schreiben. *Hector hat Ihr Buch gelesen und würde Sie gern kennen lernen. Haben Sie Interesse, ihn zu besuchen? Hochachtungsvoll, Frieda Spelling (Mrs. Hector Mann).*

Ich las das sechs- oder siebenmal. Dann legte ich das Blatt beiseite, ging ans andere Ende des Zimmers und wieder zurück. Als ich den Brief wieder aufnahm, war ich mir nicht sicher, ob die Worte immer noch dastanden. Oder, falls ja, ob es noch dieselben Worte waren. Ich las die Zeilen weitere sechs- oder siebenmal, und da ich immer noch nicht schlau daraus wurde, tat ich den Brief erst einmal als Streich ab. Aber sogleich befielen mich Zweifel, und dann wiederum befielen mich Zweifel an meinen Zweifeln. Je-

der Gedanke rief einen gegenteiligen Gedanken hervor, und kaum hatte dieser zweite den ersten verdrängt, erhob sich ein dritter und verdrängte den zweiten. Da mir nichts Besseres einfiel, stieg ich ins Auto und fuhr zur Post. Im Postleitzahlenverzeichnis stand jede einzelne Adresse der USA, und wenn Tierra del Sueño dort nicht zu finden war, konnte ich die Karte wegschmeißen und die Angelegenheit vergessen. Aber es war dort zu finden. Es stand in Band l, Seite 1933, zwischen Tierra Amarilla und Tijeras, ein richtiger Ort mit Postamt und eigener fünfstelliger Postleitzahl. Das allein verifizierte den Brief natürlich nicht, verhalf ihm aber immerhin zu einiger Glaubwürdigkeit, und als ich wieder nach Hause kam, war mir klar, dass ich eine Antwort schreiben musste. Einen solchen Brief kann man nicht einfach ignorieren. Hat man ihn erst einmal gelesen, weiß man, dass man sich die Mühe machen und ihn beantworten muss, weil er einen sonst bis ans Lebensende verfolgen wird.

Ich besitze keine Abschrift meiner Antwort, weiß aber noch, dass ich sie mit der Hand geschrieben und mich bemüht habe, sie so kurz wie möglich zu halten, mich auf wenige Sätze zu beschränken. Ohne viel nachzudenken, übernahm ich den kategorischen, kryptischen Stil des Briefes, den ich bekommen hatte. Auf diese Weise fühlte ich mich geschützter, als könnte derjenige, der sich diesen Streich ausgedacht hatte – falls es denn ein Streich war –, mich dann nicht so ohne weiteres für einen Einfaltspinsel halten. Von der einen oder anderen Formulierung abgesehen, lautete meine Antwort etwa so: *Sehr geehrte Frieda Spelling. Selbstverständlich würde ich Hector Mann gern kennen lernen. Aber woher soll ich wissen, dass er noch lebt? Soweit ich weiß, ist er seit über einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen wor-*

den. Ich bitte um nähere Einzelheiten. Mit freundlichen Grüßen, David Zimmer.

ICH nehme an, wir alle möchten gern an Unmögliches glauben, uns einreden, dass Wunder wirklich geschehen können. Wenn man bedenkt, dass ich der Verfasser des einzigen Buches war, das jemals über Hector Mann geschrieben wurde, schien es nicht unwahrscheinlich, dass irgendjemand auf die Idee gekommen sein könnte, ich würde mich auf die Chance stürzen und tatsächlich glauben, dass er noch lebte. Aber ich war nicht in der Stimmung, mich auf irgendetwas zu stürzen. Zumindest dachte ich das. Mein Buch war aus einem Zustand großer Trauer heraus entstanden: das Buch lag nun hinter mir, aber die Trauer war immer noch da. Über Filmkomödien zu schreiben war nicht mehr als ein Vorwand gewesen, eine absonderliche Medizin, die ich über ein Jahr lang täglich zu mir genommen hatte, in der vagen Hoffnung, dass sie den Schmerz in meinem Innern betäuben möge. Und das tat sie auch bis zu einem gewissen Grade. Frieda Spelling (oder wer auch immer sich als Frieda Spelling ausgab) konnte das freilich nicht gewusst haben. Sie konnte nicht gewusst haben, dass meine Frau und meine beiden Söhne am 7. Juni 1985, nur eine Woche vor unserem zehnten Hochzeitstag, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen waren. Vielleicht hatte sie gesehen, dass mein Buch ihnen gewidmet war *(Zum Gedenken an Helen, Todd und Marco),* aber diese Namen konnten ihr nichts gesagt haben, und selbst wenn sie deren Bedeutung für den Autor geahnt hätte,

konnte sie nicht gewusst haben, dass diese Namen ihm alles bedeuteten, was seinem Leben irgendeinen Sinn verliehen hatte – und dass, als Helen mit sechsunddreißig, Todd mit sieben und Marco mit vier Jahren umgekommen waren, ein großer Teil von ihm mit ihnen gestorben war.

Sie waren auf dem Weg nach Milwaukee gewesen, um Helens Eltern zu besuchen. Ich war in Vermont geblieben, um Aufsätze zu korrigieren und die Abschlussnoten für das eben zu Ende gegangene Semester abzuliefern. Das war meine Arbeit – Professor für vergleichende Literaturwissenschaft am Hampton College in Hampton, Vermont –, und daran kam ich nicht vorbei. Normalerweise wären wir am vierundzwanzigsten oder fünfundzwanzigsten alle zusammen geflogen, aber Helens Vater hatte gerade eine *Tumoroperation* am Bein hinter sich, und der Familienrat hatte beschlossen, dass sie und die Jungen ihn so bald wie möglich besuchen sollten. Das machte ebenso hektische wie komplizierte Verhandlungen mit Todds Schule erforderlich, da wir deren Einverständnis brauchten, dass er die letzten zwei Wochen des zweiten Schuljahrs verpassen durfte. Die Rektorin zögerte zunächst, war aber dann so verständnisvoll, dass sie schließlich nachgab. Auch dies zählte zu den Dingen, über die ich nach dem Unglück ständig nachdenken musste. Hätte sie unseren Wunsch abgelehnt, hätte Todd zwangsläufig bei mir zu Hause bleiben müssen und wäre nicht gestorben. Dann wäre wenigstens einer von ihnen verschont geblieben. Wenigstens einer von ihnen wäre nicht elf Kilometer tief vom Himmel gestürzt, und ich wäre nicht allein in einem Haus zurückgeblieben, in dem eigentlich vier Menschen wohnen sollten. Es gab natürlich auch anderes, andere mögliche Szenarios, über die ich nachgrübelte, mit denen ich mich quälte, und es

schien, als wollte ich es niemals müde werden, mich immer wieder in diesen Sackgassen zu verrennen. Alles war miteinander verzahnt, jedes Glied in der Kette von Ursache und Wirkung war ein wesentlicher Teil dieser entsetzlichen Geschichte – vom Krebsgeschwür im Bein meines Schwiegervaters bis zum Wetter in Milwaukee in jener Woche und der Telefonnummer der Reiseagentur, bei der wir die Flugtickets gebucht hatten. Das Schlimmste war, dass ich darauf bestanden hatte, sie selbst nach Boston zu fahren, damit sie einen Direktflug nehmen konnten. Ich hatte nicht gewollt, dass sie von Burlington abflogen. Denn dann hätten sie erst mit einer achtzehnsitzigen Propellermaschine nach New York fliegen müssen, um dort den Anschlussflug nach Milwaukee zu nehmen, und ich hatte noch zu Helen gesagt, diese kleinen Maschinen gefielen mir nicht. Die seien zu gefährlich, sagte ich, ich könne die Vorstellung nicht ertragen, sie und die Jungen ohne mich mit so etwas fliegen zu lassen. Also ließen sie es sein – um mich zu beschwichtigen. Sie nahmen ein größeres Flugzeug, und das Schreckliche daran war, dass ich selbst sie in aller Eile dorthin brachte. An jenem Morgen herrschte starker Verkehr, und als wir endlich nach Springfield kamen und den Mass Pike runterfuhren, musste ich das Tempolimit schon sehr überschreiten, um noch rechtzeitig am Logan Airport anzukommen.

Was in diesem Sommer mit mir los war, habe ich nur noch bruchstückhaft in Erinnerung. Mehrere Monate lang ertränkte ich Trauer und Selbstmitleid in Alkohol, ging nur selten aus dem Haus, machte mir kaum die Mühe, etwas zu essen, mich zu rasieren oder die Kleider zu wechseln. Die meisten meiner Kollegen waren bis Mitte August in Urlaub; auf diese Weise blieben mir immerhin viele Be-

suche und die quälenden Formalitäten gemeinsamer Trauer erspart. Natürlich meinten sie es nur gut, und wann immer Freunde von mir vorbeikamen, bat ich sie ins Haus, auch wenn ihre Tränen und Umarmungen und ihr langes bedrücktes Schweigen mich nicht trösten konnten. Es war besser, allein zu sein, fand ich, besser, die Tage einsam in der Finsternis meines Schädels auszuweiden. Wenn ich nicht betrunken war oder im Wohnzimmer vor dem Fernseher auf dem Sofa lag, streifte ich im Haus umher. Ich ging ins Zimmer meiner Söhne, setzte mich auf den Fußboden und umgab mich mit ihren Spielsachen. Ich war nicht fähig, unmittelbar an sie zu denken oder sie mir irgendwie bewusst vors innere Auge zu rufen, aber wenn ich ihre Puzzles zusammensetzte, wenn ich ihre Legosteine nahm und immer kompliziertere und verschrobenere Bauwerke konstruierte, hatte ich das Gefühl, vorübergehend wieder in ihre Haut zu schlüpfen – ihr junges Geisterleben für sie fortzuführen, indem ich die Gesten wiederholte, die sie gemacht hatten, als sie selbst noch in ihren Körpern steckten. Ich las Todds Märchenbücher und ordnete seine Baseballkarten. Ich sortierte Marcos Stofftiere nach Spezies, Farbe und Größe, bei jedem Besuch in seinem Zimmer nach einem anderen System. Auf diese Weise verschwanden viele Stunden, schmolzen ganze Tage dahin, und wenn ich es nicht mehr aushielt, ging ich ins Wohnzimmer und holte mir den nächsten Drink. Die seltenen Nächte, in denen ich nicht auf dem Sofa wegdämmerte, verbrachte ich gewöhnlich in Todds Bett. In meinem eigenen Bett befiel mich nur immer der Traum, Helen läge neben mir, und jedes Mal wenn ich die Hand nach ihr ausstreckte, fuhr ich mit einem heftigen Ruck aus dem Schlaf, meine Hände zitterten, meine Lungen rangen nach Luft, als sei ich gerade

noch dem Tod durch Ertrinken entronnen. Nach Einbruch der Dunkelheit konnte ich unser Schlafzimmer nicht betreten, aber tagsüber war ich oft und lange dort, stand vor Helens Kleiderschrank, berührte ihre Sachen, hängte mir ihre Jacken und Pullover um, nahm ihre Kleider von den Bügeln und breitete sie auf dem Boden aus. Einmal zog ich eins davon an, ein andermal stieg ich in ihre Unterwäsche und schminkte mir mit ihrem Make-up das Gesicht. Das war eine zutiefst befriedigende Erfahrung, aber nach einigen weiteren Experimenten fand ich heraus, dass Parfüm eine noch stärkere Wirkung entfaltete als Lippenstift und Wimperntusche. Es schien sie lebendiger zurückzuholen, ihre Gegenwart für längere Zeiträume heraufzubeschwören. Wie es der Zufall wollte, hatte ich ihr zum Geburtstag im März eine neue Flasche Chanel No. 5 geschenkt. Ich beschränkte mich auf täglich zwei kleine Spritzer und konnte den Vorrat so bis Ende des Sommers strecken.

Für das Herbstsemester ließ ich mich beurlauben, doch statt zu verreisen oder Hilfe bei einem Psychologen zu suchen, blieb ich weiter im Haus und versackte. Ende September oder Anfang Oktober war ich so weit, dass ich jeden Abend mehr als eine halbe Flasche Whiskey trank. Das hielt mich davon ab, allzu viel zu empfinden, nahm mir aber gleichzeitig jeden Gedanken an die Zukunft, und ein Mensch, der nichts mehr hat, auf das er sich freuen kann, kann ebenso gut auch tot sein. Mehr als einmal ertappte ich mich bei weitschweifigen Tagträumen von Schlaftabletten und Kohlenmonoxidvergiftung. Ich bin zwar nie so weit gegangen, tatsächlich etwas zu unternehmen, aber wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, muss ich schon damals begriffen haben, wie wenig noch dazu fehlte. Die Tabletten waren im Arzneischrank, und ich hatte die Flasche schon

drei- oder viermal herausgenommen, hatte mir die Tabletten schon in die Hand geschüttet. Und wenn dieser Zustand noch länger angehalten hätte, dürfte ich wohl kaum die Kraft aufgebracht haben, weiter Widerstand zu leisten. So standen die Dinge für mich, als plötzlich Hector Mann in mein Leben trat. Ich hatte keine Ahnung, wer er war, war noch niemals auch nur über seinen Namen gestolpert, aber eines Abends kurz vor Winteranfang, als die Bäume längst alle Blätter verloren hatten und der erste Schnee zu fallen drohte, sah ich im Fernsehen zufällig einen Ausschnitt aus einem seiner alten Filme und musste lachen. Das mag nicht wichtig klingen, aber es war seit Juni das erste Mal, dass ich über irgendetwas gelacht hatte, und als meine Brustmuskeln so unerwartet in zuckende Bewegung gerieten und meinen Lungen dieses Rasseln auspressten, begriff ich, dass ich noch nicht ganz am Boden lag, dass in mir noch etwas war, das weiterleben wollte. Insgesamt konnte das höchstens ein paar Sekunden gedauert haben. Es war ein ganz normales Lachen, weder sonderlich laut noch anhaltend, aber es kam völlig überraschend, und die Tatsache, dass ich es nicht zu unterdrücken versuchte und mich auch nicht schämte, weil ich in den wenigen Augenblicken, die Hector Mann auf dem Bildschirm zu sehen war, meine Trauer vergessen hatte, zwang mich zu dem Schluss, dass in mir noch etwas war, von dem ich bis dahin gar nichts geahnt hatte, etwas anderes als nur der schiere Tod. Ich rede nicht von irgendeiner vagen Eingebung oder einer sentimentalen Sehnsucht nach dem, was hätte sein können. Ich hatte eine empirische Entdeckung gemacht, und die besaß das ganze Gewicht eines mathematischen Beweises. Wenn ich noch lachen konnte, bedeutete das, dass ich nicht vollständig abgestumpft war. Es bedeutete,

dass ich mich nicht so gründlich vor der Welt abgeschottet hatte, dass nichts mehr zu mir vordringen konnte.

Es muss kurz nach zehn Uhr gewesen sein. Ich kauerte wie üblich auf dem Sofa, ein Glas Whiskey in der einen Hand, die Fernbedienung in der anderen, und zappte gedankenlos durch die Kanäle. Irgendwann stieß ich auf eine Sendung, die schon eine Weile lief, aber ich kam schnell dahinter, dass es sich um eine Dokumentation über Stummfilmkomiker handelte. All die vertrauten Gesichter tauchten auf – Chaplin, Keaton, Lloyd –, daneben aber auch Szenen aus raren Streifen, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, weniger bekannte Gestalten wie John Bunny, Larry Semon, Lupino Lane und Raymond Griffith. Ich verfolgte das komische Geschehen mit einer Art gemessener Reserviertheit, nicht sonderlich aufmerksam, aber hinreichend gefesselt, dass ich nicht auf irgendeinen anderen Sender umschaltete. Hector Mann erschien erst ziemlich spät, und dann auch nur in einem einzigen Ausschnitt, einer zweiminütigen Szene aus *Der Kassierer*; der Film spielte in einer Bank, und Hector war in der Rolle eines fleißigen Angestellten zu sehen. Ich kann nicht erklären, warum mich das packte, aber wie er da im weißen Tropenanzug und mit schwarzem Oberlippenbärtchen an einem Tisch stand und dicke Geldstapel zählte, das hatte was; er arbeitete mit so rasender Effizienz, mit solch furiosem Tempo und manischer Konzentration, dass ich den Blick nicht von ihm lassen konnte. Eine Etage höher verlegten Arbeiter neue Dielenbretter im Büro des Bankdirektors. Auf der anderen Seite des Raums saß eine hübsche Sekretärin an ihrem Schreibtisch und polierte sich hinter einer großen Schreibmaschine die Fingernägel. Erst sah es so aus, als könnte nichts Hector davon abhalten, seine Arbeit in Rekordzeit

abzuschließen. Dann aber begann ganz langsam in dünnen Rinnsalen Sägemehl auf sein Jackett zu rieseln, und wenige Sekunden darauf nahm er endlich auch das Mädchen wahr. Aus einem Element waren plötzlich drei geworden, und von da an sprang die Handlung hin und her im Dreivierteltakt von Arbeit, Eitelkeit und Begierde: dem Bemühen, das Geld zu Ende zu zählen, dem Wunsch, den geliebten Anzug sauber zu halten, und dem Drang, Augenkontakt mit dem Mädchen herzustellen. Dabei zuckte Hector ab und zu konsterniert mit dem Schnurrbart, als kommentierte er das Geschehen mit matten Seufzern oder beiseite gemurmelten Bemerkungen. Das Ganze hatte weniger mit Slapstick und Anarchie zu tun als vielmehr mit Charakter und Tempo; es war eine elegant inszenierte Mixtur von Gegenständen, Körpern und Gedanken. Jedes Mal wenn Hector beim Zählen den Faden verlor, musste er wieder von vorn anfangen, und das beflügelte ihn nur, sein Tempo zu verdoppeln. Jedes Mal wenn er zur Decke hochsah, um festzustellen, wo das Sägemehl herkam, geschah dies den Bruchteil einer Sekunde nachdem die Arbeiter das Loch oben mit einem neuen Brett geschlossen hatten. Jedes Mal wenn er zu dem Mädchen hinüberschielte, blickte sie gerade in die falsche Richtung. Und doch gelang es Hector bei alldem, die Fassung zu bewahren, indem er sich von derlei unbedeutendem Ungemach weder in seiner Entschlossenheit noch in seiner guten Meinung von sich selbst beirren ließ. Es war vielleicht nicht die erstaunlichste Slapstickszene, die ich je gesehen hatte, aber sie zog mich doch so an, dass ich mich vollkommen hineinversenkte, und beim zweiten oder dritten Zucken von Hectors Schnurrbart war es so weit: ich lachte, ich lachte tatsächlich laut auf.

Ein Sprecher kommentierte das Geschehen, aber da

mich die Bilder so sehr fesselten, bekam ich nicht alles mit, was er sagte. Ich glaube, es ging um Hectors geheimnisvollen Rückzug aus dem Filmgeschäft und darum, dass man ihn für den letzten großen Komiker des Kurzfilms hielt. Die erfolgreicheren und innovativeren Komiker hätten sich in den zwanziger Jahren längst auf abendfüllende Filme verlegt, mit der Folge, dass die Qualität des Kurzfilms drastisch gesunken sei. Hector Mann habe dem Genre nichts Neues hinzugefügt, erklärte der Sprecher, doch sei er als talentierter Komiker mit außergewöhnlicher Körperbeherrschung anerkannt, ein bemerkenswerter Nachzügler, von dem man sicher noch Bedeutendes hätte erwarten können, wäre seine Karriere nicht so abrupt zu Ende gegangen. An dieser Stelle brach die Szene ab, und ich konzentrierte mich ganz auf die Ausführungen des Sprechers. Während Dutzende Fotos von Komikstars über den Bildschirm zogen, beklagte die Stimme den Verlust so vieler Filme aus der Stummfilmzeit. Nach Aufkommen des Tonfilms habe man die Stummfilme in den Archiven verrotten lassen, sie seien bei Bränden vernichtet und als Müll weggeworfen worden, und so seien Hunderte dieser Streifen für immer verschwunden. Aber die Hoffnung sei noch nicht ganz erloschen, fügte die Stimme hinzu. Gelegentlich tauchten alte Filme wieder auf, in den letzten Jahren habe man eine Reihe beachtlicher Funde gemacht. Man denke nur an Hector Mann, sagte der Sprecher. Bis 1981 seien weltweit nur drei seiner Filme bekannt gewesen. Spuren und Fragmente der anderen neun fänden sich in diversem Sekundärmaterial – in Presseberichten, Standfotos, Vorschauen –, aber die Filme selbst habe man für verloren gehalten. Dann aber sei im Dezember dieses Jahres im Büro der Cinémathèque Française in Paris ein anonymes Päckchen einge-

troffen. Allem Anschein nach in Los Angeles aufgegeben, enthielt es eine nahezu makellose Kopie von *Hampelmänner,* dem siebten von Hector Manns zwölf Filmen. Im Lauf der nächsten drei Jahre bekamen größere Filmarchive auf der ganzen Welt acht ähnliche Päckchen: das Museum of Modern Art in New York, das British Film Institute in London, das Eastman House in Rochester, das American Film Institute in Washington, das Pacific Film Archive in Berkeley, und schließlich noch einmal die Cinémathèque in Paris. 1984 war Hector Manns Gesamtwerk auf diese sechs Organisationen verstreut, aber komplett zugänglich. Jedes Päckchen war in einer anderen Stadt abgeschickt worden, in so entfernt voneinander liegenden Orten wie Cleveland und San Diego, Philadelphia und Austin, New Orleans und Seattle, und da den Filmen niemals irgendein erklärendes Schreiben beigelegt war, war es unmöglich, den Stifter zu identifizieren oder auch nur eine Hypothese über ihn oder seinen Wohnort aufzustellen. Dem Leben und der Karriere des rätselhaften Hector Mann sei ein weiteres Geheimnis hinzugefügt worden, sagte der Sprecher; dennoch seien die so aufgetauchten Filme unschätzbar, und die Gemeinde der Filmfreunde könne nur dankbar sein.

Ich hatte kein Interesse an Rätseln und Geheimnissen, aber als ich den Nachspann der Sendung ablaufen sah, ging mir durch den Kopf, dass ich diese Filme gern mal sehen würde. Insgesamt waren es zwölf, verstreut auf sechs verschiedene Städte in Europa und den Vereinigten Staaten, und wer sie alle sehen wollte, würde einen beträchtlichen Teil seiner Zeit dafür opfern müssen. Mindestens ein paar Wochen, stellte ich mir vor, vielleicht aber auch einen oder anderthalb Monate. Zu diesem Zeitpunkt wäre es mir niemals eingefallen, dass ich eines Tages ein Buch über Hector

Mann schreiben würde. Ich war nur auf der Suche nach etwas, das mich beschäftigen könnte, etwas, das mich auf harmlose Weise ablenken würde, bis ich wieder imstande war, meine Arbeit fortzusetzen. Fast ein halbes Jahr lang hatte ich mir dabei zugesehen, wie ich vor die Hunde ging, und mir war klar, dass ich, wenn ich dabei bliebe, sterben würde. Was ich unternahm oder was ich damit zu gewinnen hoffte, war nebensächlich. Inzwischen wäre jede Entscheidung ein Zufallsprodukt gewesen, aber an diesem Abend war mir ein Vorschlag gemacht worden, und zwei Minuten Film und ein einziges kurzes Lachen brachten mich zu dem Entschluss, um die Welt zu ziehen und mir Stummfilmkomödien anzusehen.

Ich war kein Filmkenner. Mit Mitte zwanzig, nach Abschluss meines Studiums, hatte ich als Literaturdozent angefangen, und seitdem hatte meine Arbeit ausschließlich mit Büchern zu tun gehabt, mit Sprache und dem geschriebenen Wort. Ich hatte eine Reihe europäischer Dichter übersetzt (Lorca, Eluard, Leopardi, Michaux), Rezensionen für Zeitschriften und Zeitungen verfasst und zwei Bücher über Literaturkritik veröffentlicht. Das erste, *Stimmen aus dem Kriegsgebiet,* beschäftigte sich mit den Zusammenhängen von Politik und Literatur und untersuchte das Werk von Hamsun, Céline und Pound mit Blick auf ihre profaschistischen Aktivitäten zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Das zweite, *Der Weg nach Abessinien,* handelte von Schriftstellern, die das Schreiben aufgegeben hatten: eine Meditation über das Schweigen. Rimbaud, Dashiell Hammett, Laura Riding, J. D. Salinger und andere – Dichter und Romanciers von außerordentlichem Talent, die aus irgendwelchen Gründen plötzlich aufgehört hatten. Als Helen und die Jungen ums Leben kamen, hatte ich gerade ein neues

Buch in Planung, in dem es um Stendhal gehen sollte. Nicht dass ich irgendetwas gegen das Kino gehabt hätte – es bedeutete mir nur nicht sehr viel, und nicht ein einziges Mal in über fünfzehn Jahren Lehr- und Schreibtätigkeit war es mir in den Sinn gekommen, mich darüber zu äußern. Ich mochte Filme wie jeder andere – als Zerstreuung, als belebte Tapete, als leichte Kost. Ganz gleich, wie schön oder hypnotisierend die Bilder gelegentlich sein mochten, sie befriedigten mich niemals so sehr wie das geschriebene Wort. Für mein Empfinden zeigten Filme zu viel, ließen der Phantasie des Betrachters zu wenig Spielraum; dazu kam der paradoxe Eindruck, dass Filme die Welt – die Welt in uns und außer uns – desto schlechter repräsentierten, je genauer sie die Wirklichkeit nachahmten. Das war auch der Grund, warum mir Schwarzweißfilme instinktiv immer lieber gewesen waren als Farbfilme, Stummfilme lieber als Tonfilme. Das Kino war eine optische Sprache, eine Methode, Geschichten zu erzählen, indem man Bilder auf eine zweidimensionale Leinwand projizierte. Der Zusatz von Ton und Farbe hatte die Illusion einer dritten Dimension erzeugt, den Bildern aber zugleich ihre Reinheit genommen. Jetzt brauchten sie nicht mehr die ganze Arbeit alleine zu leisten, aber statt den Film zur perfekten Mischform zu machen, zur besten aller möglichen Welten, hatten Ton und Farbe eben die Sprache geschwächt, die sie eigentlich verstärken sollten. Als ich an diesem Abend in Vermont in meinem Wohnzimmer saß und Hector und die anderen Komiker ihre Kunststücke machen sah, kam mir der Gedanke, dass ich eine untergegangene Kunstform beobachtete, ein völlig ausgestorbenes Genre, das niemals mehr ausgeübt werden würde. Und dennoch, trotz aller Veränderungen, die sich seither ergeben hatten, waren diese Werke so frisch

und belebend wie damals, als sie zum ersten Mal gezeigt worden waren. Grund dafür war, dass sie die Sprache beherrschten, die sie da sprachen. Sie hatten eine Syntax des Auges, eine Grammatik der reinen Bewegung erfunden, und wenn man einmal von den Kostümen, den Autos und den kuriosen Möbeln im Hintergrund absah, konnte nichts von alldem wirklich alt werden. Hier wurden Gedanken in Handlung umgesetzt, hier drückte sich der menschliche Wille durch den menschlichen Körper aus, und dies war etwas, das zu jeder Zeit Gültigkeit besaß. Die meisten Stummfilmkomödien machten sich kaum die Mühe, eine Geschichte zu erzählen. Eher glichen sie Gedichten, nachgestellten Traumszenen, komplexen Choreographien des Geistes; und da sie längst überholt waren, sprachen sie uns Heutige wahrscheinlich sogar noch intensiver an als das Publikum ihrer Zeit. Wir sahen sie über einen breiten Abgrund des Vergessens hinweg, und die Dinge, die uns von ihnen trennten, waren in Wirklichkeit genau die, die sie für uns so fesselnd machten: ihr Stummsein, ihre Farblosigkeit, ihr ruckhafter, beschleunigter Rhythmus. All das waren Hindernisse, die uns das Sehen erschwerten; andererseits befreite es die Bilder von der Last, etwas darstellen zu müssen. Es stand zwischen uns und dem Film, und daher brauchten wir nicht mehr so zu tun, als ob wir die reale Welt betrachteten. Die flache Leinwand war die Welt, und sie existierte in zwei Dimensionen. Die dritte Dimension befand sich in unserem Kopf.

Nichts hielt mich davon ab, meine Koffer zu packen und am nächsten Tag abzureisen. Für das laufende Semester hatte ich mir freigenommen, und das nächste fing erst Mitte Januar an. Ich konnte tun, was ich wollte, konnte gehen, wohin meine Beine mich trugen, und falls ich mehr Zeit

brauchen sollte, konnte ich auch einfach immer weitergehen, über den Januar hinaus, über den September hinaus, über alle September und Januare hinaus, so lange wie es mir gefiel. Denn auch dies zählte zur Ironie meines absurden, erbärmlichen Lebens: Der Tod von Helen und den Kindern hatte mich zum reichen Mann gemacht. Als Erstes kam das Geld von der Lebensversicherung, zu deren Abschluss Helen und ich uns kurz nach Beginn meiner Lehrtätigkeit in Hampton hatten beschwatzen lassen – *das beruhigt ungemein*, hatte der Mann gesagt –, und da sie in das Gesundheitsprogramm des Colleges integriert war und nicht viel kostete, hatten wir den niedrigen Monatsbeitrag gezahlt, ohne viel darüber nachzudenken. Als das Flugzeug abstürzte, hatte ich gar nicht mehr an diese Versicherung gedacht, aber keinen Monat später tauchte ein Mann bei mir auf und überreichte mir einen Scheck über mehrere hunderttausend Dollar. Wenig später einigte sich die Fluggesellschaft mit den Familien der Opfer, und da ich bei dem Absturz gleich drei Angehörige verloren hatte, bekam ich den größten Batzen aus dem Entschädigungstopf zugeteilt, einen gigantischen Trostpreis für einen willkürlichen Tod und das unerforschliche Walten Gottes. Helen und ich hatten immer Mühe gehabt, mit meinem Gehalt und den gelegentlichen Honoraren auszukommen, die sie mit ihrer freiberuflichen Schriftstellerei erzielte. Tausend Dollar zusätzlich wären uns jederzeit eine enorme Hilfe gewesen. Jetzt hatte ich das Tausendfache, und es bedeutete mir nichts. Als die Schecks bei mir eintrafen, schickte ich die Hälfte des Geldes an Helens Eltern, aber die sandten es umgehend zurück, dankten mir für die Geste, versicherten jedoch, dass sie es nicht haben wollten. Ich kaufte für Todds Grundschule neue Spielplatzgeräte, spendete Marcos Kin-

dergarten zweitausend Dollar für Bücher und einen hochmodernen Sandkasten und bewegte meine Schwester und ihren Mann, einen Musiklehrer, dazu, einen größeren Geldbetrag aus dem Zimmer-Sterbefonds zu akzeptieren. Hätte es noch mehr Menschen in meiner Familie gegeben, würden auch sie etwas bekommen haben, aber meine Eltern lebten nicht mehr, und außer Deborah hatte ich keine Geschwister. Stattdessen stiftete ich, um einen weiteren Batzen loszuwerden, am Hampton College ein Stipendiat auf Helens Namen: das Helen-Markham-Reisestipendium. Die Idee war ganz einfach. Jährlich sollte einem Hochschulabsolventen ein Geldpreis für außerordentliche geisteswissenschaftliche Leistungen zuerkannt werden. Das Geld war zur Finanzierung von Reisen bestimmt, ansonsten waren keinerlei Bestimmungen, Bedingungen oder Ansprüche damit verbunden. Der jeweilige Preisträger sollte von einem turnusmäßig wechselnden Komitee aus Professoren verschiedener Fakultäten (Geschichte, Philosophie, Anglistik, Fremdsprachen) gewählt werden, und solange das Geld zur Finanzierung einer Auslandsreise verwendet wurde, konnten die Markham-Stipendiaten damit machen, was sie wollten; Rechenschaft war nicht erforderlich. Um das zu arrangieren, musste ein gewaltiger Kapitalbetrag angelegt werden, aber so groß dieser Betrag auch war (das Äquivalent von vier Jahresgehältern), er riss nur ein kleines Loch in mein Guthaben, und als mir schließlich nichts Sinnvolles mehr einfiel, was ich mit dem vielen Geld noch finanzieren konnte, besaß ich immer noch mehr, als ich jemals hätte ausgeben können. Es war eine groteske Situation, ein entsetzliches Übermaß an Reichtum, bis zum letzten Penny erworben durch Blut. Hätte ich meine Pläne nicht so plötzlich geändert, würde ich das Geld wahrschein-

lieh einfach irgendwie vergeudet haben, bis nichts mehr übrig gewesen wäre. Aber eines kalten Abends Anfang November setzte ich mir in den Kopf, selbst auf Reisen zu gehen, und ohne die nötigen Mittel dazu hätte ich ein so spontanes Vorhaben niemals verwirklichen können. Bis dahin war mir das Geld nur eine quälende Last gewesen. Jetzt betrachtete ich es als Heilmittel, als Medizin, mit der ich meinen endgültigen Zusammenbruch abwenden konnte. In Hotels zu leben, in Restaurants zu essen – das war ein kostspieliges Unternehmen, aber ausnahmsweise hatte ich diesmal keinen Anlass zur Sorge darüber, ob ich mir das, was ich tun wollte, überhaupt leisten konnte. Verzweifelt und unglücklich, wie ich war, war ich auch ein freier Mann, und da ich Gold in den Taschen hatte, konnte ich die Bedingungen dieser Freiheit selbst festlegen.

DIE Hälfte der Filme befand sich an Orten, die ich von zu Hause aus mit dem Auto erreichen konnte. Rochester lag ungefähr sechs Stunden westlich, New York ebenso wie Washington genau südlich – die erste Etappe etwa fünf Stunden, dann nochmal fünf für die zweite. Ich beschloss, mit Rochester anzufangen. Der Winter stand vor der Tür, und je länger ich die fährt dorthin aufschob, desto größer wurde das Risiko, in Sturm und Glatteis zu geraten und im rauen nördlichen Wetter stecken zu bleiben. Am nächsten Morgen rief ich im Eastman House an und fragte, ob ich mir die Filme dort im Archiv ansehen könne. Ich hatte keine Ahnung, wie so etwas zu arrangieren sei, wollte aber, als ich mich am Telefon vorstellte, nicht allzu unwis-

send erscheinen und fügte daher hinzu, ich sei Professor am Hampton College. Damit hoffte ich, die Leute dort hinreichend zu beeindrucken, dass sie mich für einen ernsthaften Menschen hielten und nicht für irgendeinen Irren, der einfach so bei ihnen anrief, was ja im Grunde der Fall war. Ach, sagte die Frau am anderen Ende der Leitung, Sie schreiben also etwas über Hector Mann? Sie stellte die Frage so, als gäbe es nur eine einzige mögliche Antwort darauf, und nach einer kleinen Pause brummte ich die Worte, die sie zu hören erwartete. Ja, sagte ich, richtig, stimmt genau. Ich schreibe ein Buch über ihn, und zu meinen Recherchen gehört auch, dass ich mir seine Filme ansehe.

Und damit hatte das Projekt angefangen. Es war gut, dass dies so früh geschah, denn als ich die Filme in Rochester (*Der Jockeyclub* und *Der Schnüffler*) erst einmal gesehen hatte, stand für mich fest, dass es keine Zeitverschwendung war, was ich da trieb. Hector war in jeder Hinsicht so talentiert und vielseitig, wie ich es mir erhofft hatte, und wenn die anderen zehn Filme auf dem gleichen hohen Niveau wie diese beiden waren, verdiente er, dass ein Buch über ihn geschrieben wurde, verdiente er die Chance, neu entdeckt zu werden. So kam es, dass ich mir Hectors Filme von Anfang an nicht nur ansah, sondern sie studierte. Ohne dieses Telefonat mit der Frau in Rochester wäre mir das nie in den Sinn gekommen. Mein ursprünglicher Plan war viel einfacher gewesen, und ich bezweifle, dass ich mich über Weihnachten oder Neujahr hinaus damit beschäftigt haben würde. So aber wurde es Mitte Februar, bis ich mein Studium von Hectors Filmen abgeschlossen hatte. Ursprünglich hatte ich vorgehabt, mir jeden seiner Filme nur einmal anzusehen. Nun aber sah ich sie mir alle mehrmals an, und statt mich nur für wenige

Stunden in einem Archiv aufzuhalten, saß ich dort tagelang, studierte die Filme auf Projektoren und an Schneidetischen, beobachtete Hector ganze Vor- und Nachmittage lang, spulte die Kopien vor und zurück, bis ich die Augen nicht mehr offen halten konnte. Ich machte mir Notizen, konsultierte Bücher, schrieb erschöpfende Kommentare über Schnitttechnik, Kamerawinkel und Beleuchtung, analysierte sämtliche Aspekte jeder einzelnen Szene bis zu den nebensächlichsten Einzelheiten, und erst wenn ich mit alldem fertig war, wenn ich so lange mit dem Material gelebt hatte, dass ich jeden Zentimeter dieser Streifen auswendig kannte, reiste ich weiter.

Ob der Aufwand sich lohnte, fragte ich mich nicht. Ich hatte meine Aufgabe, und für mich zählte nur, daran festzuhalten und sie zu Ende zu bringen. Ich wusste, Hector war allenfalls eine Randgestalt, ein weiterer Name auf der Liste der Übergangenen und Durchgefallenen, aber das hielt mich nicht davon ab, sein Werk zu bewundern und mich an seiner Gesellschaft zu erfreuen. Seine Filme waren im Lauf eines einzigen Jahres entstanden, jeden Monat einer, mit winzigen Budgets weit unterhalb der Beträge, die sonst für die spektakulären Gags und atemberaubenden Sequenzen, wie man sie gemeinhin aus Stummfilmkomödien kennt, aufgebracht wurden; und so war es schon ein Wunder, dass er überhaupt etwas hatte produzieren können, zu schweigen von ganzen zwölf absolut sehenswerten Filmen. Nach dem, was ich gelesen hatte, hatte Hector als Requisiteur, Kulissenmaler und Gelegenheitsstatist in Hollywood angefangen, dann in einigen Filmen Nebenrollen gespielt und schließlich von einem gewissen Seymour Hunt die Chance bekommen, als Regisseur und Hauptdarsteller eigene Filme zu machen. Hunt, ein Bankier aus Cin-

cinnati, der ins Filmgeschäft einsteigen wollte, war Anfang 1927 nach Kalifornien gekommen und hatte dort seine Produktionsfirma Kaleidoscope Pictures gegründet. Allem Anschein nach ein stürmischer, intriganter Charakter, wusste Hunt so gut wie nichts vom Filmemachen und gar noch weniger vom Geschäftemachen. (Kaleidoscope wurde nach nur anderthalb Jahren wieder aufgelöst. Hunt, wegen Aktienschwindels und Unterschlagung angeklagt, erhängte sich noch vor Prozessbeginn.) Finanziell und personell schlecht ausgestattet, geplagt von Hunt, der sich ständig einmischen wollte, ergriff Hector dennoch die Gelegenheit und versuchte, das Beste daraus zu machen. Selbstverständlich gab es weder Drehbücher noch irgendwelche vorher angefertigten Kulissen. Nur Hector und ein Gespann von Gagschreibern, Andrew Murphy und Jules Blaustein, die während der Arbeit improvisierten; gedreht wurde häufig nachts, an gemieteten Sets, mit erschöpftem Personal und altersschwacher Ausrüstung. Es war nicht drin, ein Dutzend Autos zu Schrott zu fahren oder eine Rinderstampede zu inszenieren. Sie konnten weder Häuser einstürzen noch Gebäude explodieren lassen. Überschwemmungen, Hurrikane, exotische Schauplätze waren ausgeschlossen. Extras waren unerschwinglich, und wenn etwas nicht funktionierte, konnten sie sich nicht den Luxus leisten, die Szene noch einmal neu zu drehen. Alles musste nach einem engen Zeitplan erledigt werden, Zeit zum Überlegen gab es nicht. Gags auf Kommando, drei Lacher pro Minute, dann die nächste Münze in den Schlitz. Trotz all dieser Nachteile schien Hector von den Beschränkungen, die ihm auferlegt waren, geradezu beflügelt. Die Bandbreite seiner Arbeit war bescheiden, und doch hatte sie etwas Anheimelndes, das den Betrachter fesselte und ihn zwang, dar-

auf zu reagieren. Ich begriff, warum Filmexperten seine Arbeit schätzten – und auch, warum niemand völlig begeistert davon war. Er hatte keinerlei Neuland erschlossen, und nachdem jetzt alle seine Filme wieder zugänglich waren, stand fest, dass die Geschichte jener Zeit nicht würde neu geschrieben werden müssen. Hectors Filme waren gewiss nur kleine Beiträge zur Kunst des Kinos, klein, aber nicht unbedeutend, und je öfter ich sie sah, desto mehr Gefallen fand ich an ihrer Anmut, an ihrem subtilem Witz, an der komischen und liebenswerten Art ihres Stars. Wie ich bald erfuhr, hatte noch niemand alle seine Filme gesehen. Die letzten waren erst vor allzu kurzer Zeit aufgetaucht, und bis dahin hatte es nicht ein einziger Mensch auf sich genommen, die auf der ganzen Welt verstreuten Archive und Museen vollständig abzuklappern. Wenn es mir gelang, meinen Plan durchzuführen, wäre ich der Erste.

Vor der Abreise aus Rochester rief ich Smits an, meinen Dekan in Hampton, und teilte ihm mit, dass ich meinen Urlaub auf das folgende Semester auszudehnen gedächte. Zunächst reagierte er ein wenig ungehalten und behauptete, meine Vorlesungen seien bereits im Verzeichnis angekündigt, aber als ich ihm die Lüge auftischte, ich müsse mich psychiatrischer Behandlung unterziehen, bat er um Entschuldigung. Das war gewiss ein unfeiner Trick, aber zu der Zeit kämpfte ich um mein Leben und hatte einfach nicht die Kraft, ihm zu erklären, warum das Betrachten von Stummfilmen plötzlich so wichtig für mich geworden war. Am Ende unterhielten wir uns noch ziemlich freundlich, und er wünschte mir alles Gute; wir taten zwar beide so, als würde ich im Herbst wieder anfangen, aber ich denke, er hat gespürt, dass ich schon auf dem Rückzug war, nicht mehr mit dem Herzen bei der Sache.

Skandal und *Wochenende auf dem Lande* sah ich in New York, dann fuhr ich nach Washington und sah mir *Der Kassierer* und *Doppelt oder nichts* an. Die Stationen der weiteren Reise buchte ich bei einer Reiseagentur am Dupont Circle (mit Amtrak nach Kalifornien, mit der QE 2 nach Europa), nur um am nächsten Morgen in einem jähen Anfall blindwütigen Heldentums die Fahrkarten wieder zu stornieren und dafür Flugtickets zu nehmen. Das war reine Torheit, aber da sich die Sache jetzt so verheißungsvoll angelassen hatte, wollte ich nicht den Schwung verlieren. Unwichtig, dass ich mich sehr dazu überreden musste, genau das zu tun, was niemals mehr zu tun ich mir geschworen hatte. Ich konnte jetzt einfach nicht langsamer werden, und wenn das Problem nicht anders als pharmakologisch zu lösen war, würde ich eben so viele Beruhigungspillen schlucken, wie dazu nötig wären. Eine Frau vom American Film Institute nannte mir den Namen eines Arztes. Ich nahm an, der Besuch in seiner Praxis würde nicht mehr als fünf oder zehn Minuten in Anspruch nehmen. Ich wollte ihm sagen, weshalb ich die Pillen brauchte, er würde mir ein Rezept ausstellen und fertig. Flugangst war schließlich ein verbreitetes Leiden, und ich hätte es gar nicht nötig, von Helen und meinen Söhnen zu erzählen oder ihm sonstwie mein Herz auszuschütten. Ich wollte mein Zentralnervensystem ja nur für ein paar Stunden ausschalten, und da man das Zeug nicht frei kaufen konnte, bestand seine Aufgabe allein darin, mir ein Stück Papier mit seiner Unterschrift in die Hand zu drücken. Dr. Singh erwies sich jedoch als gewissenhafter Mann, und während er meinen Blutdruck maß und mir das Herz abhorchte, stellte er mir so viele Fragen, dass ich eine Dreiviertelstunde in seiner Praxis verbrachte. Er war zu klug, nicht gründlich nachzu-

forschen, und so kam nach und nach die Wahrheit ans Licht.

Wir alle sterben einmal, Mr. Zimmer, sagte er. Wie kommen Sie darauf, dass Sie in einem Flugzeug sterben werden? Wenn man den Statistiken glauben darf, besteht eine viel größere Wahrscheinlichkeit, dass Sie zu Hause im Sessel sterben werden.

Ich habe nicht gesagt, dass ich Angst vor dem Sterben habe, antwortete ich, ich habe gesagt, dass ich Angst habe, in ein Flugzeug zu steigen. Das ist ein Unterschied.

Aber wenn das Flugzeug nicht abstürzt – warum sollten Sie sich Sorgen machen?

Weil ich mir selbst nicht mehr traue. Ich habe Angst, die Kontrolle zu verlieren, und ich möchte nicht unangenehm auffallen.

Ich kann Ihnen nicht recht folgen.

Ich stelle mir vor, wenn ich in ein Flugzeug steige, würde ich schon durchdrehen, bevor ich meinen Sitz erreicht habe.

Durchdrehen? Wie meinen Sie das? Geistig durchdrehen?

Ja, ich breche vor vierhundert Fremden zusammen und verliere den Verstand. Ich laufe Amok.

Und wie sieht das in Ihrer Vorstellung aus?

Kommt drauf an. Manchmal schreie ich. Manchmal schlage ich irgendwem ins Gesicht. Manchmal renne ich ins Cockpit und versuche, den Piloten zu erwürgen.

Hält Sie jemand auf?

Ja, natürlich. Die Leute stürzen sich auf mich und werfen mich zu Boden. Sie schlagen mich zusammen.

Wann hatten Sie das letzte Mal eine Schlägerei, Mr. Zimmer?

Das weiß ich nicht mehr. Als kleiner Junge, nehme ich an. So mit elf, zwölf. Auf dem Schulhof. Als ich mich gegen einen Schläger gewehrt habe.

Und was bringt Sie auf die Idee, dass Sie jetzt wieder anfangen könnten, sich zu schlagen?

Gar nichts. Ich spüre es einfach in den Knochen, das ist alles. Ich glaube, wenn mir irgendetwas auf die Nerven geht, kann ich mich nicht mehr beherrschen. Da könnte alles Mögliche passieren.

Aber warum gerade Flugzeuge? Warum haben Sie keine Angst, die Kontrolle zu verlieren, wenn Sie auf festem Boden stehen?

Weil Flugzeuge sicher sind. Das weiß jeder. Flugzeuge sind sicher, schnell und effizient, und wenn man erst mal oben ist, kann einem nichts mehr passieren. Darum habe ich Angst. Nicht weil ich denke, ich könnte getötet werden – sondern weil ich weiß, dass ich nicht getötet werde.

Haben Sie jemals einen Selbstmordversuch unternommen, Mr. Zimmer?

Nein.

Haben Sie schon einmal daran gedacht?

Selbstverständlich. Ich wäre kein Mensch, wenn ich nie daran gedacht hätte.

Sind Sie deswegen gekommen? Um sich ein Rezept für ein schön starkes Medikament zu holen und sich dann umzubringen?

Ich suche Vergessen, Doktor, nicht den Tod. Das Medikament wird mich schlafen lassen, und solange ich nicht bei Bewusstsein bin, brauche ich nicht darüber nachzudenken, was ich tue. Ich werde da sein, aber nicht ganz, und in dem Ausmaß, in dem ich nicht da bin, werde ich mich sicher fühlen.

Sicher vor was?

Vor mir selbst. Vor der schrecklichen Gewissheit, dass mir nichts geschehen wird.

Sie erwarten, einen reibungslosen, ruhigen Flug zu haben. Ich verstehe immer noch nicht, warum Ihnen das Angst machen sollte.

Weil meine Chancen so gut stehen. Ich werde sicher starten und landen, und wenn ich mein Reiseziel erreicht habe, werde ich lebendig aus dem Flugzeug steigen. Schön für mich, sagen Sie, aber indem ich das tue, spucke ich auf alles, woran ich glaube. Ich beleidige die Toten, Doktor. Ich mache aus einer Tragödie einen simplen Fall von «Pech gehabt». Verstehen Sie mich jetzt? Ich sage den Toten, dass sie umsonst gestorben sind.

Er verstand. Ich hatte gar nichts Konkretes gesagt, aber dieser Arzt besaß einen feinen, durchdringenden Verstand und war in der Lage, sich den Rest hinzuzudenken. J. M. Singh, Absolvent des Royal College of Physicians, Internist am Georgetown University Hospital, ein Mann mit präzisem britischem Akzent und vorzeitigem Haarausfall, verstand jetzt auf einmal, was ich ihm in dieser kleinen Kabine mit dem Neonlicht und den metallisch glänzenden Oberflächen zu erzählen versucht hatte. Ich saß noch auf dem Untersuchungstisch und knöpfte mir das Hemd zu, den Blick auf den Boden gerichtet (ich wollte ihn nicht ansehen, wollte die peinliche Situation vermeiden, in Tränen auszubrechen), als er mir nach einer, wie mir schien, langen und verlegenen Pause eine Hand auf die Schulter legte. Entschuldigen Sie, sagte er. Das tut mir wirklich sehr Leid.

Es war das erste Mal seit Monaten, dass jemand mich berührte, und ich fand es beunruhigend, ja beinahe Ekel erregend, zum Gegenstand solchen Mitgefühls gemacht zu

werden. Ich will Ihr Mitleid nicht, Doktor, sagte ich. Ich will nur diese Pillen.

Er wich mit einer leichten Grimasse zurück und setzte sich auf einen Hocker in der Ecke. Während ich mir das Hemd in die Hose stopfte, sah ich, wie er einen Rezeptblock aus der Tasche seines weißen Kittels zog. Ich will Ihnen den Gefallen tun, sagte er, aber bevor Sie gehen, möchte ich Sie bitten, Ihre Entscheidung noch einmal zu überdenken. Ich glaube, ich kann mir ungefähr vorstellen, was Sie durchgemacht haben, Mr. Zimmer, aber ich habe Bedenken, Sie in eine Lage zu bringen, die Ihnen so große Qualen bereiten könnte. Es gibt auch andere Reisemöglichkeiten. Vielleicht wäre es besser, Flugzeuge fürs Erste zu meiden.

Das habe ich mir auch schon überlegt, sagte ich, und mich dagegen entschlossen. Die Entfernungen sind einfach zu groß. Mein nächstes Ziel ist Berkeley in Kalifornien, und anschließend muss ich nach London und Paris. Der Zug an die Westküste braucht drei Tage. Die Rückfahrt dauert noch einmal so lange; dazu kommen weitere zehn Tage für die Fahrt über den Atlantik und wieder zurück, und schon haben wir mindestens sechzehn verlorene Tage. Was soll ich mit dieser ganzen Zeit anfangen? Aus dem Fenster starren und die Landschaft genießen?

Ein wenig innehalten könnte nichts schaden. Vielleicht würde es Ihnen helfen, den Stress ein wenig abzubauen.

Aber Stress ist genau das, was ich brauche. Wenn ich jetzt nachlasse, fliege ich auseinander. Ich würde in alle Himmelsrichtungen zerstieben und könnte mich nie wieder zusammensetzen.

Ich sprach diese Sätze mit solchem Nachdruck, in meiner Stimme schwangen solcher Ernst und solche Verrückt-

heit mit, dass sich der Arzt fast zu einem Lächeln hinreißen ließ – jedenfalls schien er mir eines zu unterdrücken. Na, das wollen wir natürlich nicht, sagte er. Wenn Sie so sehr aufs Fliegen aus sind, dann tun Sie's. Aber wir wollen immerhin dafür sorgen, dass Sie's nur in eine Richtung tun. Und mit dieser schnurrigen Bemerkung nahm er einen Stift aus der Tasche und kritzelte eine Reihe unleserlicher Zeichen auf den Block. Bitte sehr, sagte er, riss das oberste Blatt ab und drückte es mir in die Hand. Ihr Ticket für Air Xanax.

Nie davon gehört.

Xanax. Ein starkes, höchst gefährliches Medikament. Auch wenn Sie es strikt nach Anweisung nehmen, Mr. Zimmer, macht es Sie zum Zombie, zu einem Wesen ohne Ichbewusstsein, zu einem gefühllosen Klumpen Fleisch. Mit dem Zeug können Sie über ganze Kontinente fliegen, und ich garantiere Ihnen, Sie werden nicht einmal mitbekommen, dass Sie überhaupt abgehoben haben.

Am Nachmittag des folgenden Tages war ich schon in Kalifornien. Keine vierundzwanzig Stunden danach ging ich ins Pacific Film Archive und sah mir in einem separaten Vorführraum die nächsten zwei Hector-Mann-Komödien an. *Wilder Tango* erwies sich als die verrückteste, überschäumendste seiner Produktionen; *Heim und Herd* als die sorgfältigste. Ich verbrachte mehr als zwei Wochen mit diesen Filmen, stellte mich jeden Morgen um Punkt zehn in dem Gebäude ein, und wenn es geschlossen hatte (Weihnachten und Neujahr), arbeitete ich im Hotel weiter, las Bücher, ordnete meine Notizen und bereitete mich auf die nächste Etappe meiner Reise vor. Am 7. Januar 1986 schluckte ich wieder ein paar von Dr. Singhs Zauberpillen und flog von San Francisco nach London – sechstausend

Meilen nonstop mit dem Katatonie-Express. Diesmal war eine größere Dosis erforderlich, aber ich machte mir Sorgen, dass auch die nicht reichen würde, und so nahm ich kurz vorm Besteigen des Flugzeugs noch eine Pille zusätzlich. Gewiss war es dumm von mir, mich nicht an die Anweisung des Arztes zu halten, aber die Vorstellung, womöglich mitten im Flug aufzuwachen, erschreckte mich dermaßen, dass ich mich beinahe für immer in Schlaf versetzte. Ein Stempel in meinem alten Pass beweist, dass ich am 8. Januar nach Großbritannien eingereist bin, aber ich habe keine Erinnerung an die Landung, keine Erinnerung an die Zollkontrolle, keine Erinnerung daran, wie ich in mein Hotel gelangt bin. Am Morgen des 9. Januar erwachte ich in einem fremden Bett, und erst da fing mein Leben wieder an. So gründlich hatte ich mich noch nie zuvor aus den Augen verloren.

Es waren noch vier Filme übrig – *Cowboys* und *Ein Niemand* in London, *Hampelmänner* und *Der Requisiteur* in Paris –, und mir war klar, eine zweite Chance, sie zu sehen, würde ich nicht bekommen. Die amerikanischen Archive konnte ich, falls nötig, jederzeit wieder besuchen, aber eine Rückkehr zum BFI und zur Cinémathèque war ausgeschlossen. Ich hatte es geschafft, mich nach Europa zu befördern, aber ein zweiter Versuch, das Unmögliche zu vollbringen, würde über meine Kräfte gehen. Aus diesem Grund blieb ich viel länger als nötig in London und Paris – insgesamt fast sieben Wochen, den halben Winter lang vergraben wie ein wahnsinniges, im Boden lebendes Tier. Bis dahin war ich gründlich und gewissenhaft gewesen, jetzt aber steigerte sich das Projekt zu nie da gewesener Intensität, zu einer Zielstrebigkeit, die an Besessenheit grenzte. Nach außen gab ich vor, die Filme Hector Manns studieren

und mir einverleiben zu wollen, in Wahrheit aber brachte ich mir bei, mich zu konzentrieren, an einen und nur einen Gegenstand zu denken. Es war das Leben eines Monomanen, aber an jedem anderen Leben wäre ich zerbrochen. Als ich im Februar schließlich nach Washington zurückkehrte, schlief ich die Nachwirkungen des Xanax in einem Fughafenhotel aus, holte am nächsten Morgen mein Auto vom Langzeitparkplatz ab und fuhr nach New York. Nach Vermont konnte ich noch nicht zurück. Wenn ich das Buch wirklich schreiben wollte, brauchte ich einen Ort, an dem ich mich verkriechen konnte, und New York schien mir von allen Städten der Welt diejenige zu sein, die mir am wenigsten auf die Nerven gehen würde. Fünf Tage lang suchte ich nach einer Wohnung in Manhattan, fand aber nichts. Die Wall Street hatte damals Hochkonjunktur, bis zum Crash von ‘87 sollte es noch zwanzig Monate dauern, und Wohnraum zur Miete oder Untermiete war sehr knapp. Schließlich fuhr ich über die Brücke nach Brooklyn Heights und nahm die erstbeste Wohnung, die ich mir ansah – ein kleines Apartment in der Pierrepont Street, das gerade an diesem Morgen frei geworden war. Es war teuer, schmuddelig und schlecht geschnitten, aber ich pries mich glücklich, es ergattert zu haben. Ich kaufte eine Matratze für das eine Zimmer, Stuhl und Schreibtisch für das andere, und dann zog ich ein. Der Mietvertrag lief über ein Jahr. Er begann am 1. März, und genau an diesem Tag begann ich das Buch zu schreiben.

2

Vor dem Körper ist das Gesicht, und vor dem Gesicht ist die schmale schwarze Linie zwischen Hectors Nase und Oberlippe. Ein zuckendes Angstfädchen, ein metaphysisches Springseil, ein tänzelnder Verwirrungsindikator: der Schnurrbart als Seismograph von Hectors inneren Zuständen, der den Zuschauer nicht nur zum Lachen bringt, sondern ihm auch sagt, was Hector denkt, ihm direkten Eintritt in die Maschinerie seiner Gedanken verschafft. Auch anderes ist daran beteiligt – die Augen, der Mund, das präzis inszenierte Taumeln und Stolpern –, aber der Schnurrbart ist das wichtigste Werkzeug der Kommunikation, und mag auch seine Sprache keine Wörter kennen, so ist doch sein Wackeln und Zucken so klar und verständlich wie eine Mitteilung in Morsezeichen.

Nichts davon wäre möglich ohne die Mitwirkung der Kamera. Die Vertrautheit mit dem sprechenden Schnurrbart ist ein Werk des Objektivs. In jedem von Hectors Filmen gibt es plötzliche Änderungen der Perspektive, wird von einer Totalen oder Halbtotalen unvermittelt auf eine Nahaufnahme umgeschnitten. Hectors Gesicht füllt die ganze Leinwand aus, und wenn auf diese Weise jeglicher Bezug zur Umgebung eliminiert ist, wird der Schnurrbart zum Mittelpunkt der Welt. Er gerät in Bewegung, und da Hector die Fähigkeit besitzt, alle anderen Gesichtsmuskeln unter Kontrolle zu behalten, scheint der Schnurrbart sich

selbständig zu bewegen, wie ein kleines Tier, das über eigenes Bewusstsein und Willen verfügt. Die Mundwinkel krümmen sich ein wenig, die Nasenflügel weiten sich kaum merklich, ansonsten aber bleibt das Gesicht, während der Schnurrbart seine Kapriolen macht, im Wesentlichen unbewegt, und in dieser Unbewegtheit sieht man sich selbst wie in einem Spiegel, denn in diesen Augenblicken ist Hector ganz und gar und am überzeugendsten menschlich, ein Abbild dessen, was wir alle sind, wenn wir uns allein mit unserem Innern befassen. Diese Großaufnahmen sind den entscheidenden Stellen der Geschichte vorbehalten, den Momenten größter Spannung oder Überraschung, und nie dauern sie länger als vier oder fünf Sekunden. Wenn sie erscheinen, bleibt alles andere stehen. Der Schnurrbart beginnt seinen Monolog, und für diese wenigen kostbaren Sekunden muss die Handlung dem Denken weichen. Wir können Hectors Gedanken lesen, als ob sie ausgeschrieben auf der Leinwand stünden, und bevor diese Schrift wieder verschwindet, ist sie nicht weniger sichtbar als ein Gebäude, ein Klavier oder eine Torte im Gesicht.

In Bewegung ist der Schnurrbart ein Werkzeug, das die Gedanken aller Menschen auszudrücken vermag. In Ruhe ist er wenig mehr als ein Ornament. Er bezeichnet Hectors Platz in der Welt, benennt den Charakter, den er repräsentieren soll, und erklärt, wen er in den Augen der anderen darstellt – aber er gehört nur einem einzigen Menschen, und da es sich um einen lächerlich dünnen und schmierigen kleinen Schnurrbart handelt, kann nie ein Zweifel daran aufkommen, was für ein Mensch das ist. Es ist der südamerikanische Dandy schlechthin, der Latin Lover, der dunkle Schurke mit dem heißen Blut. Zusammen mit dem ölig zurückgekämmten Haar und dem unvermeidlichen

weißen Anzug ergibt dies eine unverkennbare Mischung aus Eleganz und Anstand. Das alles sagen die Bilder. Ihr Sinn wird mit einem einzigen Blick erfasst, und da in diesem mit ständig fehlenden Kanaldeckeln und explodierenden Zigarren präparierten Universum eine Sache stets zwangsläufig auf die andere folgt, weiß man, sobald man einen Mann im weißen Anzug durch die Straßen spazieren sieht, dass dieser Anzug ihn in Schwierigkeiten bringen wird.

Nach dem Schnurrbart ist der Anzug das zweitwichtigste Element in Hectors Repertoire. Der Schnurrbart ist die Verbindung zum inneren Ich, ein Metonym für Triebe, Überlegungen und geistige Unwetter. Der Anzug verkörpert Hectors Verhältnis zur Gesellschaft, und mit dem blitzblanken Weiß, das sich strahlend vom Grau und Schwarz seiner Umgebung abhebt, zieht er alle Blicke auf sich. Hector trägt diesen Anzug in jedem seiner Filme, und in jedem Film gibt es mindestens eine längere komische Szene, die sich um die Gefahren dreht, in die er bei dem Versuch gerät, den Anzug sauber zu halten. Schlamm und Kurbelgehäuseöl, Spaghettisauce und Melasse, Kaminruß und spritzende Pfützen – irgendwann droht jede dunkle Flüssigkeit und überhaupt jede dunkle Materie die makellose Würde von Hectors Anzug zu besudeln. Dieser Anzug ist sein stolzester Besitz, und er trägt ihn mit der gediegenen, kosmopolitischen Haltung eines Mannes, der die Welt zu beeindrucken gedenkt. Jeden Morgen steigt er in ihn hinein wie ein Ritter in seine Rüstung, wappnet sich für die Schlachten, die die Gesellschaft an diesem Tag für ihn bereithalten mag, und niemals kommt er auf die Idee, dass er damit genau das Gegenteil von dem erreicht, was er eigentlich vorhat. Er schützt sich nicht vor möglichen Schlä-

gen, sondern macht sich zur Zielscheibe, zum Brennpunkt jeglichen Missgeschicks, das sich im Umkreis von hundert Metern um seine Person ereignen mag. Der weiße Anzug ist ein Zeichen für Hectors Verletzlichkeit und verleiht den Streichen, die die Welt ihm spielt, ein gewisses Pathos. Hartnäckig in seiner Eleganz, geklammert an die alte Vorstellung, der Anzug mache ihn zu einer überaus attraktiven und begehrenswerten Erscheinung, erhebt Hector seine Eitelkeit zu einer Sache, mit der das Publikum sympathisieren kann. Sieht man ihn in *Doppelt oder nichts* imaginäre Stäubchen von seinem Jackett schnippen, während er an der Haustür seiner Freundin klingelt, dann ist das keine Demonstration von Eigenliebe mehr: Es sind die Qualen der Befangenheit. Damit zieht er das Publikum auf seine Seite, und wenn einem Schauspieler das erst einmal gelungen ist, kann er sich fortan alles leisten.

Er war zu groß gewachsen, um einen typischen Clown zu spielen, zu elegant, um wie andere Komiker den naiven Tollpatsch zu mimen. Mit seinen dunklen, ausdrucksstarken Augen und der vornehmen Nase sah Hector wie ein zweitklassiger Hauptdarsteller aus, wie ein übertreibender romantischer Held, der bei den Dreharbeiten zum falschen Film aufgetaucht war. Er war ein Erwachsener, und schon die Anwesenheit einer solchen Person schien den etablierten Regeln der Komödie zuwiderzulaufen. Lustige Männer hatten klein, verwachsen oder fett zu sein. Sie waren Zwerge und Trottel, Einfaltspinsel und Außenseiter, Kinder, die sich als Erwachsene maskierten, oder Erwachsene mit dem geistigen Horizont von Kindern. Man denke an Arbuckles kindliche Pummeligkeit, an seine affektierte Schüchternheit und seine feminin geschminkten Lippen. Man erinnere sich an seinen Zeigefinger, der ihm jedes Mal wenn ein

Mädchen ihn ansieht, in den Mund springt. Sodann betrachte man die Liste der Requisiten und Kostüme, auf denen die anerkannten Meister ihre Karriere aufbauten: Chaplins Tramp mit seinen klaffenden Schuhen und den zerlumpten Kleidern; Lloyds tapferer Waschlappen mit seiner Hornbrille; Keatons Gimpel mit seiner Kreissäge und der starren Miene; Langdons Irrer mit der kalkweißen Haut. Sie alle sind Außenseiter, und da diese Figuren uns weder bedrohen noch mit Neid erfüllen können, drücken wir ihnen die Daumen, dass sie über ihre Feinde triumphieren und das Herz der Angebeteten erobern mögen. Nur werden wir stets im Zweifel darüber gelassen, ob sie mit dem Mädchen überhaupt etwas anfangen können, wenn sie dann einmal allein mit ihr sind. Bei Hector kommen uns solche Zweifel nie. Wenn er einer Frau zuzwinkert, besteht eine große Wahrscheinlichkeit, dass sie zurückzwinkert. Und wenn sie es tut, ist klar, dass weder sie noch er dabei ans Heiraten denkt.

Jedoch sind Lacher keineswegs garantiert. Hector ist nicht das, was man eine liebenswerte Gestalt nennen würde, und er ist auch niemand, mit dem man unbedingt Mitleid haben muss. Die Sympathie des Zuschauers gewinnt er, weil er niemals weiß, wann er aufhören soll. Immer fleißig und unbeschwert, die perfekte Verkörperung des *homme moyen sensuel,* gilt von ihm nicht, dass er nicht mit der Welt im Einklang sei; vielmehr ist er ein Opfer der Umstände, ein Mann mit dem unerschöpflichen Talent, in peinliche Situationen zu geraten. Hector hat immer einen Plan, sein Handeln ist stets von einem bestimmten Zweck bestimmt, und doch scheint sich jedes Mal etwas zu ergeben, das ihn an der Verwirklichung seines Ziels hindert. Seine Filme sind voller physikalisch absurder Geschehnisse, bizarrer

Maschinenpannen, voller Gegenstände, die sich einfach nicht so verhalten, wie sie sollten. Ein weniger selbstbewusster Mensch würde sich von solchen Rückschlägen besiegen lassen, doch abgesehen von gelegentlichen Verzweiflungsausbrüchen (die den Monologen des Schnurrbarts vorbehalten sind) klagt Hector nie. Türen zerquetschen ihm die Finger, Bienen stechen ihn in den Hals, Statuen fallen ihm auf die Füße, aber immer und immer wieder schüttelt er diese Missgeschicke ab und setzt seinen Weg fort. Man bewundert schon seine Standhaftigkeit, die geistige Ruhe, die er angesichts all dieser Widrigkeiten ausstrahlt, aber was einen geradezu fesselt, sind seine Bewegungen. Hector vermag den Zuschauer mit jeder seiner tausend verschiedenen Gesten zu bezaubern. Leichtfüßig und flink, nonchalant bis zur Gleichgültigkeit schlängelt er sich durch den Hindernisparcours des Lebens, ohne das geringste Anzeichen von Unbeholfenheit oder Furcht, verblüfft uns mit seinen Rückziehern und Ausweichmanövern, seinen Wendungen und Ausfallschritten, seinen Verzögerungen, Sprüngen und Pirouetten. Man beachte, wie er mit den Fingern spielt und trommelt, wie punktgenau er ausatmet, wie er den Kopf leicht schief legt, wenn etwas Unerwartetes in sein Blickfeld kommt. Diese Miniaturakrobatik ist eine Charakterfunktion, erfreut aber auch durch und für sich selbst. Auch wenn ihm Fliegenpapier an der Schuhsohle klebt und der junge Sohn des Hauses ihn gerade mit einem Lasso gefangen hat (sodass ihm die Arme an den Körper gebunden sind), bewegt sich Hector mit ungewöhnlicher Anmut und Haltung, als hege er keinen Zweifel daran, dass er sich schon bald aus dieser üblen Lage befreien werde – mag auch das nächste Übel bereits im Nebenzimmer auf ihn warten. Pech für Hector natürlich, aber

so ist das nun mal. Wichtig ist nicht, wie gut man Schwierigkeiten aus dem Weg gehen kann, sondern wie man mit ihnen fertig wird, wenn sie einen ereilen.

Ziemlich oft findet sich Hector am unteren Ende der gesellschaftlichen Leiter. In nur zweien seiner Filme ist er verheiratet *(Heim und Herd und Ein Niemand),* und abgesehen von dem Privatdetektiv, den er in *Der Schnüffler* spielt, und seiner Rolle als reisender Zauberer in *Cowboys* ist er stets nur ein stures Arbeitstier, das sich in einfachen, schlecht bezahlten Jobs für andere abschuftet. Ob als Kellner in *Der Jockeyclub,* als Chauffeur in *Wochenende auf dem Lande,* als Handelsvertreter in *Hampelmänner,* als Tanzlehrer in *Wilder Tango* oder als Bankangestellter in *Der Kassierer,* stets wird Hector als ein junger Mann gezeigt, der soeben ins Leben hinaustritt. Seine Aussichten sind alles andere als ermutigend, aber nie vermittelt er den Eindruck, er sei ein Verlierertyp. Dazu ist seine Haltung viel zu stolz, und wenn man sieht, wie er mit dem gelassenen Selbstvertrauen eines Mannes, der auf seine Fähigkeiten bauen kann, an die Arbeit geht, dann begreift man, dass er eines Tages Erfolg haben muss. Demgemäß enden die meisten von Hectors Filmen so: Entweder er kriegt das Mädchen, oder er vollbringt irgendeine Heldentat, und sein Boss wird auf ihn aufmerksam. Und wenn der Boss ein Dummkopf ist und nichts mitbekommt (die Reichen und Mächtigen werden meist als Narren dargestellt), dann sieht wenigstens das Mädchen, was er tut, und das reicht ihm als Belohnung. Wann immer er sich zwischen Liebe und Geld entscheiden muss, hat die Liebe das letzte Wort. Als Kellner in *Der Jockeyclub* zum Beispiel bringt Hector es fertig, einen Juwelendieb zu schnappen, während er bei einem Festessen zu Ehren der Meisterfliegerin Wanda

McNoon mehrere Tische mit betrunkenen Gästen bedient. Mit einer Champagnerflasche in der Linken schlägt er den Dieb k. o. zugleich stellt er mit der Rechten das Dessert auf den Tisch; und da der Korken aus der Flasche fliegt und der Oberkellner mit einem Liter Veuve Clicquot bespritzt wird, verliert Hector seinen Job. Aber das macht nichts. Die temperamentvolle Wanda hat Hectors Kunststück wahrgenommen. Sie steckt ihm ihre Telefonnummer zu, und in der letzten Szene steigen die beiden zusammen in ihr Flugzeug und entschwinden in den Wolken.

Unvorhersehbar in seinem Verhalten, voller widersprüchlicher Antriebe und Wünsche, ist Hectors Charakter zu komplex, als dass uns in seiner Gegenwart ganz und gar behaglich zumute sein kann. Er entspricht keinem Typus, keiner vertrauten Rolle, und für jede seiner Handlungen, die wir nachvollziehen können, gibt es eine andere, die uns verwirrt und aus dem Gleichgewicht bringt. Er offenbart den ganzen erbitterten Ehrgeiz eines arbeitsamen Einwanderers, eines Mannes, der entschlossen ist, alle Hindernisse zu überwinden und sich im amerikanischen Dschungel seinen Platz zu erobern, und doch genügt ein einziger Blick einer schönen Frau, ihn aus der Bahn zu werfen, seine sorgsam geschmiedeten Pläne in alle Winde zu zerstreuen. Hectors Persönlichkeit ist in jedem Film die gleiche, aber es gibt keine feste Hierarchie seiner Vorlieben: Nie kann man ahnen, was ihm als Nächstes in den Sinn kommen mag. Er ist Populist und Aristokrat, er ist sinnlich und verkappt romantisch, ein Mann mit akkuraten, geradezu pedantischen Manieren, der nie vor großen Gesten zurückschreckt. Er schenkt seinen letzten Cent einem Bettler auf der Straße, doch was ihn dazu bewegt, ist weder Mitleid noch Mitgefühl, sondern viel eher die Poesie, die in dieser

Handlung steckt. So hart er arbeitet, so fleißig er die niedrigen und oft absurden Aufgaben erledigt, die man ihm aufträgt, stets vermittelt Hector ein Gefühl von Distanziertheit, als ob er sich irgendwie selbst verhöhnen und sich gleichzeitig dazu gratulieren würde. Er scheint in einem Zustand ironischer Belustigung zu leben, in der Welt engagiert und zugleich als ihr Beobachter aus weiter Ferne. In seinem vielleicht komischsten Film, *Der Requisiteur*, verschmilzt er diese gegensätzlichen Blickpunkte zu einem einheitlichen Prinzip des Chaos. In diesem neunten seiner Kurzfilme spielt Hector den Inspizienten einer kleinen, heruntergekommenen Theatertruppe. Die Gesellschaft kommt für ein dreitägiges Gastspiel in die Ortschaft Wishbone Falls, um *Bettler können nicht wählerisch sein* aufzuführen, einen Schlafzimmerschwank des bekannten französischen Dramatikers Jean-Pierre Saint Jean de la Pierre. Als sie den Lastwagen aufmachen und die Requisiten ausladen und ins Theater tragen wollen, stellen sie fest, dass die Sachen verschwunden sind. Was tun? Ohne Requisiten können sie nicht spielen. Es gilt, ein komplettes Zimmer zu möblieren, zu schweigen von etlichen wichtigen Kleinigkeiten, die zu ersetzen sind: ein Gewehr, ein Diamanthalsband, ein gegrilltes Schwein. Der Vorhang soll am nächsten Abend um acht Uhr hochgehen, und falls es ihnen bis dahin nicht gelingt, die komplette Ausstattung zusammenzubringen, sind sie aus dem Geschäft. Der Direktor der Truppe, ein aufgeblasener Wichtigtuer mit Ascot-Krawatte um den Hals und Monokel im linken Auge, späht in den leeren Lastwagen hinein und kippt ohnmächtig um. Die Sache liegt in Hectors Händen. Nach einigen schnellen, aber beißenden Kommentaren seines Schnurrbarts erwägt er in aller Ruhe die Lage, streicht sich den makellos weißen An-

zug glatt und macht sich schnurstracks an die Arbeit. In den nächsten neuneinhalb Minuten veranschaulicht der Film Proudhons bekanntes anarchistisches Diktum: *Eigentum ist Diebstahl.* In einer Reihe kurzer, hektischer Episoden rennt Hector durch den Ort und klaut die Requisiten zusammen. Er fängt eine für das Lager eines Kaufhauses bestimmte Möbellieferung ab und zieht mit Tischen, Stühlen und Lampen von dannen – die er in seinen Wagen verstaut und sogleich zum Theater fährt. Aus einer Hotelküche lässt er Silberbesteck, Trinkgläser und ein komplettes Porzellangeschirr mitgehen. Er schwindelt sich mit dem gefälschten Bestellformular eines Restaurants ins Hinterzimmer einer Metzgerei und stapft mit einem geschlachteten Schwein auf der Schulter wieder ins Freie. Am Abend, auf einem Privatempfang für die Schauspieler, zu dem die prominentesten Bürger der Stadt geladen sind, gelingt es ihm, dem Sheriff die Pistole aus dem Holster zu ziehen. Ein wenig später macht er sich an eine korpulente Frau heran, und verzückt von der verführerischen Macht seines Charmes, bemerkt sie gar nicht, dass er den Verschluss ihres Halsbandes löst. Nie ist er so ölig wie in dieser Szene. Verächtlich in seiner Verstellung, abscheulich in der Heuchelei seiner Leidenschaft, kommt er auch als heldenhafter Outlaw rüber, als Idealist, der bereit ist, sich für die gute Sache zu opfern. Wir schrecken vor seiner Taktik zurück, zugleich aber beten wir, dass ihm der Diebstahl gelingen möge. Die Show muss weitergehen, und wenn Hector die Klunker nicht an sich bringt, gibt es keine Show. Um die Affäre noch komplizierter zu machen, hat Hector soeben die Stadtschönheit entdeckt (zufällig die Tochter des Sheriffs), und noch während er seine amouröse Attacke auf den alternden Drachen fortsetzt, beginnt er der jungen Schö-

nen verstohlene Blicke zuzuwerfen. Zum Glück stehen Hector und sein Opfer hinter einem Samtvorhang, der halb eine offene Tür verdeckt, durch die man aus der Eingangshalle in den Salon gelangt. Hector hat so neben der Frau Aufstellung genommen, dass er, wenn er den Kopf nur ein wenig nach links bewegt, in den Salon hineinspähen kann. Die Frau aber bleibt außer Sicht, und so kann Hector das Mädchen sehen, und das Mädchen kann Hector sehen und ahnt doch nichts von der Frau neben ihm. Dies erlaubt ihm, seine beiden Ziele auf einmal zu verfolgen – die falsche Verführung und die echte –, und indem er mit einer raffinierten Mischung aus Schnitten und Perspektivwechseln das eine gegen das andere ausspielt, macht jedes dieser Elemente das andere weitaus komischer, als es für sich allein gewesen wäre. Das ist wesentlich für Hectors Stil. Ein Witz allein reicht ihm nie. Sobald eine Situation geschaffen ist, muss ihr noch etwas anderes hinzugefügt werden, und dann ein Drittes und womöglich gar ein Viertes. Hectors Gags entfalten sich wie musikalische Kompositionen, das Ganze ist ein Ineinanderfließen kontrastierender Handlungsstränge und Stimmen, und je mehr die Stimmen sich wechselseitig beeinflussen, desto unsicherer und instabiler wird die Welt. In *Der Requisiteur* kitzelt Hector die Frau hinter dem Vorhang am Hals, spielt mit dem Mädchen im Nebenzimmer Verstecken und zieht schließlich der Frau das Halsband ab, als ein vorbeieilender Kellner auf dem Saum ihres Gewandes ausrutscht und ihr ein Tablett voller Getränke über den Rücken schüttet – was Hector gerade genug Zeit verschafft, das Schloss aufzumachen. Er hat erreicht, was er sich vorgenommen hat – aber nur zufällig, wieder einmal gerettet vom rebellisch unvorhersehbaren Verhalten der Materie.

Am nächsten Abend kann der Vorhang hochgehen, und die Vorstellung wird ein gewaltiger Erfolg. Der Metzger, der Kaufhausbesitzer, der Sheriff und die dicke Frau befinden sich jedoch auch unter den Zuschauern, und während die Schauspieler sich noch vor der begeisterten Menge verbeugen und Kusshände werfen, legt ein Polizist Hector Handschellen an und bringt ihn ins Gefängnis. Aber Hector ist glücklich, und er zeigt keine Spur von Reue. Er hat den Sieg davongetragen, und nicht einmal der drohende Freiheitsentzug vermag seinen Triumph zu schmälern. Jeder der die Schwierigkeiten kennt, mit denen Hector bei den Arbeiten an seinen Filmen zu kämpfen hatte, kann den *Requisiteur* nur als Parabel der Umstände deuten, unter denen er, vertraglich an Seymour Hunt gefesselt, für Kaleidoscope Pictures schuften musste. Wenn jede einzelne Karte im Spiel gegen einen ist, kann man nur gewinnen, wenn man gegen die Regeln verstößt. Man tut eben, was man kann, wie die alte Wendung sagt, und wird man zufällig dabei erwischt, geht man wenigstens mit fliegenden Fahnen unter.

Dies fröhliche Pfeifen auf die Konsequenzen nimmt in Hectors elftem Film, *Ein Niemand,* dunklere Züge an. Inzwischen lief ihm die Zeit davon, und er hat wohl gewusst, dass es mit seiner Karriere aus wäre, sobald er den Vertrag erfüllt hätte. Der Tonfilm kam auf. Das war eine unausweichliche Tatsache, eine Gewissheit, die alles zerstören würde, was davor gewesen war: Die Kunst, um die sich Hector so sehr bemüht hatte, würde aussterben. Selbst wenn er seine Ideen der neuen Form anpassen konnte, würde ihm das nichts nützen. Hector sprach mit starkem spanischem Akzent, und das amerikanische Publikum würde ihn beim ersten Wort, das er von der Leinwand sprach, ver-

stoßen. In *Ein Niemand* lässt er sich zu einer gewissen Bitterkeit hinreißen. Die Zukunft sah finster aus, die Gegenwart war von Hunts zunehmenden Geldproblemen überschattet. Mit jedem Monat erfassten die Verluste weitere Teile von Kaleidoscopes Unternehmungen. Budgets wurden gestrichen, Löhne nicht ausgezahlt, und die hohen Zinsen für kurzfristige Kredite hatten zur Folge, dass Hunt ständig Bargeld brauchte. Er borgte es sich von seinen Verleihern gegen zukünftige Einnahmen aus Kartenverkäufen, und nachdem er solche Abmachungen mehrmals gebrochen hatte, weigerten sich die ersten Filmtheater, seine Filme zu zeigen. Hector lieferte jetzt seine besten Arbeiten ab, aber die traurige Tatsache war, dass immer weniger Leute seine Filme noch sehen konnten.

Ein Niemand ist eine Antwort auf diese zunehmend frustrierende Situation. Der Schurke der Geschichte heißt C. Lester Chase, und ist man erst einmal auf die Ursprünge des sonderbaren, künstlichen Namens dieser Figur gestoßen, fällt es schwer, in ihm nicht einen symbolischen Vertreter Hunts zu sehen. *Hunt,* ins Französische übersetzt, ist *chasse;* streicht man daraus das zweite s, erhält man *chase.* Bedenkt man ferner, dass *Seymour* akustisch auch als *see more* verstanden werden kann und dass *Lester* häufig zu *Les* abgekürzt wird, dann kommt man auf *C. Les* – oder *see less* –, und die Beweislage ist ziemlich eindeutig. Chase ist der bösartigste Charakter aller Filme Hectors. Er ist darauf aus, Hector zu vernichten und seiner Identität zu berauben, und er sucht diesen Plan nicht zu verwirklichen, indem er Hector eine Kugel in den Rücken oder ein Messer ins Herz jagt, sondern indem er ihn mit einem Trick dazu bringt, einen Zaubertrank zu schlucken, der ihn unsichtbar macht. Das ist letztlich genau das, was Hunt mit Hectors Filmkar-

riere getan hat. Er hat ihn auf die Leinwand gebracht, und dann hat er dafür gesorgt, dass ihn dort praktisch niemand sehen konnte. Hector verschwindet in *Ein Niemand* nicht, aber nachdem er den Trank zu sich genommen hat, kann niemand ihn mehr sehen. Er bewegt sich zwar noch über die Leinwand, aber die anderen Darsteller in dem Film nehmen ihn nicht wahr. Er hüpft herum, er wedelt mit den Armen, er legt an einer belebten Straßenkreuzung seine Kleider ab, aber niemand nimmt Notiz von ihm. Wenn er den Leuten ins Gesicht schreit, bleibt seine Stimme ungehört. Er ist ein Gespenst aus Fleisch und Blut, ein Mensch, der kein Mensch mehr ist. Er weilt noch in der Welt, aber die Welt hat keinen Platz mehr für ihn. Er wurde ermordet, aber niemand war so höflich oder rücksichtsvoll, ihn auch wirklich zu töten. Er wurde einfach ausgelöscht.

Es ist das erste und einzige Mal, dass Hector einen reichen Mann spielt. In *Ein Niemand* besitzt er alles, was ein Mensch sich nur wünschen kann: eine schöne Frau, zwei kleine Kinder, ein riesiges Haus mit einem ganzen Stab von Angestellten. In der ersten Szene sitzt Hector beim Frühstück mit seiner Familie. Von einigen brillanten Slapstick-Motiven abgesehen – widerspenstige Butter auf einem Stück Toast, eine Wespe im Marmeladenglas –, dient diese Szene nur dem Zweck, uns ein Bild des Glücks zu zeigen. Wir werden auf die Verluste vorbereitet, die es bald geben wird, und ohne diesen Blick in Hectors Privatleben (perfekte Ehe, perfekte Kinder, häusliche Harmonie in ihrer romantischsten Form) würde das dann eintretende Unglück nicht so stark auf uns wirken. So aber trifft uns, was Hector widerfährt, wie ein Hammerschlag. Er gibt seiner Frau einen Abschiedskuss, und kaum dreht er sich um und geht aus dem Haus, stürzt er kopfüber in einen Albtraum.

Hector ist Gründer und Direktor einer erfolgreichen Limonadefabrik, der Fizzy Pop Beverage Corporation. Chase ist sein Vizedirektor und Berater, sein vermeintlich bester Freund. Aber Chase hat enorme Spielschulden angesammelt und wird von Kredithaien verfolgt, die ihn zu vernichten drohen, falls er nicht zahlt. Als Hector morgens ins Büro kommt und seine Angestellten begrüßt, spricht Chase in einem anderen Zimmer mit zwei finsteren Gestalten. Keine Sorge, sagt er. Ende der Woche bekommen Sie das Geld. Bis dahin habe ich die Firma unter Kontrolle, und da stecken Millionen drin. Die Gangster erklären sich bereit, ihm noch ein wenig Zeit zu lassen. Aber das ist deine letzte Chance, sagen sie. Noch eine einzige Verzögerung, und du schwimmst mit den Fischen im Fluss. Die Männer trampeln davon. Chase wischt sich den Schweiß von der Stirn und stöhnt. Dann nimmt er einen Brief aus der oberen Schublade seines Schreibtischs. Er überfliegt ihn kurz und macht ein sehr zufriedenes Gesicht. Mit bösem Grinsen faltet er ihn zusammen und lässt ihn in seiner Brusttasche verschwinden. Offenbar ist da schon etwas im Gange, aber was, das können wir noch nicht wissen.

Schnitt in Hectors Büro. Chase tritt ein, er hat etwas in der Hand, das wie eine große Thermoskanne aussieht, und fragt Hector, ob er einmal die neue Geschmacksrichtung probieren möchte. Wie heißt sie?, fragt Hector. Jazzmatazz, antwortet Chase, und Hector nickt beifällig, beeindruckt vom mitreißenden Klang dieses Namens. Arglos lässt er sich von Chase eine ordentliche Portion des neuen Gebräus einschenken. Als Hector das Glas entgegennimmt, beobachtet ihn Chase mit lauernden Blicken; er kann es kaum erwarten, dass der böse Trank seine Wirkung tut. Hector hebt in der Halbtotalen das Glas an den Mund und nimmt

vorsichtig einen kleinen Schluck. Er rümpft missbilligend die Nase, seine Augen weiten sich, der Schnurrbart zuckt hin und her. Das Ganze wirkt nur komisch, und doch, als Chase ihn drängt und Hector das Glas für einen zweiten Versuch an die Lippen hebt, verdichtet sich der Eindruck, dass mit diesem Jazzmatazz etwas nicht stimmen kann. Hector nimmt noch einen Probeschluck. Er schmatzt, sieht Chase lächelnd an und schüttelt den Kopf, als wolle er andeuten, dass der Geschmack nicht ganz optimal sei. Chase ignoriert die Kritik seines Chefs, sieht auf die Uhr, spreizt die Finger der rechten Hand und zählt von eins bis fünf die Sekunden mit. Hector ist verblüfft. Aber noch ehe er ein Wort sagen kann, ist Chase bei der fünften und letzten Sekunde angekommen, und Hector kippt einfach so, ohne jede Vorwarnung, auf seinem Stuhl nach vorn und schlägt mit dem Kopf auf die Schreibtischplatte. Noch glauben wir, das Getränk habe ihn betäubt, er sei für kurze Zeit bewusstlos, doch während Chase ihn mit leerem, mitleidlosem Blick beobachtet, beginnt Hector zu verschwinden. Als Erstes verblassen seine Arme, langsam, bis sie nicht mehr zu sehen sind; dann der Oberkörper, schließlich der Kopf. Ein Körperteil nach dem anderen, und am Ende hat er sich vollständig in nichts aufgelöst. Chase schreitet aus dem Zimmer und schließt die Tür hinter sich. Auf dem Flur bleibt er stehen, um seinen Triumph auszukosten; er lehnt sich mit dem Rücken an die Tür und lächelt. Dazu wird der Text eingeblendet: *Tschüs Hector. War nett, dich gekannt zu haben.*

Chase geht. Als er das Bild verlassen hat, verweilt die Kamera noch ein, zwei Sekunden auf der Tür und fährt dann ganz langsam auf das Schlüsselloch zu. Eine phantastische Einstellung, geheimnisvoll und bedrohlich: Die Öffnung

wird immer größer und nimmt immer mehr Raum auf der Leinwand ein, und schließlich können wir in Hectors Büro hineinsehen. Und dann sind wir unvermittelt im Büro selbst, und da wir erwarten, es leer vorzufinden, kommt das, was die Kamera uns zeigt, vollkommen überraschend. Wir sehen Hector auf dem Schreibtisch liegen. Er ist immer noch bewusstlos, jedoch wieder sichtbar, und unser Versuch, diese plötzliche und wundersame Kehrtwende zu erklären, kann uns nur zu einem Schluss führen: Die Wirkung des Getränks hat nachgelassen. Eben haben wir Hector verschwinden sehen, und wenn wir ihn jetzt sehen können, kann das nur bedeuten, dass der Trank weniger stark war, als wir dachten.

Allmählich kommt Hector zu sich. Dieses Lebenszeichen tröstet uns, wir fühlen uns wieder auf sicherem Boden. Wir nehmen an, die Ordnung sei ins Universum zurückgekehrt, und Hector werde sich nun daran machen, es Chase heimzuzahlen und ihn als Schurken zu entlarven. Es folgen gut zwanzig Sekunden, in denen er eine seiner komischsten, sarkastischsten Nummern abzieht. Wie jemand, der einen schlimmen Kater abzuschütteln versucht, erhebt er sich völlig benommen und orientierungslos von seinem Stuhl und taumelt im Zimmer umher. Wir lachen darüber. Wir glauben, was unsere Augen uns sagen, und da wir überzeugt sind, dass Hector wieder der Alte ist, vermag der Anblick seiner weichen Knie, seines benebelten Schwankens uns zu belustigen. Aber dann tritt Hector vor den Spiegel an der Wand, und alles ist wieder anders. Er will sich betrachten. Er will sich das Haar glatt streichen und seine Krawatte richten, doch als er in das spiegelnde Oval hineinblickt, ist sein Gesicht dort nicht zu sehen. Er hat kein Spiegelbild. Er betastet sich, um sich zu vergewissern, dass

er existiert, dass er körperlich vorhanden ist, doch als er dann wieder in den Spiegel blickt, kann er sich immer noch nicht sehen. Hector ist verwirrt, aber er gerät nicht in Panik. Vielleicht stimmt ja etwas mit dem Spiegel nicht.

Er tritt auf den Flur hinaus. Eine Sekretärin geht vorbei, ein Bündel Papier unterm Arm. Hector lächelt ihr zu und winkt freundlich, aber sie scheint ihn nicht zu bemerken. Hector zuckt die Achseln. Dann nähern sich aus der anderen Richtung zwei junge Angestellte. Hector schneidet ihnen eine Grimasse. Er knurrt. Er streckt die Zunge raus. Einer der Angestellten zeigt auf die Tür von Hectors Büro. Ist der Chef schon da?, fragt er. Keine Ahnung, antwortet der andere. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Als er das sagt, steht Hector natürlich unmittelbar vor ihm, kaum eine Handbreit von seinen Augen entfernt.

Die Szene wechselt ins Wohnzimmer von Hectors Haus. Seine Frau geht unruhig auf und ab, ringt abwechselnd die Hände und weint in ihr Taschentuch. Zweifellos hat sie bereits gehört, dass Hector verschwunden ist. Chase kommt herein, der niederträchtige C. Lester Chase, der Urheber der teuflischen Intrige, die Hector um sein Limonadenimperium bringen soll. Heuchlerisch tröstet er die arme Frau, tätschelt ihr die Schulter und schüttelt in gespielter Verzweiflung den Kopf. Er zieht den mysteriösen Brief aus der Brusttasche und gibt ihn ihr mit der Bemerkung, den habe er am Morgen auf Hectors Schreibtisch gefunden. Schnitt auf den Brief in Großaufnahme. *Meine herzlich Geliebte,* beginnt der Brief. *Bitte verzeih mir. Der Arzt sagt, ich leide an einer tödlichen Krankheit und habe nur noch zwei Monate zu leben. Um dir die Pein zu ersparen, habe ich beschlossen, mein Leben jetzt schon zu beenden. Um das Geschäft mach dir keine Sorgen. Bei Chase ist die Firma in guten Händen. Ich werde dich*

immer lieben. Hector. Es dauert nicht lange, bis diese Lügen und Täuschungen ihre Wirkung tun. In der nächsten Einstellung entgleitet der Brief den Händen der Frau und flattert zu Boden. Das alles ist zu viel für sie. Die Welt ist auf den Kopf gestellt, kurz und klein geschlagen. Keine Sekunde später fällt sie in Ohnmacht.

Die Kamera folgt ihr auf den Fußboden und zeigt ihren reglos daliegenden Körper, der langsam in ein anderes Bild überblendet wird. Wir sehen Hector, der das Büro verlassen hat und durch die Straßen wandert, um sich mit dieser seltsamen, schrecklichen Sache zurechtfinden, die ihm da zugestoßen ist. Zum Beweis, dass es wirklich keine Hoffnung mehr gibt, bleibt er an einer belebten Kreuzung stehen und zieht sich bis auf die Unterwäsche aus. Er führt einen kleinen Tanz auf, geht auf den Händen, streckt den vorbeifahrenden Autos seinen Hintern entgegen, und als niemand ihn beachtet, steigt er missmutig wieder in seine Kleider und schlurft davon. Jetzt erst scheint Hector sich mit seinem Schicksal abgefunden zu haben. Er wehrt sich nicht gegen seinen Zustand, sondern versucht, ihn zu verstehen, und statt nach einem Weg zu suchen, sich wieder sichtbar zu machen (zum Beispiel könnte er ja Chase zur Rede stellen oder ein Gegenmittel aufspüren, das die Wirkung des Getränks rückgängig machen würde), unternimmt er eine Reihe abstruser spontaner Experimente, um herauszufinden, wer er ist und was aus ihm geworden ist. Urplötzlich – mit einer blitzschnellen Handbewegung – schlägt er einem Passanten den Hut vom Kopf. So ist das also, scheint Hector sich zu sagen. Ein Mensch kann für alle anderen unsichtbar sein, aber sein Körper hat immer noch einen direkten Bezug zur Welt. Wieder nähert sich ein Fußgänger. Hector streckt den Fuß aus und bringt ihn zu Fall. Ja, seine

Hypothese ist offenbar richtig, aber das bedeutet nicht, dass er auf weitere Untersuchungen verzichten kann. Allmählich freundet er sich mit seiner Aufgabe an: Er hebt den Rock einer Passantin hoch und betrachtet ihre Beine. Eine andere Frau küsst er auf die Wange. Eine dritte auf den Mund. Er streicht ein Stoppschild durch, und gleich darauf stößt ein Motorrad mit einer Straßenbahn zusammen. Er schleicht hinter zwei Männern her, tippt beiden auf die Schulter und tritt sie ans Schienbein, bis sie sich zu prügeln anfangen. Diese Streiche haben etwas Grausames und Kindisches, aber auch etwas sehr Befriedigendes, und jeder fügt der Beweismasse eine weitere Tatsache hinzu. Als Hector einen Baseball aufhebt, der ihm auf dem Bürgersteig entgegenrollt, macht er seine zweite wichtige Entdeckung. Wenn ein Unsichtbarer ein Ding in die Hand nimmt, wird es ebenfalls unsichtbar. Es schwebt nicht in der Luft, sondern wird verschluckt, verschwindet in demselben Nichts, das den Mann selbst umgibt: sobald es in diese Zaubersphäre eintritt, ist es weg. Der Junge, der den Ball verloren hat, läuft zu der Stelle, wo er seiner Meinung nach gelandet sein muss. Nach den Naturgesetzen müsste der Ball dort sein, aber da ist er nicht. Der Junge steht vor einem Rätsel. Als Hector das sieht, legt er den Ball auf den Boden und geht davon. Der Junge lässt den Kopf hängen, aber siehe da, da ist der Ball ja wieder, gleich vor seinen Füßen. Wie ist das nur möglich? Eine Nahaufnahme vom verdutzten Gesicht des Jungen schließt diese kleine Episode ab.

Hector biegt um die Ecke und schreitet den nächsten Boulevard hinunter. Sogleich wird er Zeuge eines abstoßenden Vorfalls, einer Tat, die einen in Rage bringen muss. Ein dicker, gut gekleideter Herr stiehlt einem blinden Zei-

tungsverkäufer ein Exemplar des *Morning Chronicle*. Der Mann hat kein Kleingeld dabei, und da er es eilig hat, zu eilig, um sich auf einen Schein herausgeben zu lassen, greift er sich einfach eine Zeitung und geht weiter. Empört läuft Hector ihm nach, und als der Mann an einer Ampel stehen bleibt, klaut Hector ihm das Portemonnaie aus der Tasche. Das ist komisch und verstörend zugleich. Wir haben nicht das geringste Mitleid mit dem Opfer, wundern uns aber sehr, wie unbekümmert Hector das Gesetz in die eigene Hand genommen hat. Auch als er zu dem Kiosk zurückgeht und dem blinden Verkäufer das Geld gibt, beruhigt uns das noch nicht ganz. In den ersten Sekunden nach dem Diebstahl werden wir zu der Annahme verführt, Hector werde das Geld für sich behalten, und in diesem kleinen, finsteren Zeitraum begreifen wir, dass er die Brieftasche des Dicken nicht gestohlen hat, um ein Unrecht wieder gutzumachen, sondern einfach, weil er wusste, dass er damit durchkommen würde. Seine Großmut ist allenfalls eine nachträglich angefügte Geste. Ihm ist jetzt alles möglich geworden, er braucht sich nicht mehr an die Regeln zu halten. Wenn er will, kann er Gutes tun, aber er kann auch Böses tun, und vorläufig haben wir keine Ahnung, wozu er sich entschließen wird.

Zu Hause hat sich Hectors Frau ins Bett gelegt.

Im Büro öffnet Chase einen Tresor und entnimmt ihm einen dicken Stapel Aktienzertifikate. Er setzt sich an seinen Schreibtisch und beginnt sie zu zählen.

Unterdessen schickt Hector sich an, sein erstes größeres Verbrechen zu begehen. Er betritt ein Juweliergeschäft, und vor einem halben Dutzend nichts sehender Zeugen leert unser ausradierter, von allen guten Geistern verlassener Held einen gläsernen Schaukasten, stopft sich seelen-

ruhig die Taschen mit Armbanduhren, Ketten und Ringen voll. Er wirkt ebenso amüsiert wie zielstrebig und erledigt sein Geschäft mit einem feinen, aber merklichen Lächeln, das ihm die Mundwinkel nach oben zieht. Sein Handeln wirkt kaltblütig und kapriziös, und aufgrund der Beweislage können wir nur zu dem Schluss kommen, dass Hector auf die schiefe Bahn geraten ist.

Er verlässt den Laden. Befremdlicherweise steuert er als Erstes einen Abfalleimer an der Bordsteinkante an. Er fährt mit einem Arm tief in den Müll und zieht eine Papiertüte heraus. Die hat er offenbar selbst dort hineingeworfen, und es befindet sich auch schon etwas darin, nur was, das wissen wir nicht. Als Hector dann wieder ans Schaufenster des Ladens tritt, die Tüte aufmacht und eine pulvrige Substanz auf dem Bürgersteig verstreut, sind wir vollkommen ratlos. Es könnte Staub sein, es könnte Asche sein, es könnte Schießpulver sein; aber was auch immer es sein mag, wir verstehen nicht, warum Hector es auf den Boden schüttet. Nach wenigen Augenblicken zieht sich vom Schaufenster des Juweliergeschäfts bis zum Straßenrand eine dünne dunkle Linie. Nachdem er so den Bürgersteig markiert hat, schreitet Hector nun auf die Fahrbahn. Er weicht Autos aus, springt vor Straßenbahnen zur Seite, entzieht sich hüpfend allerlei Gefahren und leert dabei weiter seine Tüte aus, und während er so nach und nach die Straße überquert, gleicht er zunehmend einem wahnsinnigen Bauern, der seine Saat auswirft. Die Linie zieht sich jetzt über die ganze Breite der Straße. Als Hector den Bordstein auf der anderen Seite erreicht und die Linie weiterzieht, begreifen wir plötzlich: Er legt eine Spur. Wir wissen noch nicht, wohin sie führt, aber als er einen Hauseingang erreicht, die Tür aufdrückt und hineingeht, argwöhnen wir

schon, dass uns nun der nächste Streich gespielt werden soll. Die Tür fällt hinter ihm zu, und die Kameraeinstellung wechselt zu einer Totalen des Gebäudes, das Hector soeben betreten hat: es ist die Zentrale der Fizzy Pop Beverage Corporation.

Jetzt beschleunigt sich die Handlung. In einer raschen Folge kurzer Szenen wird gezeigt, wie der Inhaber des Juweliergeschäfts entdeckt, dass er bestohlen wurde, auf den Bürgersteig rennt, einen Polizisten herbeiwinkt und diesem mit drängenden, panischen Gesten erklärt, was geschehen ist. Der Polizist bemerkt die dunkle Linie auf dem Bürgersteig und folgt ihr mit den Augen bis zu dem Fizzy-Pop-Gebäude auf der anderen Straßenseite. Das könnte eine Spur sein, sagt er. Sehen wir nach, wohin sie führt, sagt der Juwelier, und die beiden machen sich auf den Weg.

Schnitt auf Hector. Er geht jetzt einen Flur entlang, sorgfältig darauf bedacht, seine Spur zum Ziel zu bringen. Er kommt an eine Tür, und als er den Rest des Pulvers aus der Tüte auf die Schwelle streut, zieht die Kamera hoch und zeigt uns das Schild an der Tür: G. LESTER CHASE, VIZEDIREKTOR. Hector befindet sich noch in der Hocke, als die Tür plötzlich aufschwingt und Chase persönlich auf den Flur hinaustritt. Hector schafft es in letzter Sekunde – bevor Chase über ihn stolpern kann – zurückzuspringen, und während die Tür langsam wieder zufällt, schlüpft er hindurch und watschelt wie eine Ente in das Büro. Das Melodram steuert auf seinen Höhepunkt zu, und Hector häuft weiter einen Gag auf den anderen. Allein im Büro, erblickt er die auf Chases Schreibtisch ausgebreiteten Aktienzertifikate. Er schiebt sie zusammen, stößt die Kanten des Stapels mit akribischen Gebärden glatt und verstaut den Packen in seinem Jackett. Dann greift er sich mit hastigen,

stechenden Bewegungen in die Taschen, zieht nach und nach den ganzen Schmuck hervor und häuft das Diebesgut auf Chases Schreibunterlage. Als er den letzten Ring zu der Sammlung legt, kommt Chase zurück, reibt sich die Hände und macht ein überaus selbstzufriedenes Gesicht. Hector tritt in den Hintergrund. Er hat sein Werk vollendet, und jetzt braucht er nur noch zuzusehen, wie sein Feind bekommt, was er verdient hat.

Das vollzieht sich in einem Strudel aus Verblüffung und Missverständnissen, aus Recht und Unrecht. Zunächst lenkt der Schmuck Chase davon ab, dass die Aktien verschwunden sind. Zeit geht verloren, und als er endlich in den glitzernden Haufen fasst und feststellt, dass die Zertifikate nicht mehr da sind, ist es zu spät. Die Tür springt auf, Polizist und Juwelier stürmen herein. Der Schmuck wird identifiziert, das Verbrechen ist gelöst, der Dieb wird verhaftet. Es spielt keine Rolle, dass Chase unschuldig ist. Die Spur hat zu seiner Tür geführt, sie haben ihn auf frischer Tat ertappt. Natürlich protestiert er, versucht durchs Fenster zu fliehen, bewirft seine Angreifer mit Limonadenflaschen, aber nach einem wilden Gerangel, bei dem auch Schlagstock und Bajonett nicht geschont werden, wird er schließlich überwältigt. Hector steht als grimmig unbekümmerter Zuschauer daneben. Auch als Chase in Handschellen gelegt und aus dem Büro geführt wird, frohlockt Hector keineswegs über seinen Sieg. Sein Plan ist perfekt aufgegangen, aber was hat er selbst davon? Der Tag neigt sich dem Ende zu, und er ist immer noch unsichtbar.

Er geht wieder auf die Straße und streift ziellos umher. Die Boulevards sind menschenleer, Hector scheint als Einziger in der Stadt geblieben zu sein. Was ist aus dem Gedränge geworden, durch das er sich vorhin geschoben hat?

Wo sind die Autos und Straßenbahnen, die Menschenmassen auf den Bürgersteigen? Wir fragen uns, ob etwa der Zauber jetzt umgekehrt wirkt. Vielleicht ist Hector wieder sichtbar, denken wir, und alle anderen sind verschwunden. Aber dann nähert sich plötzlich ein Lastwagen und rast durch eine Pfütze. Ein Wasserschwall ergießt sich in hohem Bogen auf den Bürgersteig. Auch Hector wird getroffen, doch als die Kamera sich ihm zuwendet, um uns den Schaden zu zeigen, ist sein Anzug immer noch makellos. Das müsste eigentlich komisch sein, ist es aber nicht, und da Hector die Szene mit Bedacht *nicht* komisch gestaltet (ein langer, trauriger Blick auf seinen Anzug; die Enttäuschung in seinen Augen, als er sieht, dass er nicht mit Schlamm bespritzt ist), ändert dieser simple Trick die Stimmung des ganzen Films. Als es dunkel wird, sehen wir ihn nach Hause kommen. Er tritt ein, steigt die Treppe ins Obergeschoss hoch und geht ins Zimmer seiner Kinder. Das Mädchen und der Junge schlafen schon, jedes in seinem Bettchen. Er setzt sich neben die Tochter, betrachtet sekundenlang ihr Gesicht und hebt die Hand, um ihr Haar zu streicheln. Doch als er sie schon fast berührt, hält er inne, denn plötzlich wird ihm klar, dass seine Hand sie wecken könnte, und wenn sie im Dunkeln erwachte und niemanden sähe, würde sie Angst bekommen. Hector spielt diese anrührende Szene ganz schlicht und zurückhaltend. Er hat nicht mehr das Recht, seine eigene Tochter zu berühren, und während er noch zögert und dann die Hand zurückzieht, erleben wir das volle Ausmaß des Fluchs, der über ihn verhängt wurde. Diese eine kleine Geste – die in der Luft schwebende Hand, die offene Handfläche nur Zentimeter vom Kopf des Mädchens entfernt – zeigt uns, dass Hector vollständig vernichtet ist.

Wie ein Geist steht er auf und verlässt das Zimmer. Er geht den Flur hinunter, öffnet eine Tür und tritt ein. Es ist das Schlafzimmer, und im Bett liegt seine Frau, seine herzlich Geliebte, und schläft. Hector zögert. Sie schlägt um sich, wälzt sich hin und her, strampelt sich aus den Decken: Irgendein schrecklicher Traum hält sie gepackt. Hector nähert sich dem Bett und deckt sie wieder zu, richtet die Kopfkissen und macht die Nachttischlampe aus. Ihre zuckenden Bewegungen werden ruhiger, und wenig später schläft sie tief und fest. Hector tritt zurück, wirft ihr zärtlich eine Kusshand zu und setzt sich in einen Sessel am Fußende des Betts. Es sieht aus, als habe er vor, die ganze Nacht dort zu bleiben und wie ein guter Geist über sie zu wachen. Er kann sie zwar nicht berühren oder mit ihr reden, aber er kann sie beschützen und sich an der Energie ihrer Gegenwart stärken. Doch auch unsichtbare Menschen sind nicht immun gegen Erschöpfung. Sie haben Körper wie jeder andere, und wie jeder andere müssen sie schlafen. Hector werden die Lider schwer. Sie flattern und geben nach, sie fallen zu und öffnen sich wieder, und obwohl er sich noch ein paar Mal wachrütteln kann, ist klar, dass er den Kampf verlieren wird. Und dann unterliegt er auch schon.

Die Leinwand wird schwarz. Bei der nächsten Einstellung ist es Morgen, das Tageslicht flutet durch die Fenster. Schnitt auf Hectors Frau, sie liegt im Bett und schläft. Dann Schnitt auf Hector, schlafend im Sessel. Sein Körper, aufs Unwahrscheinlichste verrenkt, bildet ein komisches Gewirr aus gespreizten Gliedmaßen und geknickten Gelenken, und da wir auf den Anblick dieses schlummernden Brezelmanns überhaupt nicht vorbereitet sind, müssen wir lachen, und mit diesem Lachen ändert sich wiederum die

Stimmung des Films. Die herzlich Geliebte erwacht als Erste, und als sie die Augen aufschlägt und sich aufrichtet, sagt ihre Miene uns alles – Freude, ungläubiges Staunen und vorsichtiger Optimismus wechseln in rascher Folge. Sie springt aus dem Bett und läuft zu Hector hin. Als sie sein Gesicht berührt (das über die Armlehne des Sessels nach hinten gekippt ist), zuckt Hectors Körper krampfhaft auf wie von heftigen Stromschlägen, Arme und Beine zappeln durcheinander, bis er sich endlich in aufrechter Haltung wiederfindet. Nun erst macht er die Augen auf. Unwillkürlich, als habe er vergessen, dass er unsichtbar sein müsste, lächelt er seine Frau an. Sie küssen sich, doch gerade als ihre Lippen sich berühren, weicht er verwirrt zurück. Ist er wirklich da? Ist der Zauber gebrochen, oder träumt er das nur? Er befühlt sein Gesicht, er streicht sich über den Brustkasten, dann sieht er seiner Frau in die Augen. Kannst du mich sehen?, fragt er. Natürlich kann ich dich sehen, sagt sie; ihre Augen füllen sich mit Tränen, sie beugt sich vor und gibt ihm einen Kuss. Aber Hector ist noch nicht überzeugt. Er steht auf und geht zu einem Spiegel an der Wand. Der Spiegel muss den Beweis liefern, wenn er sich dort sehen kann, ist der Albtraum mit Sicherheit vorbei. Dass er sich tatsächlich dort sieht, war zu erwarten, aber das Schöne an diesem Augenblick ist die Langsamkeit seiner Reaktion. Ein, zwei Sekunden lang bleibt seine Miene unverändert, und wie er dem Mann, der ihm da aus dem Spiegel entgegenstarrt, in die Augen sieht, könnte man meinen, er betrachte einen Fremden, er begegne dem Gesicht eines Mannes, den er noch niemals gesehen hat. Die Kamera fährt näher an ihn heran, und jetzt beginnt er zu lächeln. Da es unmittelbar auf diese schaurige Verständnislosigkeit folgt, deutet das Lächeln auf mehr als bloßes Wie-

dererkennen. Er sieht dort nicht mehr den alten Hector. Er ist jetzt ein anderer; gewiss, er sieht seinem ehemaligen Ich überaus ähnlich, und doch ist er vollkommen verwandelt, umgekrempelt, ein neuer Mensch. Das Lächeln wird breiter, strahlender, zufriedener mit dem Gesicht, das in diesem Spiegel aufgetaucht ist. Ein Kreis zieht sich darum zu, und bald sehen wir nur noch diesen lächelnden Mund, den Mund und den Schnurrbart darüber. Der Schnurrbart zuckt einige Sekunden, dann wird der Kreis kleiner und immer kleiner. Schließlich bleibt nur noch ein Punkt, und der Film ist zu Ende.

Mit diesem Lächeln endet praktisch auch Hectors Karriere. Um seinen Vertrag zu erfüllen, hat er zwar noch einen Film produziert, aber *Doppelt oder nichts* kann nicht als neues Werk gezählt werden. Kaleidoscope stand schon kurz vor dem Bankrott, und für einen weiteren richtigen Film war einfach nicht mehr genug Geld vorhanden. Stattdessen suchte Hector verworfenes Material aus früheren Filmen hervor und stellte die Schnipsel zu einer Sammlung von Gags, Klamauk und Slapstick-Improvisationen zusammen. Als Verwertung von Altmaterial war dies raffiniert genug, aber wir lernen daraus allenfalls etwas über Hectors Talente am Schneidetisch. Wenn wir sein Werk fair beurteilen wollen, müssen wir *Ein Niemand* als seinen letzten Film ansehen. Hier setzt er sich mit seinem Verschwinden auseinander, und trotz aller Vieldeutigkeit und versteckter Anspielungen, trotz aller moralischen Fragen, die er aufwirft, um sie dann doch nicht zu beantworten, handelt dieser Film im Wesentlichen von den Qualen der Individualität. Hector sucht nach einem Weg, sich von uns zu verabschieden, der Welt Lebwohl zu sagen, und um dies zu tun, muss er sich vor sich selbst verschwinden lassen. Er wird unsicht-

bar, und als der Zauber sich schließlich verliert und er wieder sichtbar wird, erkennt er sein eigenes Gesicht nicht mehr. Wir sehen ihn, wie er selbst sich sieht, und mit dieser unheimlichen Verdoppelung der Perspektive werden wir zu Zeugen seiner Konfrontation mit der Tatsache der eigenen Auslöschung. Doppelt oder nichts. Diese Wendung wählte er als Titel für seinen nächsten Film, doch hat sie nicht einmal entfernt etwas mit dem zu tun, was uns in diesem achtzehnminütigen Mischmasch aus Kunststückchen und Kapriolen geboten wird. Vielmehr verweist dieser Titel auf die Spiegelszene in *Ein Niemand zurück,* auf Hectors merkwürdiges Lächeln, das uns ahnen lässt, was die Zukunft für ihn bereithält. Mit diesem Lächeln lässt er sich von neuem auf die Welt kommen, aber er ist jetzt nicht mehr derselbe, nicht mehr der Hector Mann, der uns das vergangene Jahr hindurch unterhalten hat. Wir sehen ihn in einen Menschen verwandelt, den wir nicht wieder erkennen, und ehe wir zu erfassen vermögen, wer dieser neue Hector sein könnte, ist er weg. Ein Kreis schließt sich um sein Gesicht, Schwärze verschluckt ihn. Und gleich darauf erscheint, zum ersten und einzigen Mal in seinen Filmen, das Wort ENDE auf der Leinwand, und das ist das Letzte, was man jemals von ihm gesehen hat.

3

Ich schrieb das Buch in weniger als neun Monaten. Das Manuskript belief sich auf über dreihundert getippte Seiten, und um jede einzelne dieser Seiten musste ich kämpfen. Dass ich überhaupt fertig wurde, lag nur daran, dass ich nichts anderes tat. Ich arbeitete sieben Tage die Woche, saß täglich zehn bis zwölf Stunden am Schreibtisch, und abgesehen von kleinen Ausflügen in die Montague Street, wo ich mich mit Lebensmitteln und Papier, Tinte und Farbbändern versorgte, verließ ich die Wohnung so gut wie nie. Ich hatte kein Telefon, kein Radio, keinen Fernseher, keinerlei Kontakt zu Menschen. Einmal im April und einmal im August fuhr ich mit der U-Bahn nach Manhattan, um in der Bibliothek etwas nachzuschlagen, ansonsten aber bewegte ich mich nicht aus Brooklyn heraus. Doch war ich auch nicht wirklich in Brooklyn. Ich war nur in dem Buch, und das Buch war in meinem Kopf, und solange ich in meinem Kopf blieb, konnte ich das Buch weiterschreiben. Ich lebte wie in einer Gummizelle, doch von allen Leben, die ich damals hätte leben können, war dies das einzige, das mir sinnvoll erschien. Ich war nicht fähig, mich in der Welt zu bewegen, und ich wusste, die Welt würde mich erdrücken, wenn ich mich dort wieder hineinwagte, bevor ich mit dem Buch fertig war. Also verkroch ich mich in dieser kleinen Wohnung und verbrachte die Zeit damit, über Hector Mann zu schreiben. Die Arbeit ging langsam voran

und mochte sinnlos sein, aber sie verlangte über neun Monate hin meine ganze Aufmerksamkeit, und da sie mich davon abhielt, an irgendetwas anderes zu denken, habe ich ihr wahrscheinlich zu verdanken, dass ich nicht wahnsinnig geworden bin.

Ende April schrieb ich an Smits und bat ihn, meinen Urlaub über das Herbstsemester hinaus zu verlängern. Ich sei mir immer noch unschlüssig, was meine langfristigen Pläne betreffe, schrieb ich, aber falls es in den nächsten Monaten nicht zu dramatischen Veränderungen käme, würde ich meine Lehrtätigkeit vermutlich aufgeben – vielleicht nicht endgültig, aber doch für längere Zeit. Ich hoffe, er könne mir verzeihen. Es sei nicht so, dass ich das Interesse verloren hätte. Ich sei mir bloß nicht sicher, ob meine Beine mich tragen würden, wenn ich vor ein Auditorium treten und zu den Studenten sprechen müsste.

Allmählich gewöhnte ich mich an ein Leben ohne Helen und die Jungen, aber das hieß nicht, dass ich irgendwelche Fortschritte gemacht hatte. Ich wusste nicht, wer ich war, ich wusste nicht, was ich wollte, und bis ich einen Weg gefunden hätte, wieder mit anderen Leuten zusammenzuleben, würde ich auf der Existenzstufe eines halben Menschen stehen bleiben. Während ich das Buch schrieb, habe ich mich bewusst davon abgehalten, über die Zukunft nachzudenken. Ein vernünftiger Plan wäre zum Beispiel gewesen, in New York zu bleiben, die Wohnung, die ich gemietet hatte, mit Möbeln auszustatten und dort ein neues Leben anzufangen, aber als es dann so weit war und ich den nächsten Schritt tun müsste, entschied ich mich anders und kehrte nach Vermont zurück. Ich kämpfte mit der Schlussrevision des Manuskripts und fing gerade an, die endgültige Fassung abzutippen, um sie dann einem Verlag

zu schicken, als mir plötzlich der Gedanke kam, dass New York und das Buch eins seien, und wenn das Buch fertig wäre, sollte ich New York verlassen und anderswo hingehen. Vermont war gewiss die schlechteste Wahl, die ich hätte treffen können, aber die Gegend war mir vertraut, und ich wusste, wenn ich dorthin zurückginge, wäre ich Helen wieder nahe und könnte wieder die Luft atmen, die wir, als sie noch lebte, zusammen geatmet hatten. Die Vorstellung hatte etwas Tröstliches. In das alte Haus in Hampton konnte ich nicht zurück, aber es gab andere Häuser in anderen Städten, und solange ich in der Gegend blieb, konnte ich mein verrücktes, einzelgängerisches Leben weiterführen, ohne meiner Vergangenheit den Rücken zu kehren. Ich war noch nicht so weit, mich davon zu lösen. Das war erst anderthalb Jahre her, und meine Trauer sollte noch nicht aufhören. Ich brauchte nur ein anderes Projekt, an dem ich arbeiten konnte, einen neuen Ozean, in dem ich mich ertränken konnte.

Am Ende kaufte ich ein Haus in West T----, etwa fünfundzwanzig Meilen südlich von Hampton. Das Haus war absurd niedrig gebaut, eine Art Skihütte aus Fertigbauteilen mit Teppichboden und elektrischem Kamin, so furchtbar hässlich, dass es fast schon wieder schön war. Es hatte weder Charme noch Charakter, keine liebevoll gearbeiteten Details, die einen zu dem Gedanken verführen konnten, man werde sich dort jemals heimisch fühlen. Es war eine Herberge für die lebenden Toten, eine Zwischenstation für psychisch Kranke, und wer in diesen nichts sagenden, unpersönlichen Räumen wohnte, konnte die Welt nur als eine Illusion betrachten, die Tag für Tag neu erfunden werden musste. Trotz aller Fehler der Architektur schienen mir die Dimensionen des Hauses jedoch ideal zu sein. Es

war nicht so groß, dass man sich darin verloren vorkam, und nicht so klein, dass man sich beengt fühlte. Die Küche hatte Oberlichter in der Decke; das tiefer gelegte Wohnzimmer hatte ein Panoramafenster und freie Wände, die hoch genug waren, dass ich dort Regale für meine Bücher aufbauen konnte; von der Loggia aus sah man in das Wohnzimmer hinunter; und es gab drei identisch geschnittene Schlafzimmer: eins zum Schlafen, eins zum Arbeiten und eins zum Unterbringen der Dinge, die anzusehen mir der Mut fehlte, die ich aber auch nicht wegwerfen konnte. Das Haus besaß genau die richtige Größe und Form für jemanden, der allein leben wollte, und zusätzlich hatte es den Vorteil einer völlig abgeschiedenen Lage. Gelegen auf halber Höhe eines Berghangs, umgeben von einem dichten Wald aus Birken, Fichten und Ahornbäumen, war es nur über einen Feldweg erreichbar. Wenn ich niemanden sehen wollte, war das kein Problem. Und noch wichtiger, niemand würde mich sehen müssen.

Zu Beginn des Jahres 1987 zog ich dort ein und widmete mich zunächst einmal sechs Wochen lang praktischen Angelegenheiten: Regale bauen, einen Holzofen installieren, mein Auto verkaufen und dafür einen Pick-up mit Allradantrieb anschaffen. Bei Schnee war der Berg tückisch, und da es praktisch ununterbrochen schneite, brauchte ich einen Wagen, der mich hinauf- und hinunterbrachte, ohne dass jede Fahrt zu einem Abenteuer ausartete. Ich ließ Klempner und Elektriker kommen, die Wasser- und Stromleitungen reparierten; ich strich die Wände, legte mir einen Wintervorrat Klafterholz an und kaufte einen Computer, ein Radio und ein Faxgerät mit Telefon. Unterdessen machte *Die stumme Welt des Hector Mann* ihren Weg durch die verworrenen Kanäle der Universitätsverlage. Im Gegen-

satz zu anderen Büchern wird über Annahme oder Ablehnung eines Fachbuchs nie von einem einzigen Lektor im Verlag entschieden. Kopien des Manuskripts werden an verschiedene Spezialisten auf dem jeweiligen Gebiet verschickt, und solange diese Leute es nicht gelesen und ihr Gutachten eingesandt haben, tut sich gar nichts. Die Honorare für diese Arbeit sind kaum der Rede wert (bestenfalls ein paar hundert Dollar), und da es sich bei den Gutachtern meist um Professoren handelt, die mit Lehre und dem Abfassen eigener Bücher vollauf beschäftigt sind, zieht sich das Ganze oft sehr in die Länge. In meinem Fall wartete ich von Mitte November bis Ende März, bis endlich eine Antwort kam. Inzwischen hatte ich mich so sehr in andere Dinge vertieft, dass ich das Manuskript beinahe schon vergessen hatte. Natürlich war ich froh, dass man es nehmen wollte, froh, dass meine Mühe sich nun doch gelohnt hatte, aber ich kann nicht sagen, dass mir das viel bedeutet hätte. Für Hector Mann mochte es eine gute Nachricht sein, und auch für die Fans alter Filme und die Kenner schwarzer Schnurrbärte, aber ich selbst dachte kaum noch daran, nachdem die Sache einmal hinter mir lag. Und wenn ich doch gelegentlich daran dachte, kam es mir vor, als habe jemand anders dieses Buch geschrieben.

Mitte Februar bekam ich einen Brief von einem ehemaligen Kommilitonen, Alex Kronenberg, der inzwischen an der Columbia lehrte. Bei dem Gedenkgottesdienst für Helen und die Jungen hatte ich ihn das letzte Mal gesehen, und obwohl wir seitdem nicht mehr miteinander gesprochen hatten, hielt ich ihn immer noch für einen zuverlässigen Freund. (Sein Kondolenzschreiben war ein Muster der Redekunst und Anteilnahme gewesen, der beste Brief, den ich überhaupt bekommen hatte.) Den neuen Brief begann

er mit der Bitte um Entschuldigung, dass er sich nicht schon früher gemeldet habe. Er habe oft an mich gedacht, schrieb er, und gerüchteweise mitbekommen, dass ich in Hampton Urlaub genommen und einige Monate in New York gelebt habe. Er finde es schade, dass ich ihn nicht angerufen habe. Hätte er gewusst, dass ich dort war, hätte es ihm unendliche Freude bereitet, mich zu besuchen. Genau das waren seine Worte – unendliche Freude – , ein typischer Ausdruck für ihn. Jedenfalls, begann der nächste Absatz, habe die Columbia University Press ihn kürzlich gebeten, eine neue Buchreihe herauszugeben, die Bibliothek der Weltliteratur. Ein Mann mit dem kuriosen Namen Dexter Feinbaum, der 1927 sein Examen an der Columbia School of Engineering gemacht habe, habe ihnen viereinhalb Millionen Dollar hinterlassen, die zur Finanzierung dieser Sammlung verwendet werden sollten. Es gehe darum, die anerkannten Meisterwerke der Weltliteratur in einer einheitlich gestalteten Buchreihe zusammenzubringen. Aufgenommen werden solle alles von Meister Eckhart bis Fernando Pessoa, und überall da, wo die existierenden Übersetzungen für unzureichend erachtet würden, sollten neue in Auftrag gegeben werden. *Das Unternehmen ist der reine Wahnsinn,* schrieb Alex, *aber man hat mich zum Cheflektor bestimmt, und trotz der vielen zusätzlichen Arbeit (ich komme kaum noch zum Schlafen) muss ich zugeben, dass mir die Sache Spaß macht. In seinem Testament hat Feinbaum eine Liste der ersten einhundert Titel aufgestellt, die er veröffentlicht haben möchte. Reich geworden ist er als Hersteller von Fassadenverkleidungen aus Aluminium, aber an seinem literarischen Geschmack kann man nichts aussetzen. Eins dieser Bücher war Chateaubriands* Mémoires d'outre-tombe. *Ich habe das verfluchte Ding mit seinen zweitausend Seiten noch nicht gelesen,*

erinnere mich aber an das, was du 1911 eines Abends irgendwo auf dem Campus in Yale zu mir gesagt hast – ich glaube, es war in der Nähe des kleinen Platzes vor Bieneke – , und deine Worte waren ungefähr diese: «Das hier», hast du gesagt (und den ersten Band der französischen Ausgabe hochgehalten und herumgeschwenkt), «ist die beste Autobiographie, die jemals geschrieben wurde.» Ich weiß nicht, ob du das immer noch so siehst, aber ich muss dir wahrscheinlich nicht sagen, dass dieses Werk seit seinem Erscheinen 1848 nur zweimal vollständig übersetzt wurde. 1849 und 1902. Es ist demnach höchste Zeit für eine Neuübersetzung, meinst du nicht auch? Ich habe keine Ahnung, ob du überhaupt noch Bücher übersetzen willst, aber falls ja, fände ich es schön, wenn du dieses für uns übernehmen würdest.

Ich hatte jetzt ein Telefon. Nicht dass ich hoffte, von irgendwem angerufen zu werden, aber es schien mir klug, für den Notfall eins anschließen zu lassen. Ich hatte da oben keine Nachbarn, und falls das Dach einstürzte oder das Haus in Brand geriet, wollte ich wenigstens telefonisch Hilfe holen können. Das war eins meiner wenigen Zugeständnisse an die Wirklichkeit, die widerwillige Anerkennung der Tatsache, dass ich nicht als einziger Mensch auf der Welt übrig geblieben war. Normalerweise hätte ich Alex brieflich geantwortet, aber zufällig hatte ich die Post an diesem Nachmittag in der Küche geöffnet; das Telefon stand keinen halben Meter von mir entfernt auf der Anrichte. Alex war vor kurzem umgezogen, und seine neue Adresse und Telefonnummer hatte er mir am Ende des Briefs aufgeschrieben. Die Versuchung, mir dies zunutze zu machen, war zu groß. Ich nahm den Hörer ab und wählte.

Viermal klingelte das Telefon am anderen Ende, dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Unerwartet wurde die Nachricht von einem Kind gesprochen. Nach drei

oder vier Worten erkannte ich die Stimme; es war Alex' Sohn. Jacob muss damals ungefähr zehn gewesen sein, er war etwa anderthalb Jahre älter als Todd – das heißt, anderthalb Jahre älter als Todd, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Der Junge sagte: Wir sind in der zweiten Hälfte des neunten Innings. Alle Bases sind besetzt, zwei Mann sind out. Es steht vier zu drei, mein Team ist am Verlieren, und ich bin am Schlag. Wenn ich einen Hit schaffe, gewinnen wir das Spiel. Der Werfer holt aus. Ich schlage. Es ist ein Groundball. Ich lasse den Schläger fallen und renne los. Der zweite Baseman schnappt sich den Ball vom Boden, wirft ihn zum ersten, und ich bin aus. Ja, richtig gehört, Leute, ich bin aus. Jacob ist aus. Das gilt auch für meinen Vater Alex, meine Mutter Barbara und meine Schwester Julie. Zurzeit ist die ganze Familie aus. Bitte sprecht nach dem Piep, wir rufen dann zurück, sobald wir um die Bases gelaufen und nach Hause gekommen sind.

Ein neckischer Unsinn, der mich ziemlich durcheinander brachte. Nach dem Piepton fiel mir nichts ein, was ich hätte sagen können, und statt das Band mit meinem Schweigen zu füllen, legte ich auf. Ich hatte noch nie gern auf diese Geräte gesprochen. Sie machten mich nervös und verlegen, aber Jacobs Stimme hatte mich völlig aus der Bahn geworfen, mich in einen Zustand nahe der Verzweiflung versetzt. Er hatte sich zu glücklich angehört, zu berstend vor unterdrücktem Gelächter. Auch Todd war ein kluger, aufgeweckter Junge gewesen, aber er war jetzt nicht achteinhalb, sondern sieben, und er würde noch immer sieben sein, wenn Jacob längst erwachsen wäre.

Ich ließ mir ein paar Minuten Zeit, dann versuchte ich es noch einmal. Jetzt wusste ich, was mich erwartete, und als der Spruch ein zweites Mal aufgesagt wurde, hielt ich

den Hörer weg, um es mir nicht anhören zu müssen. Jacob schien ewig zu sprechen, aber als dann endlich der Piepton kam, nahm ich den Hörer wieder ans Ohr und begann zu reden. Alex, sagte ich. Ich habe gerade deinen Brief gelesen und will dir nur sagen, dass ich die Übersetzung machen möchte. Bedenkt man den Umfang des Buchs, wirst du erst in zwei oder drei Jahren mit dem fertigen Text rechnen können. Aber ich nehme an, das ist dir längst bewusst. Noch bin ich dabei, mich hier einzurichten, aber wenn ich erst mal mit dem Computer umgehen kann, den ich mir vorige Woche gekauft habe, werde ich sofort anfangen. Danke für die Einladung. Ich habe mich schon nach einer Beschäftigung umgesehen, und ich denke, das hier wird mir Spaß machen. Grüß Barbara und die Kinder. Ich hoffe, wir sprechen uns bald.

Er rief noch am selben Abend zurück, erstaunt, aber auch froh, dass ich akzeptiert hatte. Das war nur so ins Blaue hinein, sagte er, aber ich hätte mich nicht wohl gefühlt, wenn ich dich nicht als Ersten gefragt hätte. Du glaubst gar nicht, wie mich das freut.

Freut mich, dass es dich freut, sagte ich.

Ich lasse dir morgen einen Vertrag schicken. Damit die Sache amtlich wird.

Ganz wie du meinst. Übrigens habe ich mir schon überlegt, wie ich den Titel übersetzen möchte.

Mémoires d'outre-tombe. Erinnerungen von jenseits des Grabes.

Das klingt mir zu plump. Irgendwie zu wörtlich und dabei gleichzeitig schwer verständlich.

Und was hast du dir ausgedacht?

Erinnerungen eines Toten.

Interessant.

Ist doch nicht schlecht, oder?

Nein, ganz und gar nicht. Gefällt mir sehr.

Entscheidend ist, dass es plausibel klingt. Chateaubriand hat fünfunddreißig Jahre an dem Buch geschrieben, und er hat verfügt, dass es erst fünfzig Jahre nach seinem Tod veröffentlicht werden sollte. Was wir da lesen, ist buchstäblich die Stimme eines Toten.

Aber man hat die fünfzig Jahre nicht abgewartet. Das Buch ist 1848 erschienen, also noch im Jahr seines Todes.

Er war in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Nach der Revolution von 1830 war es mit seiner politischen Karriere vorbei, und er machte Schulden. Madame Récamier, seit etwa zwölf Jahren seine Geliebte – ja, *die* Madame Récamier –, überredete ihn, vor kleinem, ausgewähltem Publikum in ihrem Salon private Lesungen zu halten. Auf diese Weise sollte ein Verleger gefunden werden, der bereit war, Chateaubriand einen Vorschuss zu zahlen, ihm Geld für ein Buch zu geben, das erst in vielen Jahren erscheinen sollte. Der Plan scheiterte, aber die Reaktion auf das Buch war außerordentlich positiv. Die *Mémoires* wurden zum berühmtesten unvollendeten, unveröffentlichten und ungelesenen Buch der Geschichte. Aber Chateaubriand war immer noch pleite. Also ließ sich Madame Récamier etwas anderes einfallen, und der neue Plan ging auf – jedenfalls teilweise. Eine Art Aktiengesellschaft wurde gegründet, man konnte Anteile an dem Buch erwerben. Termingeschäfte mit Worten, so könnte man das nennen, ähnlich wie man an der Wall Street auf die zukünftigen Preise von Sojabohnen und Getreide spekuliert. Chateaubriand hat praktisch seine Autobiographie verpfändet, um sein Alter zu finanzieren. Er bekam eine hübsche Summe im Voraus, die es ihm erlaubte, seine Gläubiger zu befriedigen, und eine garantierte

Leibrente, die ihm jährlich bis ans Ende seines Lebens ausgezahlt werden sollte. Die Sache war genial ausgedacht. Nur ergab sich das Problem, dass Chateaubriand gar nicht ans Sterben dachte. Als die Gesellschaft gegründet wurde, war er Mitte sechzig, und er hielt durch bis achtzig. Inzwischen hatten die Anteilsscheine mehrmals die Besitzer gewechselt, und die Freunde und Bewunderer, die anfangs darin investiert hatten, waren längst gestorben. Chateaubriand gehörte wildfremden Leuten. Deren einziges Interesse war der Profit, und je länger er lebte, desto sehnlicher wünschten sie seinen Tod herbei. Diese letzten Jahre müssen furchtbar für ihn gewesen sein. Ein gebrechlicher alter Mann, vom Rheuma gelähmt, Madame Récamier nahezu erblindet, alle seine Freunde im Grab. Aber er hat bis zum Ende an dem Manuskript gearbeitet.

Reizende Geschichte.

Nicht besonders komisch, möchte ich meinen. Aber eins steht fest: Der alte Vicomte konnte verdammt gute Sätze bauen. Das ist ein unglaubliches Buch, Alex.

Du willst also sagen, es macht dir nichts aus, die nächsten zwei oder drei Jahre deines Lebens mit einem trübsinnigen Franzosen hinzubringen?

Ich habe gerade ein Jahr mit einem Stummfilmkomiker hinter mir, und etwas Abwechslung kann ich jetzt gut brauchen.

Stummfilm? Davon weiß ich ja noch gar nichts.

Da ging es um einen gewissen Hector Mann. Ich habe im Herbst ein Buch über ihn abgeschlossen.

Du bist also fleißig gewesen. Gut so.

Ich musste irgendetwas tun. Also habe ich mich dazu entschlossen.

Warum habe ich von diesem Schauspieler noch nie ge-

hört? Nicht dass ich mich überhaupt mit Filmen auskenne, aber der Name sagt mir gar nichts.

Er ist vollkommen unbekannt. Er ist mein Privatkomiker, ein Hofnarr, der seine Spaße nur für mich allein treibt. Zwölf, dreizehn Monate lang war er Tag und Nacht an meiner Seite.

Du warst tatsächlich mit ihm zusammen? Oder ist das nur so eine Redensart?

Niemand hat Hector Mann seit 1929 gesehen. Er ist tot. So tot wie Chateaubriand und Madame Récamier. So tot wie Dexter, wie heißt er noch?

Feinbaum.

So tot wie Dexter Feinbaum.

Du hast dir also ein Jahr lang alte Filme angesehen.

Nicht ganz. Ich habe mir drei Monate lang alte Filme angesehen, und dann habe ich mich in ein Zimmer eingeschlossen und neun Monate lang darüber geschrieben. Das Seltsamste, was ich jemals getan habe. Über Dinge zu schreiben, die ich nicht mehr sehen konnte, und sie so darzustellen, dass sie optisch präsent wurden. Das Ganze war wie eine Halluzination.

Und was ist mit den Lebenden, David? Beschäftigst du dich auch mit denen?

So wenig wie möglich.

Das habe ich mir gedacht.

Voriges Jahr hatte ich in Washington ein Gespräch mit einem Mann namens Singh. Dr. J. M. Singh. Ein bemerkenswerter Mensch, mit dem ich mich sehr gern unterhalten habe. Er hat mir sehr geholfen.

Und gehst du jetzt regelmäßig zum Arzt?

Wozu denn? Unsere Plauderei hier ist die längste Unterhaltung, die ich seitdem mit irgendwem geführt habe.

Du hättest mich anrufen sollen, als du in New York warst.

Ich konnte nicht.

David, du bist nicht mal vierzig. Das Leben ist noch nicht vorbei.

Na ja, nächsten Monat werde ich vierzig. Am fünfzehnten veranstalte ich eine Riesenfete im Madison Square Garden, und ich hoffe, du und Barbara könnt euch dafür freimachen. Es überrascht mich, dass ihr die Einladung noch nicht erhalten habt.

Wir machen uns Sorgen um dich, das ist alles. Ich will mich ja nicht einmischen, aber wenn jemand, den man gern hat, sich so benimmt, fällt es schwer, dem einfach tatenlos zuzusehen. Ich wünschte, ich könnte irgendetwas für dich tun.

Das hast du doch getan. Du hast mir einen neuen Job angeboten, und dafür bin ich dir dankbar.

Da geht es um Arbeit. Ich rede jetzt aber vom Leben.

Gibt's da einen Unterschied?

Du bist ein ganz schön sturer Hund, weißt du das?

Erzähl mir von diesem Dexter Feinbaum. Der Mann ist schließlich mein Wohltäter, und ich weiß noch überhaupt nichts von ihm.

Du willst also nicht darüber reden?

Wie unser alter Freund Bartleby bei Melville zu sagen pflegte: Lieber nicht.

Niemand kann ohne andere Menschen leben, David. Das ist völlig unmöglich.

Mag sein. Aber es hat auch noch niemand in meiner Haut gesteckt. Vielleicht bin ich der Erste.

AUS der Einleitung zu den *Erinnerungen eines Toten* (Paris, 14. April 1848; revidiert am 28. Juli):

Da es mir unmöglich ist, den Zeitpunkt meines Todes vorauszusehen, da die Tage, die einem Menschen meines Alters zugemessen sind, nur eine Gnaden- oder besser Galgenfrist bedeuten, drängt es mich, einige Worte der Erklärung abzugeben.

Am 4. September werde ich achtundsiebzig Jahre alt. Es ist hohe Zeit für mich, eine Welt zu verlassen, die mich nun ebenfalls rasch verlässt, und ich empfinde kein Bedauern… Traurige Notwendigkeit, die mir zeitlebens den Fuß auf die Kehle gesetzt hat, zwingt mich, meine Erinnerungen *zu verkaufen. Niemand kann sich vorstellen, was ich gelitten habe, als ich gezwungen war, mein Grabmal zu versetzen, und doch bin ich dieses letzte Opfer meinem feierlichen Versprechen und der Beständigkeit meines Verhaltens schuldig gewesen… Ursprünglich habe ich sie Madame Chateaubriand vermachen wollen. Sie hätte sie der Welt übergeben oder sie zurückhalten können, ganz nach ihrem Gutdünken. Heute bin ich fester überzeugt denn je, dass letztere Lösung vorzuziehen gewesen wäre…*

Diese Erinnerungen *wurden zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern niedergeschrieben. Aus diesem Grund ergab sich für mich die Notwendigkeit, Prologe hinzuzufügen, in denen die Orte, die mir vor Augen standen, wie auch die Gefühle geschildert werden, die mein Herz erfüllten, als ich den Faden meiner Erzählung jeweils wieder aufnahm. Auf diese Weise kommt es zu einer Vermischung der einander abwechselnden Phasen meines Lebens. In Zeiten des Wohlstands widerfuhr es mir mitunter, dass ich von*

Zeiten der Entbehrung zu erzählen hatte; desgleichen hatte ich mich in Tagen der Not auf solche des Glücks zu besinnen. Der Übergang von der Jugend zum Alter, die Gesetztheit meiner späteren Jahre, welche die Jahre meiner Unschuld mit Trauer einfärbten, die Strahlen meiner Sonne, die sich vom Augenblick ihres Aufgangs bis zu dem ihres Untergangs überkreuzten und ineinander flössen – all dies hat eine gewisse Verwirrung oder, wenn man so will, so etwas wie eine unergründliche Einheit in meine Darstellungen gebracht. Meine Wiege erinnert an mein Grab, mein Grab an meine Wiege; meine Leiden werden zu Freuden, meine Freuden zu Leiden; und jetzt, da ich die Durchsicht dieser Erinnerungen *abgeschlossen habe, bin ich mir nicht mehr sicher, ob sie das Produkt eines jugendlichen Geistes oder das eines vom Alter ergrauten Kopfes darstellen.*

Ich kann nicht wissen, ob dies Gemisch dem Leser angenehm oder unangenehm sein wird. Abhelfen kann ich dem nicht. Es ist das Ergebnis meines wechselhaften Geschicks, der Unbeständigkeit meines Glücks. Sein stürmisches Walten hat mir als Schreibunterlage nicht selten nur noch den Felsen gewährt, auf dem ich gestrandet war.

Man hat mich gedrängt, Teile dieser Erinnerungen *schon zu meinen Lebzeiten herauszugeben, aber ich ziehe es vor, aus der Tiefe meines Grabes zu sprechen. So werden Stimmen meinen Bericht begleiten, die, weil sie aus der Totengruft kommen, das Gepräge des Heiligen haben. Wenn ich in dieser Welt genug gelitten habe, um in der nächsten zu einem glücklichen Schatten zu werden, wird ein Lichtstrahl von den elysischen Feldern sich schützend auf diese meine letzten Bilder legen. Das Leben lastet schwer auf mir; vielleicht bekommt der Tod mir besser.*

Diese Erinnerungen *sind für mich von besonderer Bedeu-*

tung. Dem heiligen Bonaventura wurde gestattet, sein Buch weiterzuschreiben, nachdem er gestorben war. Ich kann auf eine solche Gunst nicht hoffen, zum Allermindesten aber wünschte ich mir, zu irgendeiner mitternächtlichen Stunde auferstehen zu dürfen, um die Fahnenabzüge korrigieren zu können…

Wenn irgendein Teil meiner Mühen mich mehr befriedigt hat als alle anderen, dann ist es der, der sich auf meine Jugend bezieht – der verborgenste Winkel meines Lebens. Dort musste ich eine Welt aufs Neue zum Leben erwecken, die niemand kennt als ich allein, und ich bin auf meinen Streifzügen durch dieses entschwundene Reich nur Schweigen und Erinnerungen begegnet. Wie viele von all den Menschen, die ich gekannt habe, sind heute noch am Leben?

… Sollte ich außerhalb Frankreichs sterben, bitte ich darum, meinen Leichnam erst fünfzig Jahre nach der ersten Beisetzung in mein Heimatland zu überführen. Der Frevel einer Leichenöffnung bleibe meinen Überresten erspart; niemand soll in meinem leblosen Gehirn und meinem erloschenen Herzen nach dem Mysterium meines Wesens forschen. Der Tod offenbart die Geheimnisse des Lebens nicht. Die Vorstellung, einen Leichnam mit der Post zu verschicken, erfüllt mich mit Entsetzen, aber trockene, vermoderte Knochen lassen sich leicht transportieren. Sie werden auf dieser letzten Reise weniger müde sein als zu der Zeit, da ich sie auf dieser Erde umhergeschleppt habe, niedergedrückt von der Last meiner Sorgen.

Ich begann die Übersetzung gleich am Morgen nach meinem Gespräch mit Alex. Das war mir möglich, weil ich das Buch besaß (die zweibändige Pléiade-Ausgabe, herausgegeben von Levaillant und Moulinier, mit Lesarten, Anmer-

kungen und mehreren Anhängen) und es noch drei Tage, bevor Alex' Brief gekommen war, in der Hand gehabt hatte. Am Anfang dieser Woche war ich mit dem Aufbau meiner neuen Bücherregale fertig geworden. Täglich mehrere Stunden lang hatte ich Bücher ausgepackt und einsortiert, und irgendwann im Verlauf dieser langwierigen Operation war ich auf Chateaubriand gestoßen. Ich hatte seit Jahren nicht mehr in die *Mémoires* hineingesehen, aber an diesem Morgen in Vermont, im Chaos meines Wohnzimmers, umgeben von Kisten und Türmen ungeordneter Bücher, hatte ich sie mal wieder aufgeschlagen. Als Erstes fiel mein Blick auf eine Passage in Band eins. Dort erzählt Chateaubriand, wie er im Juni 1789 einen bretonischen Dichter bei einem Ausflug nach Versailles begleitet. Das war keinen Monat vor dem Sturm auf die Bastille. Jedenfalls sehen sie dort im Schloss irgendwann Marie-Antoinette mit ihren zwei Kindern vorbeigehen. *Sie gewährte mir, indem sie mir einen lächelnden Blick zuwarf, den gleichen anmutigen Gruß, den sie mir schon am Tage meiner Vorstellung gewährt hatte. Ich werde diesen Blick, der so bald erlöschen sollte, niemals vergessen. In diesem Lächeln Marie-Antoinettes trat die Form des Mundes so deutlich hervor, dass die Erinnerung an dieses Lächeln (welches Entsetzen!) mich den Unterkiefer dieser Tochter von Königen wieder erkennen ließ, als man bei den Exhumierungen im Jahre 1815 den Schädel der Unglücklichen aus der Erde hervorzog.*

Ein böses, atemberaubendes Bild, das mir noch lange durch den Kopf ging, nachdem ich das Buch zugeklappt und ins Regal gestellt hatte. Marie-Antoinettes abgeschlagener Kopf, hervorgezogen aus einem Massengrab. In drei kurzen Sätzen durchreist Chateaubriand sechsundzwanzig Jahre. Er bewegt sich vom Fleisch zum Knochen, vom prickelnden Leben zum anonymen Tod, und in dem Abgrund

dazwischen liegen die Erfahrungen einer ganzen Generation, die unausgesprochenen Jahre des Schreckens, der Grausamkeit und des Wahnsinns. Die Passage hat mich umgeworfen, auf eine Weise berührt, wie mich seit anderthalb Jahren kein Text mehr berührt hatte. Und dann, nur drei Tage nach meiner zufälligen Begegnung mit diesen Sätzen, kam Alex' Brief mit der Anfrage, ob ich das Buch übersetzen möchte. War das Zufall? Natürlich war es das, aber damals kam es mir vor, als hätte ich es herbeigezwungen – als hätte Alex' Brief irgendwie einen Gedanken zu Ende geführt, den ich selbst nicht hatte zu Ende denken können. Ich war nie der Typ gewesen, der an solch mystisches Gewäsch geglaubt hatte. Aber wenn man so lebt, wie ich damals gelebt habe, ganz in sich selbst verkrochen und ohne jedes Interesse an seiner Umgebung, dann ändert sich die Perspektive. Denn Tatsache war, dass Alex' Brief auf Montag, den 9. datiert war und ich ihn am Donnerstag, dem 12. bekommen hatte, also drei Tage später. Folglich hatte ich das Buch in Vermont in der Hand gehalten, während er in New York mir von diesem Buch schrieb. Ich will auf der Bedeutung dieses Zusammenhangs nicht herumreiten, aber damals konnte ich das nur als Zeichen deuten. Es war, als ob ich, ohne es wissen, um etwas gebeten hätte und mein Wunsch dann plötzlich in Erfüllung gegangen wäre.

Und so machte ich mich wieder an die Arbeit. Ich vergaß Hector Mann und dachte nur noch an Chateaubriand, grub mich in die gewaltige Chronik eines Lebens ein, das nichts mit meinem eigenen zu tun hatte. Genau das reizte mich an dieser Aufgabe so: die Distanz, die schiere Distanz zwischen mir und dem, was ich tat. Es hatte mir gut getan, für ein Jahr ins Amerika der zwanziger Jahre einzutauchen; noch besser tat es mir, meine Tage im Frankreich des acht-

zehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu verbringen. Der Schnee fiel auf meinen kleinen Berg in Vermont, aber ich achtete kaum darauf. Ich war in Saint-Malo und Paris, in Ohio und Florida, in England, Rom und Berlin. Ein Großteil der Arbeit war mechanisch, und da ich der Diener des Textes und nicht sein Autor war, musste ich eine andere Art von Energie aufbringen als die, die das Schreiben von *Die stumme Welt* mir abverlangt hatte. Übersetzen ist ein wenig mit Kohleschippen vergleichbar. Man schaufelt die Kohle auf und schleudert sie in den Ofen. Jedes Stück Kohle ist ein Wort, und jede Schaufelladung ist ein Satz, und wenn der Rücken stark genug ist und man die Ausdauer besitzt, das täglich acht oder zehn Stunden lang durchzuhalten, wird der Ofen nicht ausgehen. Ich hatte rund eine Million Wörter vor mir und war bereit, so lange und hart wie nötig daran zu arbeiten, selbst wenn es bedeutete, das ganze Haus niederzubrennen.

In diesem ersten Winter bin ich kaum vor die Tür gekommen. Alle zehn Tage fuhr ich zum Grand Union in Brattleboro und kaufte Lebensmittel ein, ansonsten aber erlaubte ich mir keine Unterbrechung meiner täglichen Arbeit. Brattleboro war nicht die nächstgelegene Ortschaft, aber ich nahm die zusätzlichen zwanzig Meilen Fahrt gern auf mich, um sicherzugehen, dass ich niemanden traf, den ich kannte. Meine Freunde in Hampton kauften gewöhnlich in einem anderen Grand Union nördlich des Colleges ein, und die Wahrscheinlichkeit, dass jemand von ihnen in Brattleboro auftauchte, war ziemlich gering. Das hieß aber nicht, dass es nicht doch passieren konnte, und trotz meiner vorsichtigen Strategie ging der Schuss tatsächlich nach hinten los. Eines Nachmittags im März, gerade als ich in Gang sechs Toilettenpapier in meinen Einkaufswagen

packte, sah ich mich plötzlich Greg und Mary Tellefson gegenüber. Sie luden mich zum Essen ein, und obwohl ich mir alle Mühe gab, mich da herauszuwinden, jonglierte Mary so lange mit den Daten herum, bis mir keine Ausreden mehr einfallen wollten. Zwölf Tage später machte ich mich abends auf den Weg zu ihrem Haus am Rand des Campus von Hampton, weniger als eine Meile von dem Haus entfernt, in dem ich mit Helen und den Jungen gelebt hatte. Mit den beiden allein wäre die Sache nicht so eine Qual gewesen, aber Greg und Mary hatten es auf sich genommen, noch zwanzig andere Leute einzuladen, und auf eine solche Menschenansammlung war ich nicht vorbereitet. Natürlich waren sie alle freundlich zu mir, und die meisten von ihnen freuten sich bestimmt, mich zu sehen, aber ich fühlte mich unbehaglich, nicht in meinem Element, und immer wenn ich den Mund aufmachte und etwas sagte, war es das Falsche. Ich war mit dem Hamptoner Klatsch nicht mehr auf dem Laufenden. Und alle nahmen an, ich interessierte mich brennend für die neuesten Intrigen und Peinlichkeiten, Scheidungen und außerehelichen Affären, Beförderungen und Fakultätsstreitigkeiten. Tatsächlich aber fand ich das alles unerträglich langweilig. Kaum hatte ich mich einem Gespräch entzogen, fand ich mich in der Mitte einer anderen Gruppe wieder, die sich über etwas anderes, aber ganz Ähnliches unterhielt. Niemand war so taktlos, Helen zu erwähnen (für so etwas sind Akademiker zu höflich), und man beschränkte sich auf vermeintlich neutrale Themen: Neues aus den Nachrichten, Politik und Sport. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redeten. Seit einem Jahr hatte ich keine Zeitung mehr gelesen, und was mich anbelangte, hätten sie ebenso gut von Dingen reden können, die sich auf einem anderen Planeten zugetragen hatten.

Die Party begann damit, dass alle im Erdgeschoss umherwanderten, sich von einem Zimmer ins andere schoben, Gruppen bildeten, die nach wenigen Minuten auseinander gingen und sich in anderen Zimmern zu neuen Gruppen zusammenfanden. Ich ging vom Wohnzimmer ins Esszimmer, von der Küche ins Arbeitszimmer, und irgendwann fing Greg mich ab und drückte mir einen Scotch mit Soda in die Hand. Ich nahm das Glas, ohne nachzudenken, und da ich nervös und ängstlich war, kippte ich es in ungefähr vierundzwanzig Sekunden hinunter. Es war der erste Tropfen Alkohol seit über einem Jahr. Während meiner Recherchen zu Hector Mann war ich den Versuchungen mancher Hotel-Minibar erlegen, aber seit ich nach Brooklyn gezogen war und das Buch zu schreiben angefangen hatte, hatte ich dem Alkohol abgeschworen. Wenn nichts in der Nähe war, hatte ich kein sonderliches Verlangen nach dem Zeug, aber ich wusste, mich trennten nur wenige schwache Augenblicke davon, mir selbst ein übles Problem zu bereiten. Mein Verhalten nach dem Flugzeugabsturz hatte mir das deutlich gezeigt, und hätte ich mich damals nicht aufgerafft und Vermont verlassen, dann hätte ich wahrscheinlich nicht mehr lange genug gelebt, um noch an Gregs und Marys Party teilnehmen zu können – und schon gar nicht, um mir die Frage zu stellen, warum zum Teufel ich überhaupt zurückgekommen war.

Als ich das Glas geleert hatte, ging ich zur Bar und schenkte mir nach, ließ aber diesmal das Sodawasser weg und nahm nur etwas Eis dazu. Beim dritten Scotch vergaß ich das Eis und kippte ihn pur.

Als es Zeit zum Essen war, bildeten sich Schlangen am Büfett, die Leute beluden ihre Teller und verteilten sich auf der Suche nach Sitzgelegenheiten im ganzen Haus. Ich

landete auf dem Sofa im Arbeitszimmer, eingekeilt zwischen der Armlehne und Karin Müller, einer Lehrbeauftragten der germanistischen Fakultät. Meine Koordination war schon nicht mehr die beste, und als ich mich, einen Teller Salat und Rindergulasch auf den Knien balancierend, kurz umdrehte, um mein Glas hinter dem Sofa hervorzuholen (wo ich es, bevor ich mich setzte, abgestellt hatte), fiel es mir natürlich prompt aus der Hand. Ein vierstöckiger Johnnie Walker klatschte Karin in den Nacken, und einen Wimpernschlag später knallte ihr das Glas an die Wirbelsäule. Sie zuckte zusammen – was sollte man auch sonst erwarten? – und stieß dabei ihren eigenen, mit Gulasch und Salat beladenen Teller um, der wiederum nicht nur meinen Teller zu Boden beförderte, sondern auch noch verkehrt herum auf meinem Schoß landete.

Das war gewiss keine große Katastrophe, aber ich hatte schon zu viel getrunken, um das einzusehen; meine Hose war mit Olivenöl getränkt und mein Hemd mit Sauce bekleckert, und ich beschloss, daran Anstoß zu nehmen. Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe, aber es war sicher eine grobe Beleidigung, irgendetwas völlig Unangemessenes. *Blöde Kuh.* Das war es wohl. Vielleicht auch *dämliche Kuh,* oder sogar *blöde, dämliche Kuh.* Wie auch immer, meine Worte waren Ausdruck einer Wut, die man sich unter keinen Umständen jemals anhören lassen darf, am allerwenigsten, wenn ein ganzes Zimmer voller gereizter, nervöser Professoren mithören kann. Ich muss wohl nicht eigens hinzufügen, das Karin weder blöd noch dämlich war und einer Kuh ganz und gar nicht ähnlich sah: Sie war eine attraktive, schlanke Frau Ende dreißig, leitete Seminare über Goethe und Hölderlin und hatte mir nie etwas anderes als größten Respekt und Freundlichkeit entgegengebracht. Nur weni-

ge Sekunden vor dem Zwischenfall hatte sie mich eingeladen, in einem ihrer Seminare einen Vortrag zu halten, und ich hatte mich gerade geräuspert, um ihr zu sagen, dass ich darüber nachdenken wolle, als mir dann das Glas aus der Hand fiel. Das war allein mein Fehler, und doch hatte ich mich sofort umgedreht und die Schuld ihr zugeschoben. Eine widerliche Entgleisung, und ein Beweis mehr dafür, dass ich noch nicht aus dem Käfig gelassen werden durfte. Karin hatte mir ein freundliches Angebot gemacht, hatte mir tatsächlich sogar vorsichtig, auf sehr feine Weise zu verstehen gegeben, dass sie für vertraulichere Gespräche über alle möglichen anderen Themen zur Verfügung stünde, und ich, der seit fast zwei Jahren keine Frau mehr angerührt hatte, hatte schon auf diese kaum merklichen Andeutungen reagiert und mir, roh und vulgär wie ein Mann, der zu viel Alkohol im Blut hat, ausgemalt, wie sie wohl ohne Kleider aussehen würde. Habe ich sie deswegen so böse angefahren? War mein Selbsthass so groß, dass ich sie bestrafen musste, weil sie einen Funken sexueller Erregung in mir geweckt hatte? Oder wusste ich insgeheim, dass sie nichts dergleichen tat und das ganze kleine Drama nur meine eigene Erfindung war, eine Anwandlung von Begierde, ausgelöst durch die Nähe ihres warmen, parfümierten Körpers? Noch schlimmer war, dass ich keinerlei Bedauern empfand, als sie zu weinen anfing. Inzwischen waren wir beide aufgestanden, und als ihre Unterlippe zu beben begann und ihre Augenwinkel sich mit Tränen füllten, hätte ich geradezu jubeln können über die Bestürzung, die ich ausgelöst hatte. Im Zimmer waren sechs oder sieben Leute, und nach Karins erstem Überraschungsschrei hatten sich alle nach uns umgedreht. Der Lärm der klappernden Teller hatte noch mehrere andere Gäste angelockt, die zur Tür her-

einschauten, und so gab es mindestens ein Dutzend Zeugen, als ich meine abscheuliche Bemerkung machte. Plötzlich war alles still. Es war ein Augenblick kollektiven Schreckens, und fürs Erste wusste niemand, was er tun oder sagen sollte. In diesen atemlosen, verstörten Sekunden verwandelte sich Karins Schmerz in Wut.

Du hast kein Recht, so mit mir zu reden, David, sagte sie. Wofür hältst du dich eigentlich?

Zum Glück war auch Mary unter den Leuten, die in der Tür standen, und ehe ich weiteren Schaden anrichten konnte, stürzte sie ins Zimmer und packte mich am Arm.

David hat es nicht so gemeint, sagte sie zu Karin. Oder, David? So was kann einem doch schon mal rausrutschen.

Ich wollte ihr in scharfem Ton widersprechen, irgendwie beweisen, dass ich es ganz genau so gemeint hatte, hielt mich aber zurück. Ich brauchte meine ganze Selbstbeherrschung, um das zu tun, aber Mary hatte sich als Friedensstifterin große Mühe gegeben, und im Innersten war mir bewusst, dass ich es bereuen würde, wenn ich ihr noch größeren Ärger machte. Trotzdem entschuldigte ich mich nicht, und ich versuchte auch nicht, auf nett umzuschalten. Statt zu sagen, was ich eigentlich sagen wollte, wand ich meinen Arm aus ihrem Griff und durchquerte unter den Blicken meiner schweigenden Ex-Kollegen das Wohnzimmer.

Ich ging gleich weiter die Treppe hinauf zu Gregs und Marys Schlafzimmer. Eigentlich wollte ich meine Sachen nehmen und verschwinden, aber mein Parka lag irgendwo unter einem riesigen Mantelberg auf dem Bett, und ich konnte ihn nicht finden. Nachdem ich eine Weile herumgewühlt hatte, begann ich die Mäntel auf den Boden zu werfen, um so die Sucherei etwas zu vereinfachen. Gerade

als ich die Hälfte geschafft hatte – mehr Mäntel auf dem Boden als auf dem Bett – , kam Mary ins Zimmer. Sie war eine kleine Frau mit rundem Gesicht, gekräuselten blonden Haaren und rötlichen Wangen, und als sie in der Tür erschien und die Hände in die Hüfte stemmte, war mir sofort klar, dass sie die Schnauze voll von mir hatte. Ich fühlte mich wie ein Kind, das gleich von seiner Mutter ausgeschimpft wird.

Was machst du da?, sagte sie.

Meinen Mantel suchen.

Der ist unten in der Garderobe. Schon vergessen?

Ich dachte, er wäre hier.

Er ist unten. Greg hat ihn in die Garderobe gehängt, als du gekommen bist. Du hast ihm sogar einen Bügel rausgesucht.

Na schön, dann seh ich eben unten nach.

Aber so leicht wollte Mary mich nicht davonkommen lassen. Sie rückte noch ein paar Schritte ins Zimmer vor, bückte sich nach einem Mantel und schmiss ihn wütend aufs Bett. Dann hob sie noch einen Mantel auf und warf ihn ebenfalls aufs Bett. Dann sammelte sie die anderen Mäntel auf, und jedes Mal wenn sie einen aufs Bett schleuderte, unterbrach sie sich mitten im Satz. Die Mäntel waren wie Satzzeichen – jähe Gedankenstriche, hastige Punkte, heftige Ausrufezeichen –, und jedes schnitt durch ihre Rede wie eine Axt.

Wenn du nach unten gehst, sagte sie, möchte ich, dass du… dich mit Karin wieder verträgst… und wenn du vor ihr auf die Knie fallen… und sie um Vergebung anflehen musst… Alle reden davon… und wenn du das mir zuliebe nicht auf der Stelle tust, David… werde ich dich nie wieder in dieses Haus einladen.

Ich wollte ja eigentlich sowieso nicht kommen, antwortete ich. Wenn ihr mich nicht so gedrängt hättet, wäre ich nie hier aufgetaucht, um eure Gäste zu beleidigen. Dann wäre es genau so eine öde, langweilige Party wie immer geworden.

Du brauchst Hilfe, David… Ich weiß sehr wohl, was du durchgemacht hast… aber Geduld hält auch nicht ewig… Geh zum Arzt, bevor du dir dein Leben kaputtmachst.

Ich führe das Leben, das mir möglich ist. Und Partys in deinem Haus gehören nun mal nicht dazu.

Mary warf den letzten Mantel aufs Bett, und dann setzte sie sich plötzlich ohne erkennbaren Grund hin und brach in Tränen aus.

Hör zu, du Scheißkerl, sagte sie mit leiser Stimme. Ich habe sie auch sehr gern gehabt. Du magst mit ihr verheiratet gewesen sein, aber Helen war meine beste Freundin.

Nein, das war sie nicht. Sie war meine beste Freundin. Und ich war ihr bester Freund. Mit dir hat das nichts zu tun, Mary.

Das machte dem Gespräch ein Ende. Ich war so hart zu ihr gewesen, hatte so stur gegen ihre Gefühle gemauert, dass ihr nichts mehr dazu einfiel. Als ich aus dem Zimmer ging, saß sie kopfschüttelnd mit dem Rücken zu mir und starrte die Mäntel an.

ZWEI

Tage nach der Party wurde mir von der University of Columbia Press mitgeteilt, dass sie mein Buch veröffentlichen wollten. Inzwischen lagen fast hundert Seiten der Chateaubriand-Übersetzung hinter mir,

und als ein Jahr später *Die stumme Welt des Hector Mann* erschien, hatte ich weitere zwölfhundert Seiten geschafft. Wenn ich in diesem Tempo weitergemacht hätte, wäre ich mit der Rohfassung in sieben bis acht Monaten fertig gewesen. Noch etwas Zeit für Revisionen und Korrekturarbeiten hinzugerechnet, und ich konnte das fertige Manuskript in weniger als einem Jahr an Alex abschicken.

Wie sich herausstellte, dauerte dieses Jahr nur drei Monate. Ich kam noch einmal zweihundertfünfzig Seiten weiter, bis zu dem Kapitel über den Niedergang Napoleons im dreiundzwanzigsten Buch *(Leiden und Wunder sind Zwillinge, sie werden zusammen geboren),* und dann fand ich eines feuchten, stürmischen Frühsommernachmittags Frieda Spellings Brief im Briefkasten. Ich gebe zu, anfangs war ich ratlos, aber nachdem ich meine Antwort abgeschickt und ein wenig über die Sache nachgedacht hatte, war ich so weit zu glauben, dass es sich um einen üblen Scherz handelte. Dass ich auf den Brief geantwortet hatte, war sicher nicht falsch gewesen, aber nun, da dieser Verpflichtung Genüge getan war, musste ich annehmen, damit sei unsere Korrespondenz beendet.

Neun Tage später meldete sie sich wieder. Diesmal benutzte sie ein ganzes Blatt Papier; oben war in blauen Lettern ihre Adresse eingeprägt. Mir war schon klar, wie einfach es ist, falsches persönliches Briefpapier herzustellen, aber warum sollte ein Mensch sich die Mühe machen, sich als jemand auszugeben, von dem ich noch nie gehört hatte? Der Name Frieda Spelling sagte mir nichts. Sie konnte Hector Manns Frau sein, sie konnte auch irgendeine Verrückte sein, die allein in einer Hütte in der Wüste lebte; aber daran zu zweifeln, dass sie tatsächlich existierte, hatte jetzt keinen Sinn mehr.

Sehr geehrter Professor, schrieb sie. *Ihre Zweifel sind durchaus verständlich, und es überrascht mich keineswegs, dass Sie mir nicht so recht glauben wollen. Um die Wahrheit herauszufinden, haben Sie nur eine Möglichkeit: Nehmen Sie die Einladung an, die ich in meinem letzten Brief ausgesprochen habe. Fliegen Sie nach Tierra del Sueño und lernen Sie Hector kennen. Wenn ich Ihnen sage, dass er eine Reihe von Spielfilmen geschrieben und produziert hat, nachdem er 1929 aus Hollywood fortgegangen war, und dass er bereit ist, sie Ihnen hier auf der Ranch vorzuführen – könnte Sie das nicht reizen, uns hier zu besuchen? Hector ist fast neunzig Jahre alt und nicht mehr ganz gesund. Er hat in seinem Testament bestimmt, dass ich die Filme und die Negative dieser Filme binnen vierundzwanzig Stunden nach seinem Tod zu vernichten habe, und ich weiß nicht, wie lange er noch durchhalten wird. Bitte melden Sie sich bald. Ich freue mich auf Ihre Antwort und verbleibe mit der größten Hochachtung. Ihre Frieda Spelling (Mrs. Hector Mann).*

Auch diesmal ließ ich mich nicht zu vorschnellen Schlüssen hinreißen. Ich antwortete knapp, förmlich und vielleicht sogar ein wenig unhöflich, aber bevor ich mich auf irgendetwas festlegte, musste ich erst einmal wissen, ob ich ihr trauen konnte. *Ich möchte Ihnen glauben,* schrieb ich, *aber ich brauche Beweise. Wenn ich die weite Reise nach New Mexico wirklich unternehmen soll, muss ich wissen, dass Ihre Behauptungen glaubhaft sind und dass Hector Mann tatsächlich noch lebt. Sobald meine Zweifel ausgeräumt sind, werde ich Sie auf der Ranch besuchen. Aber ich muss Sie darauf hinweisen, dass ich nicht mit dem Flugzeug reise. Hochachtungsvoll, D. Z.*

Es stand außer Frage, dass sie sich wieder melden würde – es sei denn, ich hatte sie abgeschreckt. In diesem Fall würde sie stillschweigend eingestehen, dass sie mich getäuscht hatte, und damit wäre die Geschichte aus. Daran

glaubte ich zwar nicht, aber was auch immer sie im Schilde führen mochte, ich würde die Wahrheit jedenfalls bald erfahren. In ihrem zweiten Brief hatte sie einen drängenden, fast flehenden Ton angeschlagen, und wenn sie wirklich die war, für die sie sich ausgab, würde sie mit der Antwort nicht lange auf sich warten lassen. Schwieg sie, käme das dem Eingeständnis gleich, dass ich ihre Täuschung durchschaut hatte; antwortete sie – und nichts anderes erwartete ich –, dann mit Sicherheit bald. Ihre letzte Antwort war nach neun Tagen bei mir eingetroffen. Wenn nichts dazwischenkam (keine Verzögerungen, keine Schlamperei der Post), rechnete ich damit, dass die nächste noch schneller kommen würde.

Ich tat mein Bestes, ruhig zu bleiben, den gewohnten Rhythmus beizubehalten und mit den *Mémoires* voranzukommen, aber vergebens. Ich war zu abgelenkt, zu gespannt, um mich richtig konzentrieren zu können, und nachdem ich mich einige Tage lang nur mühsam durch mein Pensum gequält hatte, beschloss ich, eine Pause einzulegen. Am nächsten Morgen stand ich munter auf, ging zum Schrank im Gästezimmer und kramte meine alten Forschungsergebnisse zu Hector hervor, die ich nach Beendigung des Buchs in Pappkartons verstaut hatte. Insgesamt waren es sechs Kartons. Fünf davon enthielten Notizen, Skizzen und Entwürfe zu meinem ersten Manuskript, aber die sechste war voll gestopft mit allerlei wertvollem Material: Zeitungsausschnitte, Fotos, Mikrofilme, Fotokopien, kleine Artikel aus alten Klatschkolumnen, alles, was mir an Gedrucktem über Hector Mann in die Finger geraten war. Ich hatte mir diese Papiere seit langer Zeit nicht mehr angesehen, und da ich nichts anderes zu tun hatte, als auf Frieda Spellings nächsten Brief zu warten, trug ich den Karton

in mein Arbeitszimmer und verbrachte den Rest der Woche damit, darin herumzustöbern. Ich habe wohl nicht erwartet, dort irgendetwas Neues zu entdecken, aber die Einzelheiten waren inzwischen natürlich verblasst, und ich fand, ich sollte mich doch noch einmal damit beschäftigen. Die meisten der von mir gesammelten Informationen waren unzuverlässig: Artikel aus der Boulevardpresse, Blödsinn aus Fan-Zeitschriften, Filmreportagen voller Übertreibungen, falscher Voraussetzungen und erwiesener Unwahrheiten. Trotzdem, solange ich nicht vergaß, alldem mit gehörigem Zweifel zu begegnen, konnte die Lektüre jedenfalls nicht schaden.

Zwischen August 1927 und Oktober 1928 gingen vier biographische Skizzen über Hector Mann durch die Presse. Die erste erschien in Kaleidoscopes monatlichem *Bulletin*, dem Werbeblatt von Hunts neu gegründeter Produktionsgesellschaft. Im Grunde handelte es sich um eine Pressemitteilung, in der gemeldet wurde, dass der Vertrag mit Hector unterzeichnet worden sei, und da zu diesem Zeitpunkt nur wenig über ihn bekannt war, konnten die Verfasser irgendwelche Geschichten erfinden, wie sie ihnen gerade in den Kram passten. Damals waren die Tage des Latin Lover in Hollywood noch nicht ganz vorbei, es war die Zeit kurz nach Valentinos Tod, als dunkle, exotische Ausländer immer noch große Zuschauermassen anzogen, und um sich auch ein Stück von diesem Kuchen abzuschneiden, pries Kaleidoscope Hector als *Señor Slapstick* an, als *südamerikanischen Herzensbrecher mit komischer Note.* Zur Bekräftigung dieser Aussage dachte man sich eine faszinierende Liste von Erfolgen für ihn aus, eine vollständige Karriere, die angeblich schon vor seiner Ankunft in Kalifornien angefangen hatte: Varieteauftritte in Buenos Aires, ausgedehnte Vaude-

ville-Tourneen durch Argentinien und Brasilien, eine Reihe von Kassenschlagern, die er in Mexiko gedreht habe. Indem er Hector als bereits anerkannten Star präsentierte, konnte Hunt sich selbst den guten Ruf eines Mannes verschaffen, der ein Gespür für Talente hatte. Er war nicht irgendein Anfänger im Filmgeschäft, sondern ein kluger, wagemutiger Studioboss, der die Konkurrenz überboten und es geschafft hatte, einen berühmten ausländischen Entertainer ins Land zu holen und auf das amerikanische Publikum loszulassen. Mit solchen Lügen kam man damals ohne weiteres durch. Niemand achtete darauf, was sich in anderen Ländern abspielte. Und warum sollte man sich mit Tatsachen aufhalten, wenn die Phantasie so viele Möglichkeiten bot?

Sechs Monate später gewährte ein Artikel in der Februarausgabe von *Photoplay* einen etwas sachlicheren Blick auf Hectors Vergangenheit. Inzwischen waren mehrere seiner Filme auf den Markt gekommen, und da das Interesse an seiner Arbeit im ganzen Land zunahm, hielt man es zweifellos nicht mehr für nötig, sein Vorleben verzerrt darzustellen. Der Artikel stammte von einer Reporterin namens Brigid O'Fallon, und gleich an ihren ersten Bemerkungen über Hectors *durchdringenden Blick* und *seine geschmeidige Kraft* erkennt man, dass sie nur Schmeichelhaftes über ihn schreiben will. Bezaubert von seinem starken spanischen Akzent und doch voller Lob für sein fließendes Englisch, fragt sie ihn, wie es kommt, dass er einen deutschen Namen hat. *Ist ganz einfach,* antwortet Hector. *Mein Eltern geboren in Deutschland, und ich auch. Wir emigrieren nach Argentinien, wenn ich ein kleine Kind. Zu Haus ich sprechen Deutsch mit ihnen, in der Schule Spanisch. Englisch später, als ich kommen nach Amerika. Aber noch nicht gutt.* Miss O'Fallon fragt

ihn, wie lange er schon hier sei, und Hector sagt: drei Jahre. Das widerspricht natürlich der von Kaleidoscopes *Bulletin* verbreiteten Information, und als Hector dann von einigen Jobs erzählt, die er nach seiner Ankunft in Kalifornien gehabt hatte (Hilfskellner, Staubsaugervertreter, Grabenbauer), erwähnt er mit keinem Wort irgendwelche früheren Tätigkeiten im Showgeschäft. So viel zu der großartigen Karriere in Lateinamerika, die ihn allseits bekannt gemacht hatte.

Es fällt leicht, die Übertreibungen von Hunts Werbeleuten als belanglos abzutun, aber nur weil sie die Fakten ignoriert haben, muss der Artikel in *Photoplay* nicht unbedingt genauer oder glaubhafter gewesen sein. In der Märzausgabe von *The Picturegoer* schildert ein Journalist namens Randall Simms einen Besuch der Dreharbeiten zu *Wilder Tango* und gibt sich völlig erstaunt, als er vernimmt, dass *diese argentinische Lachmaschine ein tadelloses Englisch spricht – von einem Akzent ist kaum etwas zu hören. Wenn man nicht wüsste, wo er herkommt, könnte man schwören, er sei in Sandusky, Ohio, aufgewachsen.* Simms meint das als Kompliment, aber seine Bemerkung wirft beunruhigende Fragen über Hectors Herkunft auf. Selbst wenn man Argentinien als das Land akzeptiert, in dem er seine Kindheit verbracht hat, scheint er viel früher nach Amerika gekommen zu sein, als man aus den anderen Artikeln schließen muss. Im nächsten Absatz wird Hector von Simms wie folgt zitiert: *Ich war ein sehr schlechter Junge. Als ich sechzehn war, haben meine Eltern mich rausgeschmissen, und ich habe nie einen Blick zurückgeworfen. Schließlich bin ich nach Norden gegangen und in Amerika gelandet. Von Anfang an hatte ich nur einen einzigen Gedanken im Kopf: beim Film groß rauszukommen.* Der Mann, der diese Worte spricht, hat keinerlei Ähnlichkeit mit dem

Mann, der einen Monat zuvor von Brigid O'Fallon interviewt wurde. Hatte er den starken Akzent für *Photoplay* als Gag angenommen, oder verfälschte Simms vorsätzlich die Wahrheit und hob Hectors exzellentes Englisch so auffällig hervor, um die Produzenten davon zu überzeugen, dass er in Zukunft auch als Darsteller im Tonfilm reüssieren könne? Vielleicht hatten die beiden den Artikel gemeinsam ausgeheckt, vielleicht hatte Simms von dritter Seite Geld dafür bekommen – womöglich von Hunt, der inzwischen tief in Finanzschwierigkeiten steckte. Konnte es sein, dass Hunt versuchte, Hectors Marktwert zu steigern, weil er ihn an eine andere Produktionsgesellschaft verkaufen wollte? Unmöglich, das festzustellen, aber welche Motive Simms auch hatte und wie schlecht O'Fallon Hectors Darlegungen auch wiedergegeben haben mag, die Artikel sind nicht in Übereinstimmung zu bringen, ganz gleich, was man den beiden Journalisten zugute halten will.

Hectors letztes publiziertes Interview erschien in der Oktoberausgabe von *Picture Play*. Folgt man dem, was er zu B. T Barker sagte – beziehungsweise dem, von dem Barker uns glauben machen möchte, dass Hector es gesagt habe –, dann spricht einiges dafür, dass unser Kandidat selbst zu all dieser Verwirrung beigetragen hat. Diesmal stammen seine Eltern aus Stanislaw, einem Ort im äußersten Osten des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs, und Hectors erste Sprache ist Polnisch, nicht Deutsch. Als er zwei Jahre alt ist, gehen sie nach Wien, bleiben dort sechs Monate und übersiedeln dann nach Amerika, wo sie drei Jahre in New York und ein Jahr im Mittleren Westen verbringen, bevor sie wieder die Zelte abbrechen und sich in Buenos Aires niederlassen. Auf Barkers Zwischenfrage, wo genau sie im Mittleren Westen gelebt hätten, erwidert Hector gelassen:

in Sandusky, Ohio. Nur sechs Monate zuvor hatte Randall Simms in seinem Artikel für *The Picturegoer* den Namen Sandusky erwähnt – und zwar nicht als realen Ort, sondern als Metapher für eine typische amerikanische Kleinstadt. Nun eignet Hector sich diese Stadt an und baut sie in seine Geschichte ein, vielleicht nur aus dem Grund, dass ihm der raue Ton dieses Namens angenehm über die Lippen geht. *Sandusky, Ohio,* hat einen angenehm sonoren Klang, und die Eleganz der dreifachen Synkope kommt mit der ganzen Wucht und Präzision einer gedrechselten Gedichtzeile daher. Sein Vater, sagt er, war Ingenieur, ein Spezialist für Brückenbau. Seine Mutter, *die schönste Frau der Welt,* war Tänzerin, Sängerin und Malerin. Hector habe sie beide verehrt, er sei ein frommer, braver kleiner Junge gewesen (im Gegensatz zu dem schlechten Jungen in Simms' Artikel), und bis seine Eltern, als er vierzehn war, bei einem tragischen Schiffsunfall ums Leben gekommen seien, habe er in die Fußstapfen seines Vaters treten und Bauingenieur werden wollen. Der plötzliche Verlust habe das alles geändert. Kaum sei er Waise geworden, sagt er, habe er nur noch davon geträumt, nach Amerika zurückzukehren und dort ein neues Leben anzufangen. Es mussten zahllose Wunder geschehen, ehe das möglich wurde, aber nun sei er hier und habe das sichere Gefühl, endlich in dem Land zu sein, für das er bestimmt sei.

Manche dieser Behauptungen mochten wahr gewesen sein, aber nicht viele, und vielleicht auch keine einzige. Dies ist die vierte Version seiner Vergangenheit, und obwohl sie allesamt gewisse Elemente gemeinsam haben (Deutsch oder Polnisch sprechende Eltern, Aufenthalt in Argentinien, Auswanderung aus der Alten Welt in die Neue), ist doch alles andere sehr vage. In einem Artikel ist

er realistisch und nüchtern, im nächsten ist er verzagt und sentimental. Für den einen Journalisten ist er ein Unruhestifter, für den anderen ist er fügsam und fromm; er ist in reichen, er ist in armen Verhältnissen aufgewachsen; er spricht mit starkem Akzent, er spricht ohne jeden Akzent. Nimmt man diese Widersprüche zusammen, ergeben sie ein Nichts, das Porträt eines Mannes mit so vielen Persönlichkeiten und Familiengeschichten, dass wir nur einen Haufen Fragmente vor uns sehen, ein Puzzle, dessen Teile nicht mehr zusammenpassen. Werden ihm Fragen gestellt, gibt er jedes Mal andere Antworten. Worte strömen aus ihm hervor, aber er ist entschlossen, niemals irgendetwas zweimal zu sagen. Er scheint etwas zu verbergen, ein Geheimnis zu bewahren, und doch bewerkstelligt er seine Verschleierungen mit solcher Anmut und überschäumend guter Laune, dass ihm offenbar niemand auf die Schliche kommt. Die Journalisten finden ihn unwiderstehlich. Er bringt sie zum Lachen, er amüsiert sie mit seinen kleinen Zaubertricks, und nach einer Weile verzichten sie darauf, konkrete Fakten abzufragen, und verfallen der Kraft seiner Darstellungskunst. Hector improvisiert weiter, schlägt wilde Kapriolen von den gepflasterten Prachtstraßen Wiens zu den wohlklingenden Ebenen Ohios, und am Ende fragt man sich, ob dies ein Spiel mit Täuschungen ist oder nur ein plumper Versuch, sich die Langeweile zu vertreiben. Vielleicht sind diese Lügen harmlos. Vielleicht will er niemanden zum Narren halten, sondern sucht nur nach einer Möglichkeit, sich die Zeit zu vertreiben. Interviews können schließlich sehr öde sein. Wenn alle einem ständig dieselben Fragen stellen, muss man sich vielleicht neue Antworten ausdenken, wenn man wach bleiben will.

Nichts war sicher, aber nachdem ich dieses Durcheinan-

der von gefälschten Erinnerungen und diffusen Anekdoten gesichtet hatte, glaubte ich, doch immerhin eine kleinere Tatsache konstatieren zu können. In den ersten drei Interviews weicht Hector der Frage nach seinem Geburtsort aus. Als O'Fallon ihn danach fragt, sagt er Deutschland; von Simms danach gefragt, sagt er Österreich; aber in beiden Fällen nennt er keinerlei Einzelheiten: kein Dorf, keine Stadt, keine Region. Erst im Gespräch mit Barker geht er ein wenig aus sich heraus und füllt die Lücken. Stanislaw hatte früher zu Österreich-Ungarn gehört, war aber nach dem Zusammenbruch des Reiches am Ende des Kriegs an Polen gegangen. Polen ist für Amerikaner ein fernes Land, wesentlich ferner als Deutschland, und da Hector sonst alles Mögliche tat, um seine Fremdheit herunterzuspielen, wirkt es ziemlich merkwürdig, dass er nun ausgerechnet diese Stadt als seinen Geburtsort nennt. Der einzig denkbare Grund dafür schien mir zu sein, dass es der Wahrheit entsprach. Ich konnte den Verdacht nicht bestätigen, aber eine Lüge hätte in diesem Fall einfach keinen Sinn ergeben. Polen war ihm nicht förderlich, und wenn es sein Ziel war, sich ein falsches Vorleben zurechtzuzimmern – warum es dann erwähnen? Es war ein Versehen, ein kurzer Aussetzer, und kaum hat Barker diesen Versprecher aufgeschnappt, versucht Hector den Schaden auch schon zu begrenzen. Hat er sich eben noch als allzu exotischen Fremden dargestellt, neutralisiert er diesen Irrtum jetzt durch Verweis auf seine amerikanischen Referenzen. Er versetzt sich nach New York, in die Stadt der Einwanderer, und bringt die Sache durch eine Reise ins Herzland zum Abschluss. Hier erwähnt er Sandusky, Ohio. Er pflückt den Namen aus der Luft, er fliegt ihm aus der biographischen Skizze zu, die sechs Monate zuvor über ihn erschienen war,

und er wirft ihn dem arglosen B. T. Barker vor die Füße. Damit erreicht er seinen Zweck. Der Journalist ist abgelenkt, und statt weitere Fragen zu Polen zu stellen, lehnt er sich in seinem Sessel zurück und ergeht sich zusammen mit Hector in Erinnerungen an die Luzernefelder des Mittleren Westens.

Stanislaw liegt südlich des Dnjestr, etwa in der Mitte zwischen Lwow und Tschernowitz in der Provinz Galizien. Wenn Hector dort seine Kindheit verlebt hat, besteht guter Grund zu der Annahme, dass er als Jude geboren wurde. Dass es in diesem Gebiet sehr viele jüdische Siedlungen gab, reichte noch nicht, um mich davon zu überzeugen, aber nimmt man zum hohen jüdischen Bevölkerungsanteil die Tatsache hinzu, dass seine Familie von dort ausgewandert ist, scheint die Annahme doch recht überzeugend. Wenn jemand diesen Teil der Welt verlassen hat, dann waren es die Juden, und mit Beginn der russischen Pogrome in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schwärmten Hunderttausende Jiddisch sprechender Immigranten nach Westeuropa und in die Vereinigten Staaten aus. Viele von ihnen gingen auch nach Südamerika. Allein in Argentinien wuchs die Zahl der jüdischen Einwohner zwischen der Jahrhundertwende und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs von sechstausend auf hunderttausend an. Zweifellos hatte Hectors Familie zu dieser Statistik beigetragen. Wenn nicht, wäre sie kaum in Argentinien gelandet. Wer in diesem Moment der Geschichte von Stanislaw nach Buenos Aires reiste, musste Jude sein.

Ich war stolz auf meine kleine Entdeckung, hielt sie aber nicht für besonders wichtig. Wenn Hector wirklich etwas zu verbergen hatte und wenn dieses Etwas sich als die Religion erwies, in die er hineingeboren worden war, dann war

ich lediglich auf eine sehr weit verbreitete Form gesellschaftlicher Heuchelei gestoßen. Damals war es in Hollywood kein Verbrechen, Jude zu sein. Es war nur etwas, worüber man lieber nicht sprach. Jolson hatte zu der Zeit bereits *The Jazz Singer* gedreht, und in die Theater am Broadway strömten Leute, die Geld dafür bezahlten, Eddie Cantor und Fanny Brice zu sehen, Irving Berlin und die Gershwins zu hören und den Marx Brothers zu applaudieren. Es kann sein, dass es für Hector eine Belastung war, Jude zu sein. Vielleicht hat er darunter gelitten, vielleicht hat er sich deswegen geschämt, aber ich konnte mir kaum vorstellen, dass man ihn deswegen getötet hätte. Natürlich gibt es immer irgendwelche bigotten Menschen, die genug Hass in sich haben, einen Juden zu ermorden, aber wer so etwas tut, will auch, dass sein Verbrechen bekannt wird, es soll als Exempel dienen, um andere in Angst und Schrecken zu versetzen. Und was auch immer Hectors Schicksal gewesen sein mochte, eine Tatsache stand fest: Seine Leiche war nie gefunden worden.

Von dem Tag, als er bei Kaleidoscope unterschrieb, bis zum Tag seines Verschwindens vergingen nur siebzehn Monate; das war Hectors ganze Karriere. Doch selbst in dieser so kurzen Zeit erwarb er einige Anerkennung, und Anfang 1928 begann sein Name in den Hollywood-Klatschspalten aufzutauchen. Es war mir auf meinen Reisen gelungen, etwa zwanzig dieser Artikel aus diversen Mikrofilmarchiven zu besorgen. Sicher waren mir viele andere entgangen, zu schweigen von all denen, die gar nicht mehr existierten, aber so spärlich und unzureichend diese Schnipsel auch waren, sie bewiesen immerhin, dass Hector nicht zu denen gehörte, die es vorziehen, abends allein zu Hause herumzusitzen. Er wurde in Restaurants und Nachtclubs gese-

hen, auf Partys und Filmpremieren, und fast jedes Mal wenn ein Reporter seinen Namen erwähnte, erging er sich in anschaulichen Schilderungen seiner *glühenden Anziehungskraft*, seiner *unwiderstehlichen Augen* oder seines *herzzerreißend schönen Gesichts*. Dies galt vor allem, wenn der Reporter eine Frau war, aber es gab auch Männer, die seinem Charme erlagen. Einer davon, der unter dem Namen Gordon Fly arbeitete (der Titel seiner Kolumne war *Fly on the Wall)*, verstieg sich sogar zu der Bemerkung, Hector vergeude sein Talent in der Komödie und sollte zum Drama wechseln. *Es verletzt den Sinn für ästhetische Proportion*, schrieb Fly, *wenn man sieht, wie Señor Mann sein elegantes Profil in Gefahr bringt, indem er immer wieder gegen Wände und Laternenpfähle rennt. Dem Publikum wäre besser gedient, wenn er auf derlei Kunststückchen verzichten und sich darauf konzentrieren würde, schöne Frauen zu küssen. Mit Sicherheit gibt es viele junge Schauspielerinnen in der Stadt, die bereitwillig in diese Rolle schlüpfen würden. Dem Vernehmen nach hatte Irene Flowers bereits mehrere Vorspieltermine, doch offenbar liebäugelt der schneidige Hidalgo zur Zeit mit Constance Hart, der beliebten Strahlefrau. Wir warten gespannt auf das Ergebnis der Probeaufnahmen.*

Im Allgemeinen jedoch wurde Hector von den Journalisten allenfalls beiläufig erwähnt. Er war noch keine Sensation, bloß ein verheißungsvoller Anfänger unter anderen, und in gut der Hälfte der mir vorliegenden Kolumnen wird nur sein Name genannt – meist in Gesellschaft einer Frau, die auch nur als Name erscheint. Hector Mann wurde im Feathered Nest mit Sylvia Noonan gesehen. Gestern Abend wagte sich Hector Mann im Gibraltar Club mit Mildred Swain auf die Tanzfläche. Hector Mann lachte mit Alice Dwyer, aß Austern mit Polly McCracken, hielt Händ-

eben mit Dolores Saint John, verschwand mit Fiona Maar in einer Gin-Kneipe. Meine Zählung ergab insgesamt acht verschiedene Frauen, aber wer weiß, mit wie vielen anderen er in diesem Jahr ausgegangen ist? Meine Kenntnisse waren auf die Artikel beschränkt, die ich hatte finden können, und neben diesen acht konnte es ohne weiteres noch ein Dutzend mehr gegeben haben.

Als sich im Januar darauf die Nachricht von Hectors Verschwinden verbreitete, widmete man seinem Liebesleben nur noch wenig Aufmerksamkeit. Nur drei Tage zuvor hatte sich Seymour Hunt in seinem Schlafzimmer aufgehängt, und statt nach Hinweisen auf irgendeine gescheiterte Liebesbeziehung oder heimliche Affäre zu suchen, konzentrierte sich die Polizei auf Hectors gestörtes Verhältnis zu dem betrügerischen Bankier aus Cincinnati. Zu groß war anscheinend die Versuchung, zwischen diesen beiden Skandalgeschichten einen Zusammenhang zu vermuten. Nach Hunts Festnahme hatte man Hector mit den Worten zitiert, es sei für ihn eine beruhigende Erfahrung, dass es noch Amerikaner mit Sinn für Gerechtigkeit gebe. Die anonyme Quelle, angeblich ein guter Freund Hectors, berichtete, er habe in Hörweite eines halben Dutzends Menschen erklärt: *Dieser Mann ist ein Schurke. Er hat mich um mehrere tausend Dollar betrogen und meine Karriere zerstören wollen. Ich bin froh, dass er hinter Gitter kommt. Er hat es nicht anders verdient, und ich habe kein Mitleid mit ihm.* Gerüchte gingen durch die Presse, denen zufolge Hunt von Hector selbst bei den Behörden angeschwärzt worden sei. Die Befürworter dieser Theorie erklärten, nun, da Hunt tot sei, hätten seine Komplizen Hector beseitigt, um zu verhindern, dass weitere Enthüllungen ans Licht der Öffentlichkeit kämen. Einige gingen so weit zu behaupten, Hunts

Tod sei gar kein Selbstmord gewesen, sondern ein als Selbstmord arrangierter Mord – die erste Stufe einer raffinierten Verschwörung seiner Unterweltfreunde, die auf diese Weise die Spuren ihrer Verbrechen verwischen wollten.

Eine solche Interpretation der Ereignisse aus Gangstersicht war im Amerika der zwanziger Jahre offenbar ein plausibler Ansatz, doch da eine Leiche, auf die sich die Hypothese hätte stützen können, einfach nicht gefunden wurde, geriet die Polizeiarbeit ins Stocken. In den ersten Wochen spielte die Presse noch mit, brachte Artikel über Hunts Geschäftspraktiken und die Ausbreitung der Kriminalität in der Filmindustrie, aber als sich zwischen Hectors Verschwinden und dem Tod seines ehemaligen Produzenten kein eindeutiger Zusammenhang herstellen ließ, begann man nach anderen Motiven und Erklärungen zu suchen. Alle hatten sich von der zeitlichen Nähe der beiden Ereignisse verführen lassen, aber die Annahme, dass eins die Ursache des anderen sei, war logisch nicht stichhaltig. Benachbarte Tatsachen sind nicht unbedingt verwandte Tatsachen, auch wenn ihre Nähe zueinander auf einen Zusammenhang zu deuten scheint. Als man Nachforschungen nun auch in anderen Richtungen betrieb, stellte sich heraus, dass viele Spuren erkaltet waren. Dolores Saint John, in mehreren früheren Artikeln als Hectors Verlobte bezeichnet, verließ in aller Stille die Stadt und zog nach Kansas ins Haus ihrer Eltern zurück. Ein weiterer Monat verging, bis die Reporter sie dort aufgespürt hatten – jedoch vergeblich, denn sie wollte nicht mit ihnen reden: Sie sei, erklärte sie, noch viel zu beunruhigt über Hectors Verschwinden, als dass sie sich ausführlich dazu äußern könne. *Ich bin völlig verzweifelt,* lautete ihr einziger Kommentar, und danach wurde nie wieder

etwas von ihr gehört. Diese entzückende junge Schauspielerin, die in einem halben Dutzend Filmen zu sehen war (unter anderem in *Der Requisiteur* und *Ein Niemand* als Tochter des Sheriffs beziehungsweise Hectors Frau), gab von heute auf morgen ihre Karriere auf und zog sich ganz aus der Welt des Showbusiness zurück.

Jules Blaustein, der Gagschreiber, der bei allen zwölf Kaleidoscope-Filmen mit Hector zusammengearbeitet hatte, erzählte einem *Variety*-Reporter, er und Hector hätten gemeinsam an einer Reihe von Drehbüchern für Tonfilmkomödien geschrieben, und sein Partner sei *äußerst optimistisch* gewesen. Er habe ihn seit Mitte Dezember täglich gesehen. Im Gegensatz zu allen anderen, die nach Hector ausgefragt wurden, sprach er stets im Präsens von ihm. *Es stimmt, dass die Sache mit Hunt ziemlich unerfreulich endete,* gab Blaustein zu, *aber Hector war nicht der Einzige, dem von Kaleidoscope übel mitgespielt wurde. Wir alle haben dort manches einstecken müssen, und ihn hat es sicher am schlimmsten erwischt, aber er ist nun mal kein nachtragender Typ. Seine ganze Zukunft liegt noch vor ihm, und kaum war sein Vertrag mit Kaleidoscope geplatzt, hat er sich anderen Dingen zugewandt. Er hat hart mit mir gearbeitet, so hart wie immer, und nur so gesprüht vor neuen Ideen. Als er verschwunden ist, war unser erstes Drehbuch so gut wie fertig – ein irre komischer Film mit dem Titel* Punkt und Komma –, *und unsere Vertragsverhandlungen mit Harry Cohn von Columbia standen kurz vor dem Abschluss. Im März sollten die Dreharbeiten anfangen. Hector wollte Regieführen und selbst eine kleine, aber lustige stumme Rolle darin übernehmen, und wenn sich das für Sie nach einem Menschen anhört, der vorhat, sich umzubringen, dann haben Sie von Hector nicht die leiseste Ahnung. Dass er sich das Leben nehmen würde, ist ein lächerlicher Gedanke. Vielleicht hat es ihm ein anderer*

genommen, aber das würde bedeuten, dass er Feinde hat, und ich habe in der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft nicht ein einziges Mal erlebt, dass er irgendwen gegen sich aufgebracht hat. Der Mann ist ein Ass, und ich arbeite sehr gern mit ihm zusammen. Wir können hier noch den ganzen Tag lang sitzen und darüber rätseln, was passiert ist, aber ich halte jede Wette, dass er noch am Leben ist, dass er mitten in der Nacht irgendeine seiner verrückten Ideen gehabt und sich einfach verkrümelt hat, um mal für eine Weile allein zu sein. Alles redet davon, dass er tot ist, aber mich würde es nicht überraschen, wenn Hector jetzt in diesem Augenblick zur Tür reinkommen, seinen Hut auf den Stuhl werfen und sagen würde: «Okay, Jules, an die Arbeit!»

Columbia bestätigte, dass man mit Hector und Blaustein über einen Vertrag für drei Filme verhandelt hatte; die Rede war von *Punkt und Komma* und zwei weiteren abendfüllenden Komödien. Es sei noch nichts unterschrieben worden, sagte der Sprecher der Gesellschaft, aber nachdem die Bedingungen zur Zufriedenheit beider Parteien ausgehandelt worden seien, habe man sich bereits darauf gefreut, *Hector in der Familie willkommen zu heißen.* Blausteins Bemerkungen und diese Erklärung von Columbia machten es extrem unwahrscheinlich, dass Hectors Karriere in eine Sackgasse geraten war, was einige Boulevardblätter als mögliches Motiv für einen Selbstmord verbreitet hatten. Die Fakten sprachen dagegen; Hectors Aussichten waren alles andere als düster. Das Durcheinander bei Kaleidoscope habe *ihm die Stimmung nicht verdorben,* war am 18. Februar 1929 im *Los Angeles Report* zu lesen, und da nirgends ein Abschiedsbrief aufgetaucht war, der die Annahme, Hector habe sich das Leben genommen, hätte stützen können, verlor die Selbstmordtheorie allmählich an Boden und wurde durch eine Vielzahl wüster Spekulationen und

hirnrissiger Mutmaßungen ersetzt: schief gegangene Entführungen, abstruse Unfälle, übernatürliche Ereignisse. Unterdessen kam die Polizei bei ihren Recherchen im Zusammenhang mit Hunt nicht weiter; man behauptete zwar, man gehe *einigen vielversprechenden Hinweisen nach (Los Angeles Daily News* am 7. März 1929), aber neue Verdächtige wurden dann doch nicht präsentiert. Wenn Hector ermordet worden war, gab es jedenfalls kein hinreichendes Belastungsmaterial für eine Anklage. Wenn er sich selbst getötet hatte, dann jedenfalls aus keinerlei nachvollziehbaren Gründen. Einige Zyniker meinten, sein Verschwinden sei nichts anderes als ein Reklamegag, ein mieser Trick, ausgeheckt von Harry Cohn, um den neuen Star von Columbia ins Gespräch zu bringen, und man könne jetzt jederzeit mit Hectors wundersamer Rückkehr rechnen. Das klang auf eine verquere Weise gar nicht mal so unvernünftig, aber Tag um Tag verstrich, ohne dass Hector zurückkehrte, und damit erwies sich diese Theorie als ebenso falsch wie alle anderen. Jeder hatte eine Meinung zu dem, was Hector zugestoßen war, Tatsache aber war, dass niemand etwas wusste. Und falls doch jemand etwas wusste, schwieg er.

Der Fall war etwa anderthalb Monate lang in den Schlagzeilen, aber dann begann das Interesse nachzulassen. Es gab keine neuen Enthüllungen zu berichten, keine neuen Möglichkeiten zu erörtern, und schließlich wandte sich die Presse anderen Dingen zu. Gegen Ende des Frühjahrs brachte der *Los Angeles Examiner* den ersten von mehreren Artikeln, die in den folgenden zwei Jahren sporadisch erschienen und in denen jedes Mal berichtet wurde, Hector sei an irgendeinem unwahrscheinlichen, weit abgelegenen Ort von irgendwem gesehen worden – man sprach regelrecht von Hector-Sichtungen –, aber das waren nicht viel

mehr als Kuriositäten, kleine Füllartikel am unteren Rand der Horoskopseite, Belustigungen für Hollywood-Experten. Hector als Gewerkschafter in Utica, New York. Hector mit seinem Wanderzirkus in der Pampa. Hector als Penner. Im März 1933 veröffentlichte Randall Simms, der Journalist, der Hector fünf Jahre zuvor für *The Picturegoer* interviewt hatte, einen Artikel in der Sonntagsbeilage des *Herald Express* unter der Überschrift: *Was ist aus Hector Mann geworden?* Das ließ auf neue Informationen zu dem Fall hoffen, doch abgesehen von Andeutungen über eine tragische, komplizierte Dreiecksgeschichte, in die Hector verwickelt oder auch nicht verwickelt gewesen sein könnte, war das Ganze im Wesentlichen ein Aufguss der Artikel, die 1929 in Los Angeles durch die Presse gegangen waren. Ein ähnliches Machwerk, verfasst von einer gewissen Dabney Strayhorn, erschien 1941 in der Zeitschrift *Collier's*, und ein 1957 veröffentlichtes Buch mit dem reißerischen Titel *Skandale und Geheimnisse von Hollywood*, geschrieben von Frank C. Klebald, widmete Hectors Verschwinden ein kurzes Kapitel, das sich bei genauerer Betrachtung als nahezu wörtliches Plagiat des Strayhorn'schen Zeitschriftenartikels herausstellte. Im Lauf der Jahre mag noch mehr in Zeitschriften oder Büchern über Hector geschrieben worden sein, aber nichts davon ist mir bekannt geworden. Ich besaß nur, was ich in dieser Schachtel hatte, mehr hatte ich nicht auftreiben können.

4

Zwei Wochen später hatte ich immer noch nichts von Frieda Spelling gehört. Ich hatte nächtliche Anrufe erwartet, Briefe per Eilboten, Telegramme und Faxe, verzweifelte Bitten, an Hectors Krankenlager zu eilen, aber nach vierzehn Tagen Schweigen gewannen meine Zweifel wieder die Oberhand. Meine Skepsis kehrte zurück, und nach und nach geriet ich wieder dahin, wo ich angefangen hatte. Der Karton wurde in den Schrank gestellt, und nachdem ich noch eine Woche oder etwas länger Trübsal geblasen hatte, holte ich meinen Chateaubriand hervor und stürzte mich in die Arbeit. Fast einen ganzen Monat war ich auf Abwegen gewesen, und obwohl einige Rückstände von Enttäuschung und Empörung übrig blieben, gelang es mir doch, mir den Gedanken an Tierra del Sueño aus dem Kopf zu schlagen. Hector war wieder tot. Er war 1929 gestorben, vielleicht aber auch erst vorgestern. Es spielte keine Rolle, welcher Tod der wirkliche war. Er weilte nicht mehr in dieser Welt, und ich würde keine Gelegenheit mehr haben, ihn kennen zu lernen.

Ich verkroch mich aufs Neue in mir selbst. Das Wetter war unbeständig, gute Phasen wechselten mit schlechten. Auf einen oder zwei strahlend helle Tage folgten heftige Gewitterstürme; gewaltige Wolkenbrüche, und wenig später kristallblauer Himmel; Wind und Windstille; Wärme und Kälte; Nebel und klare Luft. Auf meinem Berg war es

immer fünf Grad kälter als unten in der Stadt, aber an manchen Nachmittagen konnte ich in kurzer Hose und T-Shirt spazieren gehen. An anderen Nachmittagen musste ich den Kamin anmachen und drei Pullover übereinander ziehen. Der Juni ging in den Juli über. Seit zehn Tagen war ich wieder fleißig, allmählich fand ich in den alten Rhythmus zurück und gelangte zu der Überzeugung, den Rest meiner Arbeit in einem Schwung erledigen zu können. Kurz nach dem Nationalfeiertagswochenende machte ich etwas früher Schluss als gewöhnlich und fuhr zum Einkaufen nach Brattleboro. Ich verbrachte etwa vierzig Minuten im Grand Union, und nachdem ich die Tüten im Auto verstaut hatte, beschloss ich, noch ein wenig zu bleiben und mir irgendeinen Film anzusehen. Das war eine völlig spontane Idee, ein plötzlicher Einfall, als ich auf dem Parkplatz stand und schwitzend in die Nachmittagssonne blinzelte. Mein Tagespensum hatte ich bereits erledigt, und es gab keinen Grund, meine Pläne nicht einfach zu ändern, keinen Grund, nach Hause zurückzufahren, wenn ich dazu noch keine Lust hatte. Als ich zum Latches Theatre an der Main Street kam, fing gerade die Vorschau für die Sechs-Uhr-Vorstellung an. Ich kaufte mir eine Cola und eine Tüte Popcorn, setzte mich in die Mitte der letzten Reihe und ließ einen Teil der *Zurück in die Zukunft*-Reihe über mich ergehen. Ich fand ihn ebenso lachhaft wie unterhaltsam. Danach beschloss ich, meinen Ausflug noch etwas zu verlängern und in dem koreanischen Restaurant auf der anderen Straßenseite essen zu gehen. Ich hatte dort schon einmal gegessen, und für Vermonter Verhältnisse war die Küche gar nicht mal so übel.

Ich hatte zwei Stunden lang im Dunkeln gesessen, und als ich aus dem Kino kam, war das Wetter umgeschlagen.

Wieder so ein plötzlicher Wechsel: Wolken wälzten sich heran, die Temperatur fiel auf zehn Grad, Wind kam auf. Nach einem Tag strahlenden Sonnenscheins hätte der Himmel um diese Zeit noch ein wenig hell sein können, aber die Sonne hatte sich schon vor Einbruch der Dämmerung verzogen, und der lange Sommertag war in einen feuchten, kühlen Abend übergegangen. Als ich die Straße überquerte und das Restaurant betrat, regnete es bereits; ich nahm an einem der vorderen Tische Platz, bestellte mein Essen und sah zu, wie draußen der Sturm an Kraft gewann. Eine Papiertüte wurde aufgewirbelt und klatschte ans Schaufenster von Sam's Army-Navy-Store; eine leere Limodose fegte klappernd die Straße zum Fluss hinunter; fette Regentropfen platzten auf dem Gehsteig. Als Vorspeise aß ich Kimchi, nach jedem zweiten Bissen nahm ich einen Schluck Bier. Das Zeug war scharf und brannte auf der Zunge, und als ich zum Hauptgericht kam, tunkte ich das Fleisch ebenfalls in die scharfe Sauce – was zur Folge hatte, dass ich noch mehr Bier trank. Insgesamt müssen es drei, vielleicht vier Flaschen gewesen sein, und als ich die Rechnung bezahlte, war ich ein bisschen betrunkener, als ich hätte sein dürfen. Nüchtern genug, um noch geradeaus zu gehen, nehme ich an, nüchtern genug für manch klaren Gedanken an meine Übersetzung, aber wahrscheinlich nicht nüchtern genug zum Autofahren.

Ich will aber die Schuld nicht auf das Bier schieben. Meine Reflexe mögen ein wenig lahm gewesen sein, aber es kamen auch noch andere Umstände hinzu, und ich bezweifle, dass es ohne das Bier irgendwie anders gekommen wäre. Als ich das Restaurant verließ, goss es immer noch in Strömen, und als ich die paar hundert Meter zum Parkplatz gelaufen war, war ich nass bis auf die Haut. Dass ich lange

in der nassen Hosentasche nach den Schlüsseln wühlte, machte die Sache auch nicht besser, und erst recht nicht, dass ich sie, nachdem ich sie hervorgeklaubt hatte, prompt in eine Pfütze fallen ließ. So verlor ich noch mehr Zeit, denn nun musste ich in die Hocke gehen und im Dunkeln nach ihnen suchen, und als ich mich endlich erhob und in den Wagen stieg, war ich nass wie einer, der vollständig bekleidet ein ausgiebiges Duschbad genommen hatte. Man gebe dem Bier die Schuld, aber auch meinen triefenden Kleidern und dem Wasser, das mir in die Augen lief. Immer wieder musste ich eine Hand vom Steuer nehmen und mir die Stirn abwischen; denkt man darüber hinaus noch an die Ablenkung durch eine schlecht funktionierende Lüftung (sodass ich, wenn ich mir nicht gerade die Stirn abwischte, mit derselben Hand die beschlagene Windschutzscheibe frei machen musste), und steigert man diese Schwierigkeiten noch durch schadhafte Scheibenwischer (wann sind Scheibenwischer nicht schadhaft?), so herrschten an diesem Abend Bedingungen, die eine sichere Heimfahrt wohl kaum garantieren konnten.

Komisch, dass ich mir über das alles im Klaren war. Bibbernd in meinen nassen Kleidern, nur darauf bedacht, nach Hause zu kommen und mich umzuziehen, fuhr ich dennoch ganz bewusst so langsam wie möglich. Das war vermutlich meine Rettung; es kann aber auch sein, dass es gerade deshalb zu dem Unfall kam. Wäre ich schneller gefahren, wäre ich vielleicht wachsamer gewesen, hätte besser auf die Tücken der Straße geachtet. So aber begannen meine Gedanken nach einer Weile abzuschweifen, und schließlich geriet ich in eine dieser langwierigen, sinnlosen Grübeleien, die einen nur zu überkommen pflegen, wenn man alleine Auto fährt. Diesmal ging es, wenn ich mich

recht erinnere, um die Quantifizierung unbedeutender Alltagshandlungen. Wie viel Zeit hatte ich in den vergangenen vierzig Jahren damit zugebracht, mir die Schuhe zu binden? Wie viele Türen hatte ich auf und zu gemacht? Wie oft hatte ich geniest? Wie viele Stunden hatte ich mit der Suche nach Gegenständen verloren, die ich nicht finden konnte? Wie oft hatte ich mir die Zehen oder den Kopf gestoßen oder etwas weggezwinkert, das mir ins Auge geraten war? Ich fand diese Beschäftigung durchaus angenehm, und während ich weiter durch die Dunkelheit platschte, fügte ich der Liste immer neue Punkte hinzu. Etwa zwanzig Meilen außerhalb von Brattleboro, auf einer freien Strecke zwischen den Ortschaften T---- und West T----, nur drei Meilen vor der Abzweigung, die mich auf den Feldweg zu meinem Haus gebracht hätte, sah ich plötzlich im Scheinwerferlicht die Augen irgendeines Tieres aufleuchten. Ich wusste sofort, es war ein Hund. Zwanzig, dreißig Meter vor mir tapste dieses nasse, struppige Wesen durch die Nacht. Im Gegensatz zu anderen Hunden, die sich verlaufen haben, lief er nicht am Straßenrand entlang, sondern trabte genau in der Mitte – das heißt, etwas links von der Mitte, also praktisch genau auf meiner Fahrbahn. Ich machte einen Schwenk, um ihn nicht anzufahren, und stieg im selben Augenblick auf die Bremse. Das hätte ich wohl besser nicht getan, aber es war schon passiert, ehe ich mir sagen konnte, dass ich es lassen sollte. Jedenfalls war die Straße vom Regen nass und glitschig, und die Reifen begannen zu rutschen. Ich schleuderte über die gelbe Begrenzungslinie, und bevor ich gegensteuern konnte, krachte ich auch schon an einen Strommasten.

Ich hatte zwar den Gurt angelegt, aber bei dem Aufprall knallte mein linker Arm ans Lenkrad, und natürlich flogen

nun auch die ganzen Lebensmittel aus ihren Tüten, unter anderem eine Dose Tomatensaft, die mich am Kinn erwischte. Mein Gesicht tat höllisch weh, und mein Unterarm schmerzte wie verrückt, aber die Hand ließ sich noch bewegen, der Mund ging noch auf und zu, darum nahm ich an, dass ich mir nichts gebrochen hatte. Nun hätte ich erleichtert sein können, dankbar, dass ich ohne ernste Verletzungen davongekommen war, aber ich war nicht in der Stimmung, das Ausmaß meines Glücks zu berechnen und darüber zu spekulieren, wie viel schlimmer es hätte sein können. Es war schlimm genug, und ich haderte wütend mit mir, weil ich den Wagen kaputtgefahren hatte. Ein Scheinwerfer war zertrümmert, ein Kotflügel verbeult, die Kühlerhaube eingedrückt. Der Motor lief zwar noch, aber als ich zurücksetzen und weiterfahren wollte, stellte ich fest, dass die Vorderräder halb im Schlamm steckten. Zwanzig Minuten lang musste ich in Matsch und Regen schuften, bis ich das Ding da herausgeschoben hatte, und dann war ich so durchnässt und erschöpft, dass ich mir nicht mehr die Mühe machte, die Lebensmittel, die im ganzen Wagen herumgeflogen waren, wieder aufzusammeln. Ich setzte mich einfach ans Steuer, rangierte zurück auf die Straße und fuhr davon. Wie ich hinterher bemerkte, hatte ich während dieser letzten Etappe der Heimfahrt ein Päckchen tiefgefrorener Erbsen im Kreuz.

Es war schon nach elf, als ich vor dem Haus parkte. Ich zitterte in meinen Kleidern, Unterkiefer und Arm taten weh, ich hatte schlechte Laune. Erwarte das Unerwartete, heißt es, aber ist das Unerwartete dann erst eingetreten, erwartet man natürlich nicht, dass es noch einmal eintreten wird. Ich hatte das Visier heruntergelassen, und da ich immer noch an den Hund und den Strommast dachte, immer

noch über die Einzelheiten des Unfalls nachgrübelte, übersah ich, als ich aus dem Wagen stieg, das links vom Haus geparkte Auto. Meine Scheinwerfer hatten es nicht gestreift, und als ich den Motor abstellte und das Licht ausmachte, wurde es ohnehin stockfinster. Der Regen hatte nachgelassen, es nieselte nur noch. Im Haus war kein Licht, denn ich hatte ja angenommen, vor Sonnenuntergang zurück zu sein, und deshalb nicht einmal das Licht über der Eingangstür angelassen. Der Himmel war schwarz. Die Erde war schwarz. Gedächtnis und Gespür halfen mir, mich zum Haus zu tasten, aber sehen konnte ich nichts.

In Süd-Vermont war es durchaus üblich, sein Haus nicht abzuschließen, aber daran hielt ich mich nicht. Ich verrammelte jedes Mal die Tür, wenn ich ausging. Ein Ritual, das ich stur befolgte, selbst wenn ich nur für fünf Minuten wegmusste. Als ich jetzt zum zweiten Mal an diesem Abend nach meinen Schlüsseln suchte, begriff ich, wie dumm diese Vorsicht gewesen war. Ich hatte mich praktisch aus meinem eigenen Haus ausgeschlossen. Ich hielt die Schlüssel bereits in der Hand, aber es hingen insgesamt sechs davon an der Kette, und ich hatte keine Ahnung, welcher der richtige war. Erst einmal tappte ich blind an der Tür herum, bis ich das Schloss gefunden hatte. Dann nahm ich aufs Geratewohl einen Schlüssel und bugsierte ihn hinein. Auf halbem Weg blieb er stecken. Also musste ich den nächsten ausprobieren, aber dazu galt es zunächst einmal, den ersten wieder herauszubekommen. Das erforderte wesentlich mehr Geschick, als ich vermutet hatte. Gerade als ich die letzte Kerbe aus dem Loch manövrieren wollte, ruckte der Schlüssel eine winziges bisschen, und die Kette fiel mir aus der Hand. Sie rasselte auf die Holztreppe und entglitt dann Gott weiß wohin in die Nacht. Damit endete

die Fahrt genau so, wie sie begonnen hatte: leise fluchend suchte ich auf allen vieren nach unsichtbaren Schlüsseln.

Ich war kaum ein paar Sekunden dabei, als im Garten plötzlich ein Licht anging. Ich sah auf, drehte den Kopf instinktiv nach der Lichtquelle, und noch ehe ich einen Schreck bekommen oder überhaupt registrieren konnte, was da los war, erblickte ich ein Auto – ein Auto, das auf meinem Grundstück nichts zu suchen hatte –, und diesem Auto entstieg eine Frau. Sie spannte einen großen roten Schirm auf, schlug die Tür hinter sich zu, und das Licht ging wieder aus. Brauchen Sie Hilfe?, sagte sie. Ich rappelte mich hoch, und in diesem Moment ging wieder ein Licht an. Die Frau leuchtete mir mit einer Taschenlampe ins Gesicht.

Wer zum Teufel sind Sie?, fragte ich.

Sie kennen mich nicht, antwortete sie, aber Sie kennen die Person, die mich geschickt hat.

Das reicht mir nicht. Sagen Sie mir, wer Sie sind, oder ich hole die Polizei.

Mein Name ist Alma Grund. Ich warte hier schon seit über fünf Stunden. Mr. Zimmer, ich muss mit Ihnen reden.

Und wer hat Sie geschickt?

Frieda Spelling. Hector geht es sehr schlecht. Sie möchte, dass Sie das wissen, und ich soll Ihnen ausrichten, dass die Zeit jetzt sehr knapp wird.

MIT HILFE ihrer Taschenlampe fanden wir die Schlüssel, und als ich die Tür aufschloss und ins Haus trat, machte ich die Lampen im Wohnzimmer an. Alma Grund kam mir nach – eine kleine Frau, Mitte bis Ende

dreißig. Blaue Seidenbluse und maßgeschneiderte graue Hose. Mittellange braune Haare, Stöckelschuhe, karmesinroter Lippenstift, eine große Handtasche aus Leder über der Schulter. Als sie ins Licht trat, sah ich das Muttermal auf ihrer linken Gesichtshälfte. Es war ein violetter Fleck von der Größe einer Männerfaust, lang und breit genug, dass er an die Karte eines Phantasielandes erinnerte: eine kompakte Verfärbung, die mehr als die Hälfte ihrer Wange bedeckte und sich vom Augenwinkel bis zur Kinnlade hinunterzog. Sie trug die Haare so geschnitten, dass sie das Mal zum größten Teil verbargen, und hielt den Kopf ein wenig schief, damit die Haare an Ort und Stelle blieben. Diese leicht verkrampfte Haltung schien ihr offenbar in Fleisch und Blut übergegangen, eine Angewohnheit, die ein Leben in Befangenheit ihr aufgezwungen haben musste. Das gab ihrer Erscheinung etwas Unbeholfenes und Verletzliches; sie wirkte wie ein schüchternes Mädchen, das lieber zu Boden als seinem Gegenüber in die Augen sah.

An jedem anderen Abend wäre ich wahrscheinlich bereit gewesen, mit ihr zu reden – aber nicht an diesem. Ich war zu wütend, zu fertig von dem, was bereits passiert war, und hatte nur den einen Wunsch, mich aus meinen nassen Kleidern zu schälen, ein heißes Bad zu nehmen und ins Bett zu gehen. Ich hatte, nachdem ich das Licht im Wohnzimmer angemacht hatte, die Tür hinter mir zugeworfen. Nun klinkte ich sie wieder auf und bat sie höflich zu gehen.

Bitte nur fünf Minuten, sagte sie. Ich kann alles erklären.

Ich mag es nicht, wenn Leute ungefragt mein Grundstück betreten, sagte ich, und ich mag es nicht, wenn Leute mitten in der Nacht über mich herfallen. Sie wollen doch nicht, dass ich Sie rausschmeiße, oder?

Jetzt hob sie den Blick und sah mich an – überrascht von meiner Heftigkeit, leicht verängstigt von dem Zorn, der in meiner Stimme mitschwang. Ich denke, Sie wollen Hector besuchen, sagte sie, und mit diesen Worten trat sie ein paar Schritte weiter ins Haus hinein, entfernte sich vorsichtshalber von der Tür, für den Fall, dass ich auf die Idee käme, meine Drohung wahr zu machen. Als sie sich wieder mir zuwandte, konnte ich nur ihre rechte Gesichtshälfte sehen. Jetzt wirkte sie ganz anders; sie hatte ein feines, rundliches Gesicht und eine sehr glatte Haut. Eigentlich nicht unattraktiv, beinahe hübsch sogar. Dunkelblaue Augen, aus denen eine wache, nervöse Klugheit leuchtete, die mich ein wenig an Helen erinnerte.

Was Frieda Spelling zu sagen hat, interessiert mich nicht mehr, sagte ich. Sie hat mich zu lange hingehalten, und es hat mich viel Mühe gekostet, darüber hinwegzukommen. Ich will mich nicht noch einmal darauf einlassen. Zu viel Hoffnung. Zu viel Enttäuschung. Ich kann das nicht verkraften. Für mich ist die Geschichte vorbei.

Bevor sie mir antworten konnte, schickte ich zum Abschluss meiner kleinen Predigt eine letzte aggressive Bemerkung hinterher. Ich werde jetzt ein Bad nehmen, sagte ich. Und wenn ich damit fertig bin, will ich Sie hier nicht mehr sehen. Bitte seien Sie so freundlich und schließen die Tür, wenn Sie gehen.

Ich wandte ihr den Rücken zu und ging zur Treppe, fest entschlossen, sie fortan zu ignorieren und die ganze Sache ein für alle Mal hinter mir zu lassen. Als ich schon die Treppe hochstieg, hörte ich sie sagen: Sie haben ein so hervorragendes Buch geschrieben, Mr. Zimmer. Und deshalb haben Sie ein Recht darauf, die wahre Geschichte zu erfahren. Und ich brauche Ihre Hilfe. Wenn Sie mich nicht anhören,

werden schreckliche Dinge geschehen. Hören Sie mir einfach nur fünf Minuten zu. Mehr will ich nicht von Ihnen.

Melodramatischer hätte sie ihr Anliegen kaum vortragen können, aber ich dachte gar nicht daran, mich erweichen zu lassen. Oben angekommen, drehte ich mich um und sprach von der Loggia hinunter zu ihr. Ich gebe Ihnen nicht mal fünf Sekunden, sagte ich. Wenn Sie mit mir reden wollen, rufen Sie mich morgen an. Oder besser, schreiben Sie mir einen Brief. Am Telefon bin ich nicht so gut. Und ohne ihre Reaktion abzuwarten, verschwand ich ins Bad und schloss die Tür hinter mir ab.

Ich blieb fünfzehn, zwanzig Minuten in der Wanne. Dazu noch drei, vier Minuten zum Abtrocknen, zwei Minuten vor dem Spiegel, wo ich mein Kinn untersuchte, und noch einmal sechs oder sieben, bis ich mir trockene Sachen angezogen hatte; insgesamt also rund eine halbe Stunde. Ich hatte es nicht eilig. Ich wusste, dass sie noch da sein würde, wenn ich wieder nach unten kam, und ich war immer noch miserabel gelaunt, kochend vor aufgestauter Streitlust und Feindseligkeit. Vor Alma Grund fürchtete ich mich nicht, aber meine Wut machte mir Angst, ich verstand gar nicht mehr, was in mir vorging. Seit meinem Ausbruch im Frühjahr auf der Party bei den Tellefsons hatte ich mich vollkommen zurückgezogen und mehr oder weniger verlernt, mit Fremden zu reden. Der einzige Mensch, mit dem ich noch zurechtkam, war ich selbst – aber wer war schon ich, ich lebte ja eigentlich gar nicht mehr. Ich war bloß jemand, der so tat, als ob er lebte, ein Toter, der seine Tage damit hinbrachte, das Buch eines Toten zu übersetzen.

Sie begann sogleich mit einem Schwall von Entschuldigungen, als ich auf die Loggia hinaustrat, sah von unten zu mir herauf, bat um Verzeihung für ihre schlechten Manie-

ren und bekannte sich zu ihrem Fehler, einfach so unangemeldet bei mir aufgetaucht zu sein. Sie schleiche sonst nicht bei Nacht um die Häuser fremder Leute, sagte sie, und sie habe mich nicht erschrecken wollen. Als sie um sechs an meine Tür geklopft habe, sei es noch hell gewesen. Sie habe irrtümlich angenommen, dass ich zu Hause sei, und sie habe dann nur deshalb stundenlang in meinem Garten gewartet, weil sie gemeint habe, dass ich jeden Augenblick zurückkommen würde.

Als ich die Treppe hinunterstieg und ins Wohnzimmer ging, sah ich, dass sie sich die Haare gebürstet und neuen Lippenstift aufgelegt hatte. Sie wirkte jetzt konzentrierter – weniger zappelig, weniger befangen –, und als ich auf sie zuging und sie bat, sich zu setzen, spürte ich, dass sie nicht ganz so schwach oder verschüchtert war, wie ich vermutet hatte.

Ich werde Ihnen erst zuhören, wenn Sie mir ein paar Fragen beantwortet haben, sagte ich. Wenn ich mit Ihren Antworten zufrieden bin, dürfen Sie reden. Wenn nicht, werde ich Sie bitten zu gehen. Dann will ich Sie nie wieder sehen. Verstanden?

Wollen Sie ausführliche oder knappe Antworten?

Knappe. So kurz wie möglich.

Dann sagen Sie mir, wo ich anfangen soll. Ich werde mir Mühe geben.

Als Erstes möchte ich wissen, warum Frieda Spelling mir nicht geantwortet hat.

Sie hat auch Ihren zweiten Brief erhalten, aber gerade als sie Ihnen antworten wollte, ist etwas passiert, das sie am Weiterschreiben gehindert hat.

Einen ganzen Monat lang?

Hector ist die Treppe hinuntergefallen. Da im Haus saß

Frieda mit dem Stift in der Hand an ihrem Schreibtisch, dort ging Hector zur Treppe. Es ist unheimlich, wie nahe sich diese Ereignisse waren. Frieda schrieb vier Worte – *Sehr geehrter Professor Zimmer* –, und im selben Augenblick kam Hector zu Fall. Er zog sich eine doppelte Beinfraktur zu. Dazu mehrere Rippenbrüche. Eine schlimme Beule an der Schläfe. Ein Hubschrauber musste ihn von der Ranch abholen und nach Albuquerque ins Krankenhaus bringen. Während der Operation, mit der das Bein gerichtet werden sollte, bekam er einen Herzinfarkt. Er wurde auf die Intensivstation verlegt, und als es ihm dann etwas besser zu gehen schien, holte er sich eine Lungenentzündung. Zwei Wochen lang hing sein Leben an einem seidenen Faden. Drei- oder viermal glaubten wir, ihn zu verlieren. Unmöglich, in dieser Zeit einen Brief zu schreiben, Mr. Zimmer. Es war einfach zu viel, und Frieda konnte an nichts anderes denken.

Ist er immer noch im Krankenhaus?

Er ist gestern nach Hause gekommen. Ich habe heute früh den ersten Flug genommen, bin um halb drei in Boston gelandet und mit einem Mietwagen zu Ihnen rausgefahren. Das geht schneller, als einen Brief zu schreiben. Ein Tag statt drei oder vier, vielleicht sogar fünf. In fünf Tagen kann Hector längst tot sein.

Warum haben Sie mich nicht angerufen?

Das wollte ich nicht riskieren. Ich wollte Ihnen nicht die Möglichkeit geben, einfach aufzulegen.

Und warum liegt Ihnen so viel daran? Das ist meine nächste Frage. Wer sind Sie, und was haben Sie mit der Sache zu tun?

Ich kenne die beiden mein Leben lang. Sie stehen mir sehr nahe.

Wollen Sie mir etwa erzählen, dass Sie ihre Tochter sind?

Ich bin Charlie Grunds Tochter. Vielleicht können Sie sich an den Namen nicht erinnern, aber ich bin mir sicher, dass Sie ihn schon mal gelesen haben. Wahrscheinlich sogar Dutzende Male.

Der Kameramann.

Richtig. Er hat alle Filme Hectors bei Kaleidoscope gedreht. Als Hector und Frieda dann wieder anfingen, Filme zu machen, hat er Kalifornien verlassen und ist zu ihnen auf die Ranch gezogen. Das war 1940. 1946 hat er meine Mutter geheiratet. Ich bin dort zur Welt gekommen und aufgewachsen. Die Ranch bedeutet mir sehr viel, Mr. Zimmer. Alles, was ich bin, kommt von dorther.

Und Sie sind nie weggegangen?

Mit fünfzehn kam ich aufs Internat. Später aufs College. Danach habe ich in verschiedenen Städten gelebt. New York, London, Los Angeles. Ich habe geheiratet und mich scheiden lassen, ich habe gearbeitet, ich habe alles Mögliche getan.

Aber jetzt leben Sie wieder auf der Ranch.

Vor ungefähr sieben Jahren bin ich wieder dorthin gezogen. Meine Mutter starb, ich fuhr zur Beerdigung nach Hause. Und dann bin ich einfach dageblieben. Charlie ist ein paar Jahre später gestorben, aber ich bin immer noch da.

Und tun dort was?

Hectors Biographie schreiben. Ich sitze seit sechseinhalb Jahren daran, bin aber fast fertig.

Allmählich kommt Logik in die Geschichte.

Was sollte daran auch unlogisch sein? Glauben Sie, ich reise zweitausendvierhundert Meilen weit, um Ihnen dann irgendetwas zu verschweigen?

Das ist die nächste Frage. Warum ich? Es gibt so viele

Menschen auf der Welt – wieso sind Sie ausgerechnet auf mich gekommen?

Weil ich einen Zeugen brauche. Ich schreibe in dem Buch über Dinge, die niemand sonst gesehen hat, und falls nicht irgendjemand meine Behauptungen bestätigt, wird mir keiner glauben.

Aber dieser Jemand muss nicht ich sein. Das könnte doch auch jeder andere. Sie haben mir soeben auf Ihre umsichtige, umwegige Art zu verstehen gegeben, dass da noch spätere Filme existieren. Wenn es also noch mehr von Hector zu sehen gibt, sollten Sie Kontakt mit einem Filmexperten aufnehmen und ihn bitten, sich das anzusehen. Sie brauchen eine Autorität, die für Sie aussagt, jemanden, der einen guten Ruf auf diesem Gebiet hat. Ich bin bloß ein Amateur.

Sie mögen kein professioneller Filmkritiker sein, aber Sie sind ein Experte für Hector Manns Komödien. Sie haben ein außerordentliches Buch geschrieben, Mr. Zimmer. Niemand wird jemals etwas Besseres über diese Filme schreiben. Es ist *das* Buch zum Thema.

Bis zu diesem Augenblick hatte sie mir ihre ungeteilte Aufmerksamkeit geschenkt. Sie saß auf dem Sofa, und während ich vor ihr auf und ab schritt, war ich mir wie ein Staatsanwalt vorgekommen, der eine Zeugin ins Kreuzverhör nimmt. Ich befand mich im Vorteil, aber sie hatte mir bei ihren Antworten immer unverwandt in die Augen geschaut. Jetzt sah sie plötzlich auf ihre Uhr und wurde unruhig, und ich spürte, die Stimmung war umgeschlagen.

Es ist spät, sagte sie.

Ich nahm an, sie wollte damit andeuten, dass sie müde sei. In dieser Situation so etwas zu sagen kam mir lächerlich vor, völlig absurd. Sie haben damit angefangen, sagte

ich. Sie wollen doch jetzt nicht etwa kneifen? Wir kommen ja gerade erst in Schwung.

Es ist halb zwei. Die Maschine nach Boston geht um sieben Uhr fünfzehn. Wenn wir in einer Stunde abfahren, könnten wir es schaffen.

Wovon reden Sie?

Glauben Sie vielleicht, ich sei bloß zum Plaudern nach Vermont gekommen? Ich nehme Sie mit nach New Mexico. Ich dachte, das wäre Ihnen klar.

Das soll wohl ein Witz sein.

Die Reise ist lang. Wenn Sie noch mehr Fragen haben, bin ich gern bereit, Ihnen unterwegs Rede und Antwort zu stehen. Bis wir da sind, werden Sie alles wissen, was ich weiß. Versprochen.

Sie sind doch zu klug, sich einzubilden, dass ich dazu bereit sein könnte. Nicht jetzt. Nicht mitten in der Nacht.

Sie müssen. Vierundzwanzig Stunden nach Hectors Tod werden diese Filme vernichtet. Und vielleicht ist er schon tot. Er könnte gestorben sein, während ich heute zu Ihnen gefahren bin. Verstehen Sie nicht, Mr. Zimmer? Wenn wir nicht sofort aufbrechen, bleibt uns womöglich keine Zeit mehr.

Sie vergessen, was ich Frieda Spelling in meinem letzten Brief gesagt habe. Ich benutze keine Flugzeuge. Das verbietet mir mein Glaube.

Ohne ein Wort zu sagen, griff Alma Grund in ihre Handtasche und nahm ein kleines weißes Tütchen heraus. Es war mit einem blaugrünen Logo bedruckt, darunter stand ein kurzer Text. Ich konnte aus der Entfernung nur ein einziges Wort erkennen, aber es war auch das einzige Wort, das ich wissen musste, um auf den Inhalt der Tüte schließen zu können: Apotheke.

Ich habe das nicht vergessen, sagte sie. Und um es Ihnen leichter zu machen, habe ich Ihnen etwas Xanax mitgebracht. Das nehmen Sie doch gelegentlich, oder?

Woher wissen Sie das?

Sie haben zwar ein großartiges Buch geschrieben, aber das hieß nicht, dass wir Ihnen trauen konnten. Ich musste ein wenig Detektiv spielen und Sie überprüfen. Ich habe herumtelefoniert, ein paar Briefe geschrieben, Ihre anderen Sachen gelesen. Ich weiß, was Sie durchgemacht haben, und ich finde es furchtbar – ganz furchtbar, was Ihrer Frau und Ihren Söhnen zugestoßen ist. Es muss schrecklich für Sie gewesen sein.

Dazu hatten Sie kein Recht. Ich finde es empörend, dass Sie so im Leben eines anderen herumschnüffeln. Sie platzen hier rein und bitten mich um Hilfe, und dann erzählen Sie mir plötzlich so etwas? Warum sollte ich Ihnen helfen? Ich könnte kotzen bei dem Gedanken.

Frieda und Hector wollten über Sie Bescheid wissen, sonst hätten sie mir nicht erlaubt, Sie einzuladen. Ich habe das nur für die beiden getan.

Das kann ich nicht akzeptieren. Ich akzeptiere kein einziges Wort von dem, was Sie da sagen.

Wir sind doch auf einer Seite, Mr. Zimmer. Wir brauchen uns nicht anzuschreien. Wir sollten freundschaftlich zusammenarbeiten.

Ich bin nicht Ihr Freund. Ich bin überhaupt nichts für Sie. Sie sind ein Phantom, aus der Nacht hier aufgetaucht. Und jetzt will ich, dass Sie wieder verschwinden und mich in Ruhe lassen.

Das kann ich nicht. Ich muss Sie mitnehmen, und wir müssen jetzt los. Bitte zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu drohen. Das wäre doch reichlich albern in dieser Situation.

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Ich war fünfundzwanzig Zentimeter größer als sie und mindestens fünfundzwanzig Kilo schwerer, ein ziemlich großer Mann und kurz davor, die Geduld zu verlieren, ein Unberechenbarer, der jederzeit gewalttätig werden konnte – und sie saß da und wollte mir drohen. Ich blieb neben dem Ofen stehen und behielt sie von dort aus im Auge. Wir waren drei, vier Meter auseinander, und gerade als sie vom Sofa aufstand, begann der Regen mit erneuerter Wucht aufs Dach zu krachen und ließ die Schindeln tanzen, als ginge ein Steinschlag darauf nieder. Bei dem Lärm zuckte sie zusammen, blickte mit einem ängstlichen, verwirrten Ausdruck in den Augen im Zimmer umher, und plötzlich wusste ich, was als Nächstes passieren würde. Ich kann nicht erklären, woher dieses Wissen kam, aber ob es nun Vorahnung oder außersinnliche Wahrnehmung war, was da auf einmal von mir Besitz ergriff, als ich diesen Ausdruck in ihren Augen sah, jedenfalls wusste ich, dass sie eine Schusswaffe in ihrer Handtasche hatte, und ich wusste, dass sie in den nächsten drei oder vier Sekunden mit der rechten Hand hineingreifen und sie herausnehmen würde.

Das war einer der grandiosesten, erheiterndsten Augenblicke meines Lebens. Ich stand einen halben Schritt außerhalb der Realität, ein paar Zoll jenseits der Grenzen meines Körpers, und als die Sache genau so geschah, wie ich es mir gedacht hatte, hatte ich ein Gefühl, als sei meine Haut durchsichtig geworden. Ich nahm keinen Raum mehr ein, sondern zerschmolz darin. Was um mich war, war auch in mir; ich brauchte nur in mich hineinzusehen, um die ganze Welt zu erkennen.

Sie hielt die Waffe in der Hand. Es war ein kleiner versilberter Revolver mit Perlmuttgriff, gerade halb so groß wie

die Spielzeugpistole, mit der ich als Kind gespielt hatte. Als sie sich zu mir umdrehte und den Arm hob, sah ich, dass die Hand am Ende dieses Arms zitterte.

Ich hab so was noch nie getan, sagte sie. Sagen Sie mir, ich soll das Ding wegpacken, und ich tu's. Aber wir müssen jetzt los.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass jemand eine Waffe auf mich richtete, und ich staunte, wie gelassen ich blieb, wie selbstverständlich ich die möglichen Konsequenzen akzeptierte. Eine falsche Bewegung, ein falsches Wort, und ich konnte sterben, einfach so. Diese Vorstellung hätte mir Angst machen, hätte Fluchtgedanken in mir auslösen müssen, aber von alldem spürte ich nichts, nichts drängte mich, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Etwas ungeheuer und furchtbar Schönes hatte sich vor mir aufgetan, und ich verspürte nur den einen Wunsch, ewig so stehen zu bleiben und dieser Frau mit dem seltsamen Doppelgesicht in die Augen zu schauen, während über uns der Regen mit einem Lärm wie von zehntausend Trommeln die Teufel der Nacht aufscheuchte.

Schießen Sie nur, sagte ich. Sie tun mir damit einen großen Gefallen.

Die Worte kamen mir aus dem Mund, noch ehe ich wusste, dass ich sie sagen würde. Sie klangen mir grell und erschreckend in den Ohren, wie etwas, das nur ein Geistesgestörter sagen konnte, doch als ich sie erst einmal gehört hatte, war mir klar, dass ich nicht die Absicht hatte, sie zurückzunehmen. Sie gefielen mir. Ich erfreute mich an ihrer Grobheit, an ihrer Offenheit, an der entschlossenen, sachlichen Art, mit der sie dem Dilemma, in dem ich steckte, zu Leibe rückten. Und dennoch, obwohl mir diese Worte so viel Mut machten, weiß ich bis heute nicht, wie sie gemeint

waren. Habe ich sie wirklich aufgefordert, mich zu töten, oder habe ich nur versucht, sie zur Vernunft zu bringen, um nicht getötet zu werden? Habe ich wirklich gewollt, dass sie abdrückt, oder habe ich versucht, sie dazu zu bewegen, die Waffe sinken zu lassen? Ich habe mir diese Fragen in den vergangenen elf Jahren oft gestellt, aber bis heute noch keine schlüssige Antwort daraufgefunden. Mit Gewissheit weiß ich nur, dass ich keine Angst hatte. Als Alma Grund den Revolver zog und auf meine Brust richtete, empfand ich nicht Furcht, sondern Faszination. Ich begriff, dass die Kugeln in dieser Waffe einen Gedanken bargen, der mir noch nie gekommen war. Die Welt war voller Löcher, winziger sinnloser Öffnungen, mikroskopischer Spalten, in die der Geist eindringen konnte. War man erst einmal durch eins dieser Löcher gegangen, dann war man frei von sich selbst, frei von seinem Leben, frei von seinem Tod, frei von allem, was einem gehörte. In dieser Nacht war ich in meinem Wohnzimmer auf eins dieser Löcher gestoßen. Es erschien in Gestalt einer Waffe, und als ich mich jetzt im Innern dieser Waffe befand, war es mir gleichgültig, ob ich wieder herauskam oder nicht. Ich stand vollkommen ruhig neben mir und war vollkommen bereit zu akzeptieren, was immer der Augenblick zu bieten hatte. Gleichgültigkeit solcher Größenordnung ist etwas Seltenes, und da zu ihr nur jemand gelangen kann, der bereit ist, sich selbst loszulassen, gebietet sie Respekt. Sie flößt denen, die ihr begegnen, Ehrfurcht ein.

Bis dahin kann ich mich an alles erinnern, an alles bis zu dem Augenblick, da ich diese Worte sagte, und noch ein wenig darüber hinaus; dann aber wird es ziemlich verschwommen. Ich weiß, dass ich sie angebrüllt habe, mir an die Brust geschlagen und sie herausgefordert habe, mich zu

erschießen, aber ob ich das getan habe, bevor sie zu weinen anfing oder danach, ist mir aus dem Gedächtnis verschwunden. Ebenso wenig weiß ich noch, was sie gesagt hat. Das kann eigentlich nur bedeuten, dass hauptsächlich ich selbst geredet habe, aber inzwischen stürzten mir die Worte so schnell aus dem Mund, dass ich kaum noch wusste, was ich sagte. Wichtig ist vor allem, dass sie Angst hatte. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass ich den Spieß umdrehen würde, und als ich von der Waffe aufblickte und ihr wieder in die Augen sah, wusste ich, dass sie nicht den Mut hatte, mich umzubringen. Das war alles Bluff und kindliche Verzweiflung, und kaum tat ich einen Schritt auf sie zu, ließ sie die Waffe sinken. Ein merkwürdiger Ton entrang sich ihrer Kehle – ein gedämpfter, erstickter Luftstrom, ein undefinierbares Geräusch irgendwo zwischen Keuchen und Schluchzen –, und während ich sie weiter mit Hohn und Häme überschüttete und sie anschrie, sie solle die Sache endlich hinter sich bringen, wusste ich – und zwar mit absoluter Sicherheit und ohne den geringsten Zweifel –, dass die Waffe nicht geladen war. Auch hier behaupte ich nicht zu wissen, woher diese Gewissheit kam, aber ich brauchte nur zu sehen, wie sie den Arm sinken ließ, und schon wusste ich, dass mir nichts geschehen würde; und dafür wollte ich sie bestrafen, sie sollte dafür büßen, dass sie mir falsche Tatsachen vorspiegelte.

Das alles war eine Sache von Sekunden, ein ganzes Leben, auf wenige Sekunden zusammengeschmolzen. Ich tat einen Schritt, und noch einen, und dann sprang ich sie an, verdrehte ihr den Arm und riss ihr die Waffe aus der Hand. Sie war nicht mehr der Engel des Todes, aber ich wusste jetzt, wie der Tod schmeckte, und im Wahnsinn der folgenden Sekunden tat ich das Wildeste und Verrückteste, was

ich jemals getan habe. Nur um etwas klarzustellen. Nur um ihr zu zeigen, dass ich stärker war als sie. Ich nahm ihr die Waffe aus der Hand, trat ein paar Schritte zurück und hielt mir die Mündung an die Schläfe. Natürlich war die Waffe nicht geladen, aber sie wusste nicht, dass ich das wusste, und ich wollte mein Wissen ausnutzen, um sie zu demütigen, um ihr das Bild eines Mannes zu bieten, der keine Angst vor dem Sterben hatte. Sie hatte damit angefangen, und jetzt würde ich es zu Ende bringen. Inzwischen kreischte sie, das weiß ich noch, ich höre sie immer noch schreien und mich anflehen, es nicht zu tun, aber jetzt sollte mich nichts mehr aufhalten.

Ich erwartete ein Klicken, und dann vielleicht ein kurzes hartes Echo aus der leeren Kammer. Ich legte den Finger um den Abzug, gewährte Alma Grund ein zweifellos groteskes und widerwärtiges Lächeln und drückte ab. O Gott, kreischte sie, o Gott, tun Sie das nicht. Ich drückte ab, aber der Abzug rührte sich kein bisschen. Ich versuchte es noch einmal, und wieder tat sich nichts. Ich vermutete, dass der Abzug klemmte, aber als ich die Waffe herunternahm und sie mir genauer ansah, erkannte ich endlich, was los war. Sie war noch gesichert. Sie war geladen, und sie war gesichert. Sie hatte vergessen, sie zu entsichern. Und hätte sie es nicht vergessen, dann hätte ich mir tatsächlich eine Kugel in den Kopf gejagt.

SIE sank aufs Sofa, schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Ich wusste nicht, wie lange das dauern würde, vermutete aber, wenn sie sich wieder gefasst hätte, würde

sie aufstehen und verschwinden. Was hätte sie auch sonst tun können? Ich hatte mir ihretwegen beinahe das Hirn aus dem Schädel gepustet, und da sie unseren ekelhaften Psychokrieg verloren hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie den Mut aufbringen würde, noch ein einziges Wort zu mir zu sagen.

Ich schob mir die Waffe in die Hosentasche. Sobald ich sie nicht mehr berührte, spürte ich, wie der Wahnsinn langsam meinen Körper verließ. Nur das Entsetzen blieb – wie ein heißes, fühlbares Nachglühen, die Erinnerung meiner rechten Hand an den Versuch, den Abzug zu drücken, das harte Metall an meinem Schädel. Dass jetzt kein Loch in diesem Schädel war, hatte ich allein meiner Dummheit und viel Glück zu verdanken, oder, genauer, dem Umstand, dass ausnahmsweise einmal mein Glück über meine Dummheit gesiegt hatte. Ich hätte mich um Haaresbreite umgebracht. Eine Reihe von Zufällen hatte mir das Leben genommen und dann wieder zurückgegeben, und in der Zeit dazwischen, in der winzigen Spanne zwischen diesen beiden Augenblicken, hatte es sich verändert.

Als Alma endlich wieder aufblickte, liefen ihr immer noch die Tränen über die Wangen. Ihr Make-up war verschmiert, schwarze Linien schlängelten sich mitten durch ihr Muttermal, und sie sah so fertig aus, so mitgenommen von der Katastrophe, in die sie selbst sich gestürzt hatte, dass ich beinahe Mitleid mit ihr empfand.

Gehen Sie sich waschen, sagte ich. Sie sehen furchtbar aus.

Es rührte mich, dass sie nichts sagte. Immerhin war sie eine Frau, die an Worte glaubte, die ihrer Fähigkeit vertraute, sich aus jeder Klemme herausreden zu können, doch als ich ihr diese Anweisung gab, stand sie einfach schweigend

vom Sofa auf und tat, was ich ihr gesagt hatte. Nur die schwache Spur eines Lächelns, ein kaum merkliches Schulterzucken. Sie ging zum Badezimmer, und da erst merkte ich, wie sehr sie geschlagen war, wie gedemütigt von dem, was sie getan hatte. Ich fand den Anblick, wie sie aus dem Zimmer ging, unerklärlich bewegend. Das gab meinen Gedanken irgendwie eine andere Richtung, und in diesem ersten Aufblitzen von Mitgefühl und Sympathie fasste ich einen völlig unerwarteten Entschluss. Und soweit solche Dinge überhaupt messbar sind, glaube ich, dass dieser Entschluss der Anfang der Geschichte war, die ich jetzt zu erzählen versuche.

Während sie weg war, ging ich in die Küche und suchte nach einem Versteck für den Revolver. Nachdem ich die Schränke über der Spüle auf- und zugemacht und in mehreren Schubladen und Aludosen herumgewühlt hatte, entschied ich mich für das Gefrierfach des Kühlschranks. Das war meine erste Erfahrung mit einer Waffe, und da ich mir nicht sicher war, ob ich sie entladen konnte, ohne noch mehr Unheil anzurichten, öffnete ich das Gefrierfach und verstaute sie mitsamt ihrer tödlichen Ladung unter einer Tüte mit Hühnerklein und einer Schachtel Ravioli. Ich wollte das Ding nur verschwinden lassen. Als ich aber die Klappe geschlossen hatte, wurde mir klar, dass ich keinen großen Drang verspürte, es wirklich loszuwerden. Nicht dass ich irgendwelche Pläne hatte, es jemals zu benutzen, aber mir gefiel die Vorstellung, es in der Nähe zu haben, und bis mir ein besserer Platz dafür einfiele, würde ich es im Gefrierfach lassen. Bei jedem Offnen der Klappe würde ich daran denken, was ich in dieser Nacht erlebt hatte. Der Revolver wäre mein heimliches Andenken, ein Denkmal für meine Begegnung mit dem Tod.

Sie ließ sich viel Zeit im Bad. Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen, und statt herumzusitzen und auf sie zu warten, räumte ich lieber das Chaos in meinem Wagen auf und trug die Lebensmittel ins Haus. Das dauerte nicht ganz zehn Minuten. Als ich die Sachen in der Küche verstaut hatte, war Alma immer noch im Badezimmer. Ich trat an die Tür und horchte hinein, denn allmählich begann ich mir Sorgen zu machen, ob sie nicht etwa reingegangen wäre, um irgendeine überstürzte Dummheit zu machen. Bevor ich aus dem Haus gegangen war, hatte ich deutlich Wasser ins Becken laufen hören, beide Hähne voll aufgedreht; und als ich auf dem Weg nach draußen an der Tür vorbeigekommen war, hatte ich in dem Rauschen auch ihr Schluchzen gehört. Jetzt lief das Wasser nicht mehr, und es war überhaupt nichts zu hören. Das konnte bedeuten, dass ihr Weinkrampf vorbei war, dass sie sich ruhig die Haare bürstete und neues Make-up auftrug. Es konnte aber auch bedeuten, dass sie reglos am Boden lag, niedergestreckt von zwanzig Xanax im Magen.

Ich klopfte an. Als sie nicht antwortete, klopfte ich noch einmal und fragte, ob alles in Ordnung sei. Sie komme gleich, sagte sie, nur noch eine Minute, und nach einer langen Pause fügte sie mit einer Stimme, die nach Atem zu ringen schien, hinzu, der ganze Mist, der da passiert sei, tue ihr Leid, sehr Leid. Lieber würde sie sterben, als das Haus zu verlassen, bevor ich ihr verziehen hätte, sagte sie, sie flehe mich an, ihr zu verzeihen, aber auch wenn ich das nicht über mich bringen könne, werde sie jetzt gehen, so oder so, sie gehe jetzt, sie werde mir nicht noch einmal zu nahe treten.

Ich blieb vor der Tür und wartete. Als sie herauskam, waren ihre Augen so rot und verquollen wie bei jedem, der lange geweint hat, aber ihre Frisur war wieder in Ordnung, und

Puder und Lippenstift übertünchten mehr oder weniger die hektischen Flecken. Sie wollte an mir vorbei, aber ich streckte die Hand aus und hielt sie auf.

Es ist nach zwei, sagte ich. Wir sind beide erschöpft, wir brauchen etwas Schlaf. Sie können mein Bett benutzen. Ich schlafe unten auf dem Sofa.

Sie schämte sich so sehn, dass sie nicht den Mut aufbrachte, mir ins Gesicht zu sehen. Ich verstehe nicht, sagte sie zum Fußboden, und als ich nicht gleich antwortete, wiederholte sie: Ich verstehe nicht.

Heute Nacht geht niemand mehr irgendwohin, sagte ich. Ich nicht, und Sie auch nicht. Über morgen können wir morgen reden, aber jetzt legen wir uns erst mal hin.

Was soll das heißen?

Es heißt, dass es ein weiter Weg bis New Mexico ist. Es ist besser, wenn wir uns morgen früh frisch auf den Weg machen. Ich weiß, Sie haben es eilig, aber ein paar Stunden werden jetzt auch nicht mehr viel ausmachen.

Ich dachte, Sie wollten, dass ich verschwinde.

Wollte ich auch. Aber ich habe es mir anders überlegt.

Sie hob ein wenig den Kopf, und ich sah, wie verwirrt sie war, völlig verwirrt. Sie müssen nicht nett zu mir sein, sagte sie. Das möchte ich nicht.

Keine Sorge. Ich denke nur an mich, nicht an Sie. Morgen haben wir einen langen Tag vor uns, und wenn ich mich jetzt nicht aufs Ohr lege, werde ich kaum die Augen offen halten können. Ich muss doch wach sein, um zu hören, was Sie mir zu erzählen haben.

Wollen Sie damit etwa sagen, Sie kommen mit? Nein, das kann nicht sein. Ausgeschlossen, dass Sie das wollen.

Ich wüsste nicht, was ich sonst morgen tun sollte. Da kann ich auch mit Ihnen fahren.

Lügen Sie nicht. Wenn das jetzt gelogen ist, ich glaube, das könnte ich nicht ertragen. Das würde mir das Herz aus dem Leibe reißen.

Ich brauchte einige Minuten, um sie davon zu überzeugen, dass ich wirklich mit ihr fahren wollte. Mein Sinneswandel überstieg schlichtweg ihre Fassungskraft, und ich musste mich mehrmals wiederholen, bis sie mir endlich glaubte. Ich sagte ihr natürlich nicht alles. Nichts von mikroskopischen Löchern im Universum und den befreienden Energien zeitweiligen Wahnsinns. Das wäre zu kompliziert gewesen, und daher beschränkte ich mich darauf, ihr zu erklären, dass meine Entscheidung eine Privatsache sei und nichts mit ihr zu tun habe. Wir hätten uns beide schlecht benommen, sagte ich, für das, was passiert sei, sei ich genauso verantwortlich wie sie. Keine Vorwürfe, kein Verzeihen, keine Buchführung, wer wem was angetan habe. Etwas in dieser Richtung, Worte, die sie schließlich davon überzeugten, dass ich meine eigenen Gründe hatte, Hectors Bekanntschaft zu machen, und dass ich nur meinetwegen zu ihm fahren wollte.

Es folgten zähe Verhandlungen. Alma sagte, sie könne das angebotene Bett nicht akzeptieren. Sie habe mir schon genug Unannehmlichkeiten bereitet, und außerdem hätte ich ja auch noch diesen Verkehrsunfall gehabt. Ich brauchte Ruhe, und die würde ich nicht finden, wenn ich mich auf dem unbequemen Sofa herumwälzte. Ich beteuerte, das sei schon in Ordnung, aber sie wollte das nicht gelten lassen, und so ging es hin und her – nicht einmal eine Stunde war vergangen, seit ich ihr einen Revolver aus der Hand gerissen und mir beinahe eine Kugel in den Kopf gejagt hatte, und schon führten wir eine alberne Sittenkomödie auf und versuchten einander gefällig zu sein. Ich war jedoch zu ka-

putt, um lange zu streiten, und ließ sie schließlich ihren Willen haben. Ich holte Bettzeug und ein Kopfkissen, warf die Sachen aufs Sofa und zeigte ihr, wo die Lichtschalter waren. Und das war's. Sie sagte, es mache ihr nichts aus, die Laken selbst auszubreiten, und nachdem sie mir zum siebenten Mal in drei Minuten gedankt hatte, ging ich nach oben in mein Zimmer.

Natürlich war ich müde, aber als ich dann im Bett lag, konnte ich nicht einschlafen. Ich betrachtete die Schatten an der Decke, und als sie ihren Reiz verloren hatten, drehte ich mich auf die Seite und lauschte dem leisen Rascheln, mit dem sich Alma ein paar Meter unter mir bewegte. Alma, die weibliche Form von *almus*, also nährend, wohltätig. Schließlich ging das Licht unter meiner Tür aus, und ich hörte das Knarren der Sofafederung, als sie sich hinlegte. Danach muss ich für eine Weile weggedöst sein, denn als Nächstes erinnere ich mich daran, dass ich um halb vier aufwachte. Ich sah die Uhrzeit auf dem elektrischen Wecker neben meinem Bett, und da ich völlig benommen war, in der Schwebe zwischen Wachen und Schlaf, begriff ich nur undeutlich, dass ich die Augen aufgemacht hatte, weil Alma zu mir ins Bett gekrochen war und ihren Kopf auf meine Schulter gelegt hatte. Es ist so einsam da unten, sagte sie, ich kann nicht schlafen. Das verstand ich nur zu gut. Mit Schlaflosigkeit kannte ich mich bestens aus, und bevor ich wach genug war, sie zu fragen, was sie in meinem Bett zu suchen habe, hielt ich sie schon in den Armen und küsste sie auf den Mund.

KURZ vor Mittag brachen wir auf. Alma wollte fahren, also hockte ich mich daneben und übernahm die Navigation, sagte ihr, wo sie abbiegen und welche Highways sie nehmen musste, um mit ihrem blauen Miet-Dodge nach Boston zu kommen. Das Gewitter hatte doch einige Spuren hinterlassen – abgerissene Zweige auf der Straße, nasses Laub, das auf Autodächern klebte, ein umgestürzter Fahnenmast in einem Vorgarten –, aber der Himmel war wieder klar, und wir fuhren den ganzen Weg zum Flughafen bei schönstem Sonnenschein.

Keiner von uns verlor ein Wort über das, was sich in der vergangenen Nacht in meinem Schlafzimmer abgespielt hatte. Das saß mit uns im Auto wie ein Geheimnis, wie etwas, das ins Reich kleiner Kammern und nächtlicher Gedanken gehörte und nicht dem Tageslicht ausgesetzt werden darf. Wer es erwähnte, lief Gefahr, es zu zerstören, daher beließen wir es bei gelegentlichen Seitenblicken, einem flüchtigen Lächeln, einer dem anderen behutsam aufs Knie gelegten Hand. Wie konnte ich mir anmaßen zu wissen, was Alma dachte? Ich war froh, dass sie zu mir ins Bett gekrochen war, und ich war froh, dass wir diese Stunden in der Dunkelheit zusammen verbracht hatten. Aber es war nur eine einzige Nacht gewesen, und ich hatte keine Ahnung, wie es mit uns weitergehen würde.

Als ich das letzte Mal zum Logan Airport gefahren war, hatten Helen, Todd und Marco bei mir im Auto gesessen. Den letzten Morgen ihres Lebens hatten sie auf derselben Straße verbracht, die jetzt Alma und ich benutzten. Etappe für Etappe hatten sie dieselbe Reise gemacht; Meile um Meile hatten sie dieselbe Strecke bewältigt. Von der Route 30 zur Interstate 91; von der 91 zum Mass Pike; vom Mass

Pike zur 93; von der 93 zum Tunnel. Etwas in mir begrüßte diese groteske Neuinszenierung. Es kam mir vor wie eine raffiniert ersonnene Strafe, als hätten die Götter beschlossen, mir erst dann eine Zukunft zu gestatten, wenn ich noch einmal in die Vergangenheit zurückgekehrt wäre. Demnach war es nur gerecht, dass ich meinen ersten Morgen mit Alma genau so verbrachte, wie ich meinen letzten Morgen mit Helen verbracht hatte. Ich musste in ein Auto steigen und zum Flughafen fahren, und wir mussten das Tempolimit um zehn oder zwanzig Meilen überschreiten, um das Flugzeug nicht zu verpassen.

Die Jungen hatten sich auf der Rückbank gekabbelt, das wusste ich noch genau, und einmal hatte Todd ausgeholt und seinen kleinen Bruder auf den Arm geboxt. Helen hatte sich umgedreht und ihn ermahnt, er solle das lassen, einen Vierjährigen schlage man nicht, worauf unser Erstgeborener sich weinerlich beschwert hatte, M. habe damit angefangen und sei selber schuld, wenn er dafür Prügel kriege. Wenn jemand dich haut, sagte er, hast du das Recht, zurückzuhauen. Worauf ich erwiderte – und das war die letzte väterliche Ansprache meines Lebens –, niemand habe das Recht, einen Kleineren zu schlagen. Aber Marco wird immer kleiner sein als ich, sagte Todd. Dann kann ich ihn ja nie hauen. Tja, sagte ich, beeindruckt von der Logik seiner Schlussfolgerung, manchmal ist das Leben einfach nicht fair. Das war natürlich völlig idiotisch, und ich erinnerte mich, wie Helen laut aufgelacht hatte, als ich diese grässliche Banalität von mir gab. Sie vermittelte mir damit, dass von den vier Leuten, die an diesem Morgen im Auto saßen, Todd derjenige war, der über den schärfsten Verstand verfügte. Natürlich stimmte ich ihr zu. Sie alle waren klüger als ich, und ich glaubte nicht

eine Sekunde daran, dass ich ihnen das Wasser reichen könnte.

Alma war eine gute Fahrerin. Ich sah ihr zu, wie sie immer wieder zwischen der linken und der mittleren Fahrspur hin und her wechselte und alles überholte, was vor ihr auftauchte, und einmal sagte ich: Du bist schön.

Das sagst du nur, weil du meine gute Seite siehst, antwortete sie. Wenn wir andersherum sitzen würden, würdest du das bestimmt nicht sagen.

Wolltest du deswegen selber fahren?

Das Auto ist auf meinen Namen gemietet. Also darf auch nur ich es fahren.

Und Eitelkeit hat nichts damit zu tun.

Lass mir Zeit, David. Es hat keinen Sinn, jetzt darauf herumzureiten. Das haben wir nicht nötig.

Es stört mich nicht, ehrlich. Ich gewöhne mich jetzt schon daran.

Ausgeschlossen. So schnell geht das nicht. Du kennst meinen Anblick noch nicht lange genug, du weißt nicht, was du wirklich empfindest.

Du hast gesagt, du warst verheiratet. Es hat die Männer offenbar nicht davon abgehalten, dich attraktiv zu finden.

Ich mag Männer. Nach einer Weile mögen sie mich auch. Vielleicht habe ich nicht so viel erlebt wie andere Frauen, aber ich habe auch so meine Erfahrungen gemacht. Wenn du lange genug bei mir bleibst, siehst du's am Ende gar nicht mehr.

Aber ich sehe es gern. Es macht dich zu etwas Besonderem, zu einer Frau, die aussieht wie keine andere. Du bist die einzige Frau, die ich je gesehen habe, die nur wie sie selbst aussieht.

Das hat mein Vater auch immer gesagt. Es sei ein beson-

deres Geschenk Gottes, es mache mich schöner als alle anderen Mädchen.

Hast du ihm geglaubt?

Manchmal. Und manchmal fühlte ich mich verflucht. Es ist doch nun einmal hässlich, und als Kind läuft man damit herum wie eine Zielscheibe. Ich habe immer gedacht, eines Tages würde ich es loswerden können, irgendein Arzt operiert mich, und dann sehe ich normal aus. Immer wenn ich nachts von mir geträumt habe, waren meine beiden Gesichtshälften gleich. Weiß und glatt, vollkommen symmetrisch. Das hat erst aufgehört, als ich vierzehn war.

Du hast gelernt, damit zu leben.

Mag sein, ich weiß nicht. Aber um diese Zeit ist etwas mit mir passiert, mein Denken hat sich geändert. Das war eine wichtige Erfahrung für mich, ein Wendepunkt in meinem Leben.

Jemand hat sich in dich verliebt.

Nein, jemand hat mir ein Buch gegeben. Meine Mutter hat mir zu Weihnachten eine Anthologie mit amerikanischen Kurzgeschichten geschenkt. *Classic American Tales*, ein dickes Buch mit grünem Leineneinband, und auf Seite sechsundvierzig stand eine Erzählung von Nathaniel Hawthorne. *Das Muttermal*. Kennst du die Geschichte?

Nur vage. Ich glaube, seit der Highschool habe ich sie nicht mehr gelesen.

Ich habe sie sechs Monate lang jeden Tag gelesen. Hawthorne hat sie für mich geschrieben. Es war meine Geschichte.

Ein Wissenschaftler und seine junge Braut. Darum geht’s doch, oder? Er versucht, das Muttermal von ihrem Gesicht zu entfernen.

Ein rotes Muttermal. Von der linken Seite ihres Gesichts.

Kein Wunder, dass die Geschichte dir gefallen hat.

Gefallen ist ein viel zu schwacher Ausdruck. Ich war besessen davon. Die Geschichte hat mich bei lebendigem Leibe aufgefressen.

Das Muttermal sieht aus wie eine Hand, oder? Allmählich fällt es mir wieder ein. Hawthorne sagt, es sieht aus wie der Abdruck einer Hand auf ihrer Wange.

Aber klein. Wie die Hand eines Pygmäen, die Hand eines Säuglings.

Sie hat diesen einen winzigen Makel, ansonsten aber ist ihr Gesicht vollkommen. Sie ist als außerordentliche Schönheit bekannt.

Georgiana. Bis sie Aylmer heiratet, hält sie das nicht einmal für einen Makel. Er ist es, der sie lehrt, es zu verabscheuen, der sie gegen sich selbst aufbringt und den Wunsch in ihr weckt, es entfernen zu lassen. Für ihn ist das nicht bloß ein kleiner Fehler, nicht bloß etwas, das ihre körperliche Schönheit zerstört. Für ihn ist es der Hinweis auf eine innere Verderbtheit, ein Flecken auf Georgianas Seele, ein Zeichen für Sünde, Tod und Verfall.

Der Stempel der Sterblichkeit.

Oder einfach das, was wir für menschlich halten. Das macht die Sache so tragisch. Aylmer verzieht sich in sein Labor und experimentiert mit Elixieren und Zaubertränken, er sucht nach einer Rezeptur, mit der sich der verhasste Fleck auslöschen lässt, und die naive Georgiana macht dabei mit. Das ist das Schreckliche. Sie will, dass er sie liebt. Alles andere ist ihr gleichgültig, und wenn die Entfernung des Muttermals der Preis ist, den sie für seine Liebe zu zahlen hat, dann ist sie eben bereit, ihr Leben dafür aufs Spiel zu setzen.

Und am Ende tötet er sie.

Aber vorher verschwindet noch das Muttermal. Das ist sehr wichtig. In letzter Sekunde, unmittelbar vor ihrem Tod, verschwindet der Fleck von ihrer Wange. Er ist weg, vollständig weg, und erst dann, genau in diesem Augenblick, stirbt die arme Georgiana.

Das Muttermal ist sie selbst. Bringt man es zum Verschwinden, verschwindet sie gleich mit.

Du ahnst nicht, wie wichtig diese Geschichte für mich war. Immer wieder habe ich sie gelesen, ständig darüber nachgedacht, und ganz allmählich begann ich mich so zu sehen, wie ich war. Andere Leute trugen ihr Menschsein im Innern, ich aber trug das meine im Gesicht. Das war der Unterschied zwischen mir und den anderen. Ich durfte nicht verbergen, wer ich war. Wenn Leute mich ansahen, sahen sie mir direkt in die Seele hinein. Ich war kein hässliches Mädchen – das war mir klar –, aber ich wusste auch, dass dieser violette Klecks in meinem Gesicht immer mit mir identisch sein würde. Es hatte keinen Sinn zu versuchen, ihn loszuwerden. Er war die zentrale Tatsache meines Lebens, und statt ihn wegzuwünschen, hätte ich ebenso gut mich selbst wegwünschen können. Die Erfahrung normalen Glücks blieb mir für immer verschlossen, aber nachdem ich diese Geschichte gelesen hatte, erkannte ich, dass ich etwas beinahe genauso Gutes besaß. Ich wusste, was die Leute dachten. Ich brauchte sie mir nur anzusehen, ihre Reaktion zu studieren, wenn sie meine linke Gesichtshälfte erblickten, und schon wusste ich, ob ich ihnen trauen konnte oder nicht. Das Muttermal war der Prüfstein für ihre Menschlichkeit. Es zeigte den Wert ihrer Seelen an, und wenn ich mir nur Mühe gab, konnte ich in sie hineinsehen und erkennen, wer sie waren. Mit sechzehn, sieb-

zehn war ich so feinhörig wie eine Stimmgabel. Was nicht bedeutet, dass ich mich nicht in manchen Menschen getäuscht habe, aber meistens lag ich richtig. Ich habe einfach nicht mehr damit aufhören können.

Wie gestern Abend.

Nein, nicht wie gestern Abend. Da habe ich mich nicht getäuscht.

Wir haben uns beinahe gegenseitig umgebracht.

Das musste so sein. Wenn einem die Zeit davonläuft, beschleunigt sich alles. Uns förmlich miteinander bekannt zu machen, uns die Hand zu geben und bei einem Drink einen gepflegten Plausch zu führen – diesen Luxus haben wir uns nicht leisten können. Es musste mit Gewalt geschehen. Wie zwei Planeten, die am Rand des Weltalls kollidieren.

Sag nicht, du hättest keine Angst gehabt.

Ich hatte Todesangst. Aber ich bin nicht blind da hineingestolpert. Ich musste auf alles gefasst sein.

Man hat dir erzählt, ich sei verrückt, oder?

Dieses Wort hat niemand benutzt. Der stärkste Ausdruck, den ich gehört habe, war Nervenzusammenbruch.

Was hat deine Stimmgabel gesagt, als du dorthin gekommen bist?

Du kennst die Antwort bereits.

Du warst erschrocken, stimmt's? Ich habe dich zu Tode erschreckt.

Es war mehr als das. Ich hatte Angst, zugleich aber war ich erregt, ich habe geradezu gezittert vor Glück. Ich habe dich angesehen, und ein paar Sekunden lang war es so, als ob ich mich selbst ansehen würde. Das ist mir noch nie passiert.

Es hat dir gefallen.

Ja, sehr. Ich war so entgeistert, dass ich dachte, ich würde zerspringen.

Und jetzt traust du mir.

Du wirst mich nicht enttäuschen. Und ich werde dich nicht enttäuschen. Das wissen wir beide.

Was wissen wir sonst noch?

Nichts. Deshalb sitzen wir ja jetzt hier zusammen in diesem Auto. Weil wir identisch sind, und weil wir darüber hinaus noch rein gar nichts wissen.

WIR schafften den Vier-Uhr-Flug nach Albuquerque und hatten sogar noch zwanzig Minuten Zeit. Idealerweise hätte ich mein Xanax schon in Holyoke oder Springfield nehmen sollen, spätestens in Worcester, aber ich war zu sehr in das Gespräch mit Alma vertieft, und um es nicht unterbrechen zu müssen, verschob ich die Sache immer wieder. Als wir an den Abfahrtsschildern zur 495 vorbeifuhren, wurde mir klar, dass es keinen Sinn hatte, die Pillen jetzt noch zu nehmen. Sie waren in Almas Tasche, aber sie hatte die Gebrauchshinweise nicht gelesen. Sie wusste nicht, dass sie ein oder zwei Stunden im Voraus geschluckt werden mussten, um ihre Wirkung zu entfalten.

Zuerst war ich froh, dass ich nicht nachgegeben hatte. Jeder Krüppel zittert bei der Vorstellung, seine Krücke fortzuwerfen, aber wenn ich den Flug überstand, ohne einen Heulkrampf oder einen Tobsuchtsanfall zu bekommen, wäre das am Ende vielleicht sogar ein Vorteil für mich. Dieser Gedanke half mir über weitere zwanzig, dreißig Minuten hinweg. Als wir uns dann den Außenbezirken von

Boston näherten, war klar, dass ich keine Wahl mehr hatte. Wir fuhren schon seit über drei Stunden, und von Hector hatten wir immer noch nicht gesprochen. Ich hatte angenommen, das würden wir im Auto tun, aber dann hatten wir nur über andere Dinge geredet, Dinge, über die zweifellos zuerst geredet werden musste, Dinge, die nicht weniger wichtig waren als das, was uns in New Mexico erwartete, und ehe ich mich versah, war die erste Etappe der Reise fast vorbei. Ich konnte jetzt nicht neben ihr einschlafen. Ich musste wach bleiben und mir die Geschichte anhören, die sie mir versprochen hatte.

Wir setzten uns in die Nähe des Ausgangs der Abflughalle. Als Alma fragte, ob ich eine Pille nehmen wolle, teilte ich ihr mit, dass ich diesmal kein Xanax nehmen würde. Wenn du mich an der Hand hältst, sagte ich, wird es schon gut gehen. Ich fühle mich bestens.

Sie nahm meine Hand, und eine Weile knutschten wir vor den Augen der anderen Passagiere. Es war reine pubertäre Leidenschaft – wie ich sie in meiner Pubertät nie erlebt, mir aber immer gewünscht hatte –, und es war eine so neue Erfahrung, in der Öffentlichkeit eine Frau zu küssen, dass mir gar keine Zeit blieb, über die bevorstehende Tortur nachzudenken. Als wir an Bord gingen, rieb Alma mir den Lippenstift von der Wange, sodass ich kaum mitbekam, wie wir die Schwelle überschritten und einstiegen. Der Weg durch den Mittelgang machte mir keine Probleme, das Hinsetzen auch nicht. Ich empfand keine Unruhe, als ich den Gurt zuschnallen musste, und noch weniger, als die Motoren mit Vollgas aufheulten und die Vibrationen der Maschine sich auf meine Haut übertrugen. Wir saßen in der ersten Klasse. Auf der Speisekarte stand, dass es Hähnchen geben würde. Alma, die links von mir am Fenster saß – und

mir daher wieder die rechte Seite zuwandte –, nahm meine Hand, hob sie an ihren Mund und küsste sie.

Mein einziger Fehler war, dass ich die Augen zumachte. Als das Flugzeug vom Terminal zurücksetzte und dann die Startbahn hinunterrollte, wollte ich nicht mit ansehen, wie wir abhoben. Ich glaubte, das sei der gefährlichste Moment, und wenn ich den Übergang von der Erde zum Himmel überlebte, wenn ich einfach ignorierte, dass wir den Kontakt zum Boden verloren hatten, dann, so nahm ich an, hatte ich auch eine Chance, alles andere zu überleben. Aber es war ein Fehler, mich dem zu entziehen, ein Fehler, die Augen vor einem Ereignis zu verschließen, an dessen Realität doch kein Zweifel bestehen konnte. Es zu erleben wäre schmerzlich gewesen, aber viel schlimmer war es, mich von diesem Schmerz fern zu halten und mich in die Muschel meiner Gedanken zurückzuziehen. Die Welt der Gegenwart war weg. Da ich nichts sah, lenkte nichts mich ab und verhinderte, dass ich meinen Ängsten erlag, und je länger ich die Augen geschlossen hielt, desto fürchterlicher sah ich, was meine Ängste mich sehen lassen wollten. Ich hatte mir immer gewünscht, ich hätte mit Helen und den Jungen zusammen den Tod gefunden, aber ich hatte nie gewagt, mir vollständig auszumalen, was sie in den letzten Sekunden vor dem Aufprall des Flugzeugs durchgemacht haben mussten. Jetzt, mit geschlossenen Augen, hörte ich die Jungen kreischen, und ich sah Helen, die sie in den Armen hielt und ihnen sagte, ich liebe euch, ihnen im Geschrei der hundertachtundvierzig anderen Menschen, die mit ihnen sterben würden, leise zuflüsterte, dass sie sie immer lieben würde, und als ich sie so mit den Jungen in ihren Armen vor mir sah, brach ich schluchzend zusammen. Genau wie ich es mir immer vorgestellt hatte, brach ich schluchzend zusammen.

Ich nahm die Hände vors Gesicht und weinte unendlich lange in meine salzigen, stinkenden Handflächen, unfähig, den Kopf zu heben, unfähig, die Augen aufzumachen, unfähig, damit aufzuhören. Irgendwann spürte ich Almas Hand im Nacken. Ich wusste nicht, wie lange sie schon dort gewesen war, aber schließlich begann ich sie zu fühlen, und nach einer Weile merkte ich, dass ihre andere Hand zärtlich an meinem linken Arm auf und ab strich, ihn mit der gleichen sanften und rhythmischen Bewegung streichelte wie eine Mutter, die ihr trauriges Kind tröstet. Kaum war ich mir dieses Gedankens bewusst, oder eher der Tatsache, dass ich diesen Gedanken an Mutter und Kind beschworen hatte, stellte ich mir merkwürdigerweise vor, ich sei in Todds Körper geschlüpft, hätte mich meinem eigenen Sohn anverwandelt, und es sei nicht Alma, sondern Helen, die mich jetzt tröstete. Dieses Gefühl dauerte nur wenige Sekunden, aber es war außerordentlich stark, weniger ein Produkt der Phantasie als vielmehr etwas Reales, eine tatsächliche Verwandlung, die mich zu jemand anderem machte, und als es dann langsam verblasste, hatte ich das Schlimmste plötzlich hinter mir.

5

Eine halbe Stunde später begann Alma zu erzählen. Inzwischen schwebten wir in sieben Meilen Höhe über irgendeinem namenlosen County in Pennsylvania oder Ohio, und sie erzählte weiter, bis wir in Albuquerque ankamen. Bei der Landung gab es eine kurze Unterbrechung, und die Fortsetzung der Geschichte folgte erst, als wir in ihr Auto gestiegen waren und die zweieinhalbstündige Fahrt nach Tierra del Sueño angetreten hatten. Sie ging über eine Reihe von Wüstenstraßen, und in ihrem Verlauf wurde der Spätnachmittag zur Dämmerung und die Dämmerung zur Nacht. In meiner Erinnerung hört die Geschichte erst auf, als wir das Tor der Ranch erreichten – und selbst da war sie noch nicht ganz zu Ende. Alma hatte fast sieben Stunden lang erzählt, und doch war das nicht Zeit genug gewesen, alles unterzubringen.

Am Anfang machte sie ziemlich viele Sprünge, wechselte zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin und her, und ich brauchte eine Weile, um mich zu orientieren und die Chronologie der Ereignisse zu begreifen. Das stehe alles in ihrem Buch, sagte sie, alle Namen und Daten, alle wesentlichen Tatsachen, und es sei nicht nötig, die Einzelheiten von Hectors Leben vor seinem Verschwinden noch einmal durchzugehen – jedenfalls nicht an diesem Nachmittag im Flugzeug, nicht wenn ich das Buch in den kommenden Tagen und Wochen selbst würde lesen können.

Wichtig waren die Dinge, die sich auf Hectors Leben im Verborgenen bezogen, die Jahre, die er in der Wüste verbracht hatte, um Filme zu schreiben und zu produzieren, die nie in der Öffentlichkeit gezeigt worden waren. Nur dieser Filme wegen fuhr ich jetzt mit ihr nach New Mexico, und wenn es auch ganz interessant sein mochte, dass Hector als Chaim Mandelbaum zur Welt gekommen war – auf einem holländischen Dampfer mitten auf dem Atlantik –, so war es doch nicht besonders wichtig. Nebensächlich, dass seine Mutter gestorben war, als er zwölf war, und auch, dass sein Vater, ein Kunsttischler ohne jedes Interesse an Politik, 1919 im Verlauf der Semana Tragica in Buenos Aires von antibolschewistischen, antisemitischen Pöbelhaufen beinahe zu Tode geprügelt worden war. Das hatte zu Hectors Emigration nach Amerika geführt, aber sein Vater hatte ihn schon einige Zeit vorher zu diesem Schritt gedrängt, und die Krise in Argentinien hatte die Sache lediglich beschleunigt. Es war überflüssig, die zwei Dutzend Jobs aufzuzählen, die er nach der Ankunft in New York gehabt hatte, und noch weniger dringend war es, von den Dingen zu reden, die ihm 1925, als er nach Kalifornien gekommen war, widerfahren waren. Ich wusste genug von seinen Anfängen als Statist, Kulissenbauer und Nebendarsteller in Dutzenden von verlorenen und vergessenen Filmen, daher konnten wir auch diese Jahre übergehen; ebenso bekannt war mir seine verworrene Beziehung zu Hunt, auch die brauchten wir nicht zu diskutieren. Die Affäre hat Hector das Filmgeschäft verleidet, sagte Alma, aber er war nicht bereit aufzugeben, und bis zu jenem Abend am 14. Januar 1929 hatte er niemals daran gedacht, dass er Kalifornien eines Tages würde verlassen müssen.

Ein Jahr vor seinem Verschwinden wurde er von Brigid

O'Fallon für *Photoplay* interviewt. Eines Sonntagnachmittags um drei war sie in seinem Haus am North Orange Drive aufgetaucht, und um fünf wälzten sie sich schon auf dem Teppich und erkundeten gegenseitig ihre diversen Körperöffnungen. So hat Hector es mit Frauen oft getrieben, sagte Alma, das war kaum das erste Mal, dass er seine Verführungskünste eingesetzt hat, um eine schnelle Eroberung zu machen. O'Fallon war erst dreiundzwanzig, eine aufgeweckte Katholikin aus Spokane, die am Smith College studiert hatte und dann in den Westen zurückgegangen war, um als Journalistin Karriere zu machen. Zufällig hatte Alma auch am Smith College studiert, und sie nutzte ihre Verbindungen dorthin, um ein Exemplar des Jahrbuchs von 1926 aufzutreiben. Das Porträtfoto von O'Fallon war wenig aussagekräftig. Ihre Augen standen zu nah beieinander, sagte Alma, ihr Kinn war zu breit, und der Bubikopf stand ihr überhaupt nicht. Trotzdem hatte sie etwas sehr Lebendiges, ein Funkeln in den Augen, das auf Schalk oder Humor hindeutete, auf Klugheit und Elan. Eine Fotografie zeigte O'Fallon als Mitglied der Theatergruppe bei einer Aufführung von *Der Sturm*, herausgeputzt als Miranda mit einem dünnen weißen Kleid und einer weißen Blüte im Haar; Alma sagte, sie habe in dieser Pose reizend ausgesehen, ein zierliches Persönchen, strahlend vor Lebendigkeit und Energie – den Mund offen, einen Arm nach vorn gestreckt, während sie einen Vers deklamierte. Als Journalistin schrieb O'Fallon im Stil jener Zeit. Ihre Sätze waren präzis und pointiert, und ihr Talent, ihre Artikel mit witzigen Kommentaren und raffinierten Wortspielen zu würzen, machte sie bei der Zeitschrift bald zu einer gefragten Autorin. Der Artikel über Hector war eine Ausnahme, wesentlich ernster und freimütiger in der Bewunderung für ihren

Gegenstand als alle anderen Sachen von ihr, die Alma gelesen hatte. Das mit dem starken Akzent war jedoch nur leicht übertrieben. O'Fallon hatte zur Steigerung der Komik ein wenig nachgeholfen, aber im Grunde sprach Hector zu der Zeit wirklich so. Sein Englisch verbesserte sich im Lauf der Jahre, aber in den Zwanzigern klang er tatsächlich noch wie jemand, der gerade erst vom Schiff gekommen war. Er mochte in Hollywood auf die Füße gefallen sein, aber noch kurz davor war er bloß irgendein konfuser Ausländer gewesen, der mit all seinen Habseligkeiten in einem Pappkoffer am Hafen gestanden hatte.

Hectors Tändeleien mit schönen jungen Schauspielerinnen gingen auch in den Monaten nach diesem Interview munter weiter. Er genoss es, in der Öffentlichkeit mit ihnen gesehen zu werden, er genoss es, mit ihnen ins Bett zu steigen, aber keine dieser Liebschaften war von Dauer. O'Fallon war klüger als die anderen Frauen, die er kannte, und immer wenn ihm irgendein neues Spielzeug langweilig geworden war, rief er Brigid an und bat um ein Wiedersehen. Zwischen Anfang Februar und Ende Juni besuchte er ihre Wohnung im Durchschnitt ein- bis zweimal pro Woche, und in der Mitte dieses Zeitraums, von April bis Mai, verbrachte er mindestens jede zweite oder dritte Nacht mit ihr. Kein Zweifel, dass er sie gern hatte. In diesen Monaten entwickelte sich eine wohltuende Vertrautheit zwischen den beiden, doch während die weniger erfahrene Brigid dies als Zeichen ewiger Liebe deutete, gab Hector sich nie dem trügerischen Gedanken hin, dass sie mehr als gute Freunde seien. Er betrachtete sie als seine Gefährtin, als seine Bettgenossin, als seine getreue Verbündete, aber das hieß keineswegs, dass er die Absicht hatte, sie um ihre Hand zu bitten.

Sie war Reporterin, und sie muss gewusst haben, was Hector in den Nächten trieb, die er nicht in ihrem Bett verbrachte. Sie brauchte nur die Morgenzeitung aufzuschlagen, um seinen Eskapaden zu folgen und die brühwarmen Anzüglichkeiten über seine neuesten Streiche und Eroberungen nachzulesen. Die meisten dieser Artikel beruhten zwar nicht auf Tatsachen, lieferten jedoch Hinweise genug, die Grund zur Eifersucht hätten geben können. Aber Brigid war nicht eifersüchtig – jedenfalls schien sie es nicht zu sein. Wenn Hector auftauchte, empfing sie ihn stets mit offenen Armen. Von den anderen Frauen sprach sie nie, und da sie ihm keine Vorwürfe machte, ihn weder beschimpfte noch aufforderte, sich zu bessern, wuchs seine Zuneigung zu ihr nur umso mehr. Das war Brigids Absicht. Sie hatte ihr Herz an ihn verloren, und statt ihn zu einer vorschnellen Entscheidung über ihr gemeinsames Leben zu zwingen, zwang sie sich selbst zur Geduld. Früher oder später würde Hector es leid sein, sich so herumzutreiben. Das hektische Schürzenjägerleben würde seinen Reiz verlieren. Einmal musste es ihm doch langweilig werden; er würde sich davon befreien, er würde die Wahrheit erkennen. Und dann wäre sie für ihn da.

So plante es die klar denkende und erfinderische Brigid O'Fallon, und eine Zeit lang sah es aus, als sollte sie ihren Fisch tatsächlich an die Angel bekommen. Hector, verwickelt in seine Streitigkeiten mit Hunt, zermürbt von dem ständigen Druck, Monat für Monat einen neuen Film abzuliefern, hatte immer weniger Lust, seine Nächte in Jazzclubs und Flüsterkneipen zu vertrödeln und sich mit sinnlosen Eroberungen zu verausgaben. O'Fallons Wohnung wurde eine Zuflucht für ihn, und die stillen Abende, die sie dort verbrachten, halfen ihm, Kopf und Keimdrüsen im

Gleichgewicht zu halten. Brigid war eine scharfsinnige Kritikerin, und da sie sich im Filmgeschäft viel besser auskannte als er, wurde ihr Urteil für ihn immer wichtiger. Von ihr stammte denn auch der Vorschlag, er solle Dolores Saint John für die Rolle der Sheriffstochter in *Der Requisiteur,* seinem nächsten Kurzfilm, vorsprechen lassen. Brigid hatte sich in den vergangenen Monaten mit Saint Johns Karriere beschäftigt, und ihrer Meinung nach besaß die einundzwanzigjährige Schauspielerin das Potenzial, der nächste große Star zu werden, eine neue Mabel Normand oder Gloria Swanson, ein neue Norma Talmadge.

Hector beherzigte ihren Rat. Als Saint John drei Tage später sein Büro betrat, hatte er bereits ein paar ihrer Filme gesehen und war entschlossen, ihr die Rolle anzubieten. Brigid hatte Saint Johns Talente richtig beurteilt, aber nichts von dem, was sie gesagt hatte, und nichts von dem, was er von Saint John auf Zelluloid gesehen hatte, hatte Hector auf den überwältigenden Eindruck vorbereitet, den ihre physische Gegenwart auf ihn machen würde. Eine Frau in einem Stummfilm agieren zu sehen war eine Sache; eine ganz andere war es, dieser Frau die Hand zu schütteln und ihr in die Augen zu blicken. Andere Schauspielerinnen mochten auf der Leinwand imposanter wirken, aber in der realen Welt aus Tönen und färben, in der lebendigen, dreidimensionalen Welt der fünf Sinne und der vier Elemente und der zwei Geschlechter war ihm noch nie zuvor ein Wesen begegnet, das sich mit diesem hier vergleichen ließ. Saint John war nicht schöner als andere Frauen, und auch was sie in den fünfundzwanzig Minuten ihres Gesprächs an diesem Nachmittag sagte, war nicht sonderlich bemerkenswert. Genau genommen wirkte sie sogar ein wenig dumm, bestenfalls durchschnittlich intelligent, und doch besaß sie

etwas, das es ihm unmöglich machte, den Blick von ihr abzuwenden, etwas Wildes, eine animalische Energie, die ihr aus allen Poren strömte und sich in jeder Gebärde zeigte. Die Augen, mit denen sie seine Blicke erwiderte, waren vom hellsten sibirischen Blau. Ihre Haut war weiß, ihr Haar dunkelrot, fast so dunkel wie Mahagoni. Und anders als die meisten Amerikanerinnen im Juni 1928 trug sie die Haare lang, schulterlang. Zuerst sprachen sie von eher nichts sagenden Dingen. Dann erklärte ihr Hector ganz unvermittelt, wenn sie wolle, könne sie die Rolle haben, und sie akzeptierte. Sie habe noch nie in einer Slapstick-Komödie mitgespielt, sagte sie, und sie freue sich auf die Herausforderung. Damit stand sie auf, gab ihm die Hand und verließ das Büro. Ihr Bild blieb unauslöschlich in seinem Kopf, und zehn Minuten später stand Hectors Entschluss fest, dass er Dolores Saint John heiraten werde. Sie war die Frau seines Lebens, und wenn sich herausstellte, dass sie ihn nicht haben wollte, würde er überhaupt niemals heiraten.

Sie machte ihre Sache in *Der Requisiteur* recht gut, tat alles, was Hector von ihr verlangte, und steuerte auch selbst einige gute Ideen bei, doch als er versuchte, sie für seinen nächsten Film zu verpflichten, zögerte sie. Alan Dwan hatte ihr die Hauptrolle in einem Spielfilm angeboten, und eine solch großartige Gelegenheit konnte sie sich einfach nicht entgehen lassen. Hector, der Mann mit dem magischen Händchen für Frauen, kam bei ihr nicht weiter. Ihm fehlten die Worte, sich ihr auf Englisch verständlich zu machen, und jedes Mal wenn er im Begriff war, ihr seine Absichten zu erklären, machte er im letzten Moment einen Rückzieher. Er glaubte, wenn er die falschen Worte wählte, würde er sie abschrecken und seine Chancen endgültig ruinieren. Unterdessen verbrachte er weiterhin man-

ehe Nacht in Brigids Wohnung, und da er ihr nichts versprochen hatte, da er frei war, jede Frau zu lieben, die er wollte, erzählte er ihr kein Wort von Saint John. Als Ende Juni die Dreharbeiten zu *Der Requisiteur* abgeschlossen waren, fuhr Saint John zu Außenaufnahmen für Dwans Film in die Tehachapi Mountains. Dort arbeitete sie vier Wochen, und in dieser Zeit schrieb Hector ihr siebenundsechzig Briefe. Was er ihr mangels Mut nicht von Angesicht zu Angesicht hatte sagen können, vertraute er jetzt dem Papier an. Er sagte es wieder und wieder, und auch wenn er es in jedem Brief anders formulierte, war es immer dasselbe. Anfangs war Saint John verblüfft. Dann fühlte sie sich geschmeichelt. Dann begann sie sich auf die Briefe zu freuen, bis sie schließlich erkannte, dass sie ohne sie nicht mehr leben konnte. Als sie Anfang August nach Los Angeles zurückkam, sagte sie Hector, ihre Antwort sei Ja. Ja, sie liebe ihn. Ja, sie wolle seine Frau werden.

Ein Datum für die Hochzeit wurde nicht festgesetzt, aber es war die Rede von Januar oder Februar – Zeit genug für Hector, seinen Vertrag mit Hunt zu erfüllen und über seine nächsten Schritte nachzudenken. Nun hätte er mit Brigid reden müssen, aber er schob es immer wieder auf, konnte sich einfach nicht dazu durchringen. Er habe bis spät in die Nacht mit Blaustein und Murphy zu arbeiten, sagte er, er sei im Schneideraum, er sei unterwegs und suche geeignete Drehorte, das Wetter mache ihm zu schaffen. Zwischen Anfang August und Mitte Oktober erfand er Dutzende von Vorwänden, sie nicht besuchen zu müssen, brachte es aber immer noch nicht über sich, die Beziehung vollständig abzubrechen. Selbst auf dem Höhepunkt seiner Schwärmerei für Saint John ging er weiterhin ein- oder zweimal die Woche bei Brigid vorbei, und jedes Mal wenn

er durch die Wohnungstür schritt, schlüpfte er wieder in das alte vertrauliche Verhältnis zurück. Natürlich könnte man ihm Feigheit vorwerfen, aber genauso gut könnte man auch behaupten, er habe sich in einem Konflikt befunden. Vielleicht zweifelte er, ob es richtig sei, Saint John zu heiraten. Vielleicht war er nicht bereit, auf O'Fallon zu verzichten. Vielleicht war er hin- und hergerissen zwischen den beiden Frauen und brauchte sie beide. Schuldgefühle können einen Mann dazu bringen, gegen seine Interessen zu handeln, aber unerfüllte Wünsche können das auch, und wenn Schuldgefühle und unerfüllte Wünsche sich im Herzen eines Mannes mischen, ist er zu den seltsamsten Dingen fähig.

O'Fallon argwöhnte nichts. Im September, als er Saint John für die Rolle seiner Ehefrau in *Ein Niemand* engagierte, gratulierte sie ihm zu seiner klugen Wahl. Auch als vom Set Gerüchte nach außen drangen, in denen von einer besonders engen Beziehung zwischen Hector und seiner Hauptdarstellerin die Rede war, reagierte sie nicht übermäßig beunruhigt. Hector flirtete gern. Er vernarrte sich in jede Schauspielerin, mit der er arbeitete, aber wenn die Dreharbeiten beendet und alle nach Hause gegangen waren, vergaß er sie auch schnell wieder. In diesem Fall jedoch hielten sich die Gerüchte. Hector arbeitete bereits an *Doppelt oder nichts,* seinem letzten Film für Kaleidoscope, und Gordon Fly munkelte in seiner Kolumne etwas von Hochzeitsglocken, die demnächst für eine gewisse langhaarige Sirene und ihren schnauzbärtigen Schönling läuten würden. Inzwischen war es Mitte Oktober, und O'Fallon, die seit fünf oder sechs Tagen nichts mehr von Hector gehört hatte, rief im Schneideraum an und bat ihn, sie an diesem Abend in ihrer Wohnung zu besuchen. Es war das erste Mal,

dass sie eine solche Bitte an ihn richtete, und daher verzichtete er auf das geplante Abendessen mit Dolores und machte sich auf den Weg zu Brigid. Und als sie ihn nun mit der Frage konfrontierte, um deren Beantwortung er sich in den vergangenen zwei Monaten gedrückt hatte, sagte er ihr endlich die Wahrheit.

Hector hatte eine Entscheidung herbeigesehnt, einen Ausbruch weiblichen Zorns, einen wütenden Rausschmiss, irgendetwas, das die Sache ein für alle Mal beenden würde, aber als er ihr die Neuigkeit mitteilte, sah Brigid ihn nur an, holte tief Luft und sagte, es sei ganz unmöglich, dass er Saint John liebe. Es sei unmöglich, weil er doch sie liebe. Ja, sagte Hector, er liebe sie, er werde sie immer lieben, aber es sei nun einmal so, dass er Saint John heiraten werde. Jetzt brach Brigid in Tränen aus, warf ihm aber seinen Betrug nicht vor, redete nicht zu ihren Gunsten und machte auch keine Szene wegen des schrecklichen Verrats, den er an ihr begangen hatte. Er täusche sich in sich, sagte sie, und wenn er erst einmal erkannt habe, dass niemand ihn jemals so lieben könne wie sie, werde er zu ihr zurückkommen. Dolores Saint John sei kein Mensch, sagte sie, sondern ein Ding. Ein funkelndes, betörendes Ding, aber hinter dieser Fassade sei sie grob und fad und dumm, sie habe es nicht verdient, seine Frau zu sein. Hector hätte jetzt eigentlich etwas erwidern müssen. Die Situation verlangte irgendeine brutale, schneidende Bemerkung, die ihre Hoffnung für immer vernichtet hätte, aber Brigids Schmerz war zu viel für ihn, ihre Hingabe war zu viel für ihn, und als er sie diese kurzen, atemlosen Sätze ausstoßen hörte, brachte er die entscheidenden Worte einfach nicht über die Lippen. Du hast Recht, antwortete er. Wahrscheinlich dauert es höchstens ein, zwei Jahre. Aber da muss ich durch. Ich

muss diese Frau haben, und danach wird sich alles von alleine regeln.

Am Ende verbrachte er die Nacht in Brigids Wohnung. Nicht weil er dachte, das würde ihnen irgendwie weiterhelfen, sondern weil sie ihn anflehte, noch dieses eine letzte Mal zu bleiben, und er nicht nein sagen konnte. Am nächsten Morgen verdrückte er sich, bevor sie aufgewacht war, und von da an wurde alles anders für ihn. Der Vertrag mit Hunt lief aus; er begann mit Blaustein an *Punkt und Komma* zu arbeiten; seine Hochzeitspläne nahmen Gestalt an. Seit zweieinhalb Monaten hatte Brigid sich nicht mehr bei ihm gemeldet. Ihr Schweigen beunruhigte ihn zwar ein wenig, aber tatsächlich hatte er so viel mit Saint John zu tun, dass er kaum darüber nachdachte. Wenn Brigid nichts von sich hören ließ, dann nur, weil sie eben zu ihrem Wort stand und viel zu stolz war, sich ihm in den Weg zu stellen. Er hatte ihr seine Absichten erklärt, und sie hatte sich zurückgezogen und ihn seinem Schicksal überlassen. Hatte er Glück, würde er sie wohl nie wieder sehen. Hatte er Pech, würde sie in letzter Minute herbeieilen und ihn zu retten versuchen.

Vermutlich diente es nur der Beruhigung seines Gewissens, dass Hector sich von O'Fallon solche Vorstellungen machte, dass er sie zu einer Art höherem Wesen stilisierte, das keinen Schmerz empfand, wenn es mit Messern traktiert wurde, das nicht blutete, wenn es verwundet wurde. Und wenn es keine überprüfbaren Fakten gibt, wird man doch ein wenig träumen dürfen? Er wollte glauben, dass es ihr gut ging, dass sie ihr Leben tapfer weiterlebte. Ihm fiel auf, dass keine Artikel mehr von ihr in *Photoplay* erschienen, aber das konnte seinen Grund auch darin haben, dass sie die Stadt verlassen oder irgendwo anders einen Job

bekommen hatte, und fürs Erste schob er den Gedanken an irgendwelche dunkleren Möglichkeiten weit von sich. Erst als sie schließlich wieder auftauchte (und ihm am Silvesterabend einen Brief unter die Tür schob), erfuhr er, wie erbärmlich er sich getäuscht hatte. Zwei Tage nachdem er sie im Oktober verlassen hatte, hatte sie sich in der Badewanne die Pulsadern aufgeschnitten. Wäre das Wasser nicht in die Wohnung unter ihr gelaufen, hätte die Vermieterin niemals ihre Wohnungstür aufgeschlossen, und Brigid wäre zu spät gefunden worden. Ein Krankenwagen brachte sie in die Klinik. Nach zwei Tagen war sie über den Berg, aber ihr Geist war zerrüttet, schrieb sie, sie redete unzusammenhängend und weinte von morgens bis abends, und die Ärzte beschlossen, sie zur Beobachtung noch länger dazubehalten. Am Ende verbrachte sie zwei Monate in der geschlossenen Abteilung. Sie war bereit gewesen, den Rest ihres Lebens dort zu verbringen, aber nur weil sie ohnehin nur noch ein einziges Ziel verfolgte, nämlich sich umzubringen, und es daher keine Rolle spielte, wo sie war. Doch gerade als sie den nächsten Versuch in Angriff nehmen wollte, geschah ein Wunder. Oder genauer, sie entdeckte, dass längst ein Wunder geschehen war und sie seit zwei Monaten im Bann dieses Wunders gelebt hatte. Nachdem die Arzte ihr bestätigt hatten, dass es ein reales Ereignis war, dass sie sich das nicht bloß eingebildet hatte, wollte sie nicht mehr sterben. Sie hatte ihren Glauben schon vor Jahren verloren, schrieb sie. Sie war seit der Highschool nicht mehr zur Beichte gegangen, doch als die Schwester ihr an diesem Morgen die Untersuchungsergebnisse brachte, hatte sie ein Gefühl, als habe Gott seinen Mund auf den ihren gelegt und ihr neues Leben eingehaucht. Sie war schwanger. Es war im Herbst passiert, in der letzten Nacht, die sie

miteinander verbracht hatten, und jetzt trug sie Hectors Kind unter dem Herzen.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus war sie aus ihrer Wohnung ausgezogen. Sie hatte ein wenig Geld gespart, aber das reichte nicht für die Miete, jedenfalls nicht, wenn sie nicht wieder arbeitete – und Arbeit hatte sie keine, weil sie bei der Zeitschrift gekündigt hatte. Sie habe sich irgendwo ein billiges Zimmer genommen, schrieb sie weiter, ein Zimmer mit einem eisernen Bettgestell, einem Holzkreuz an der Wand und einer Mäusefamilie unter den Dielenbrettern, aber den Namen des Hotels werde sie ihm nicht verraten, nicht einmal den Namen der Stadt, in der sie jetzt lebe. Er brauche gar nicht erst nach ihr zu suchen. Sie sei unter falschem Namen angemeldet, und sie werde noch eine Weile im Verborgenen bleiben, bis ihre Schwangerschaft so weit fortgeschritten sei, dass er keine Chance mehr habe, sie zu einer Abtreibung zu überreden. Sie sei fest entschlossen, das Kind zur Welt zu bringen, und ob Hector sie heiraten wolle oder nicht, nichts werde sie davon abhalten, die Mutter seines Kindes zu werden. Ihr Brief endete mit den Worten: *Das Schicksal hat uns zusammengeführt, mein Liebling, und wo auch immer ich jetzt bin, du wirst immer bei mir sein.*

Dann wieder Schweigen. Zwei Wochen vergingen, und Brigid hielt ihr Versprechen und blieb im Verborgenen. Hector erzählte Saint John nichts von O'Fallons Brief; dabei war ihm klar, dass seine Chancen, sie zu heiraten, so gut wie zunichte waren. Er konnte sich eine gemeinsame Zukunft mit ihr nicht mehr vorstellen, ohne zugleich auch an Brigid denken und sich mit Gedanken an seine schwangere ehemalige Geliebte quälen zu müssen, die in irgendeinem dreckigen Hotel in einer heruntergekommenen Gegend

hauste und mit seinem Kind im Bauch dem Wahnsinn entgegendämmerte. Er wollte Saint John nicht verlieren. Er wollte den Traum nicht aufgeben, jeden Abend zu ihr ins Bett zu kriechen und ihren glatten, knisternden Leib an seiner nackten Haut zu spüren, aber ein Mann ist verantwortlich für seine Taten, und wenn das Kind zur Welt käme, gäbe es kein Entrinnen vor den Konsequenzen seines Tuns. Hunt tötete sich am elften Januar, aber an Hunt dachte Hector da schon gar nicht mehr, und als er am zwölften Januar davon erfuhr, empfand er gar nichts. Die Vergangenheit zählte nicht mehr. Nur noch die Zukunft war wichtig, und die Zukunft war plötzlich ins Wanken geraten. Er würde seine Verlobung mit Dolores lösen müssen, aber das konnte er erst tun, wenn Brigid wieder aufgetaucht war, und da er nicht wusste, wo er sie suchen sollte, konnte er gar nichts machen, konnte sich nicht vom Fleck rühren, an den die Gegenwart ihn geworfen hatte. Und so hatte er zunehmend das Gefühl, er sei mit den Füßen am Boden festgenagelt.

Am vierzehnten Januar arbeitete er bis sieben Uhr abends mit Blaustein und machte dann Schluss. Saint John erwartete ihn in ihrem Haus im Topanga Canyon, wo sie um acht Uhr essen wollten. Normalerweise wäre Hector weit vor acht dort eingetroffen, aber unterwegs hatte er mit seinem blauen DeSoto eine Reifenpanne, und der Radwechsel kostete ihn eine volle Dreiviertelstunde. Ohne diese Reifenpanne wäre das Ereignis, das den Lauf seines ganzen Lebens verändern sollte, vielleicht niemals eingetreten, denn just zu der Zeit, als er in einer dunklen Seitenstraße des La Cienaga Boulevard in die Hocke ging und mit dem Wagenheber zu hantieren anfing, begab es sich, dass Brigid O'Fallon bei Dolores Saint John an die Tür

klopfte, und als Hector seine kleine Aufgabe erledigt hatte und wieder am Steuer seines Autos saß, war Saint John das Missgeschick unterlaufen, dass sie O'Fallon eine Kugel vom Kaliber 32 ins linke Auge geschossen hatte.

Jedenfalls behauptete sie, dass es ein Missgeschick war, und die entsetzte Miene, die ihn begrüßte, als er zur Haustür hereinkam, gab Hector keinen Anlass, daran zu zweifeln. Sie habe nicht gewusst, dass der Revolver geladen war, sagte sie. Ihr Agent hatte ihr die Waffe gegeben, als sie vor drei Monaten in dieses allein stehende Haus im Canyon gezogen war. Sie sollte nur ihrem Schutz dienen, und als Brigid mit all diesen verrückten Sachen über sie hergefallen war, von Hectors Baby, aufgeschnittenen Pulsadern, vergitterten Irrenhausfenstern und Blut aus Christi Wunden gezetert hatte, hatte Dolores es mit der Angst bekommen und sie gebeten zu gehen. Aber Brigid dachte gar nicht daran, und ein paar Minuten später beschuldigte sie Dolores, ihr den Mann gestohlen zu haben, drohte ihr mit hirnverbrannten Ultimaten und beschimpfte sie als Teufel, als Flittchen, als miese dreckige Schlampe. Noch vor sechs Monaten war Brigid die nette *Photoplay*-Reporterin mit dem hübschen Lächeln und einem feinen Sinn für Humor gewesen, und jetzt war sie plötzlich verrückt geworden, eine gefährliche Irre, die hemmungslos heulend in Dolores' Wohnzimmer herumtobte, und Dolores wollte sie nur noch loswerden. Da fiel ihr der Revolver ein. Er lag in der mittleren Schublade des Rollpults, keine drei Meter von ihr entfernt, und so ging sie hin und zog die Schublade auf. Sie wollte eigentlich nicht schießen. Ihr einziger Gedanke war, Brigid mit der Waffe zu erschrecken und aus dem Haus zu jagen. Aber als sie das Ding aus der Schublade nahm und ins Zimmer richtete, löste sich irgendwie ein Schuss. Ohne

besonders lautes Geräusch. Nur ein leiser Knall, sagte sie, und dann stieß Brigid ein seltsames Grunzen aus und brach zusammen.

Dolores wollte nicht mit ihm ins Wohnzimmer gehen (Es ist zu schrecklich, sagte sie, ich kann das nicht ertragen), also ging er alleine hinein. Brigid lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Läufer vor dem Sofa. Ihr Körper war noch warm, aus ihrem Hinterkopf rann Blut. Hector drehte sie um, und als er in ihr zerstörtes Gesicht sah und das Loch erblickte, das einst ihr linkes Auge gewesen war, stockte ihm der Atem. Er konnte nicht gleichzeitig atmen und sie ansehen. Um wieder atmen zu können, musste er den Blick abwenden, und als er das getan hatte, fand er nicht mehr den Mut, sie noch einmal anzusehen. Alles hin. Alles zerstört. Auch das ungeborene Baby in ihr: tot. Schließlich stand er auf, ging in den Flur und nahm eine Decke aus dem Schrank. Als er ins Wohnzimmer zurückkam, sah er sie ein letztes Mal an, und wieder verkrampfte sich seine Lunge. Er schlug die Decke auf und breitete sie über ihren kleinen tragischen Körper.

Sein erster Impuls war, zur Polizei zu gehen, aber Dolores hatte Angst. Wie würde sich ihre Geschichte anhören, wenn man sie wegen der Waffe ausfragen würde, sagte sie, wenn man sie zwingen würde, den ganzen unwahrscheinlichen Ablauf der Ereignisse zum zwölften Mal durchzugehen, wenn sie erklären musste, warum eine vierundzwanzigjährige Schwangere tot bei ihr im Wohnzimmer lag? Selbst wenn man ihr glauben würde, selbst wenn man akzeptieren wolle, dass die Waffe versehentlich losgegangen war, würde der Skandal sie ruinieren. Mit ihrer Karriere wäre es aus, und mit Hectors Karriere natürlich auch, und warum sollten sie für etwas büßen, an dem sie gar keine

Schuld hätten? Sie sollten Reggie anrufen – gemeint war Reginald Dawes, ihr Agent, derselbe Idiot, der ihr die Waffe gegeben hatte –, der könne sich darum kümmern. Reggie sei klug, er kenne alle Tricks. Reggie würde bestimmt etwas einfallen, wie sie den Kopf aus der Schlinge ziehen könnten.

Aber Hector wusste, dass nichts mehr zu retten war. Redeten sie, gab es Skandal und öffentliche Demütigung; redeten sie nicht, gab es noch viel größeren Ärger. Man konnte sie wegen Mordes anklagen, und wenn der Fall erst einmal vor Gericht aufgerollt wurde, würde kein Mensch glauben, dass Brigids Tod ein Unfall gewesen war. Eins schlimmer als das andere. Hector musste entscheiden. Er musste für sie beide entscheiden, und eine richtige Entscheidung gab es nicht. Lass Reggie da raus, sagte er zu ihr. Wenn Dawes Wind davon bekäme, was sie getan habe, hätte er sie in der Hand. Dann würde sie den Rest ihres Lebens auf blutigen Knien vor ihm herumrutschen müssen. Bloß keinen Dritten hinzuziehen. Entweder ans Telefon gehen und die Polizei holen, oder mit gar keinem reden. Und wenn sie mit niemand redeten, würden sie sich selbst um die Leiche kümmern müssen.

Er wusste, dass er dafür in der Hölle schmoren würde, und er wusste auch, dass er Dolores nie wieder sehen würde, aber er sagte es trotzdem, und dann brachten sie die Sache hinter sich. Das war jetzt keine Frage von Gut und Böse mehr. Es ging nur darum, unter den gegebenen Umständen so wenig Schaden wie möglich anzurichten und nicht sinnlos noch ein zweites Leben kaputtzumachen. Sie luden Brigids Leiche in den Kofferraum von Dolores' Chrysler und fuhren in die Berge, etwa eine Stunde nördlich von Malibu. Die Leiche war noch in die Decke gehüllt,

und die wiederum war in den Läufer gewickelt. Eine Schaufel hatten sie ebenfalls eingepackt. Hector hatte sie im Gartenschuppen hinter Dolores' Haus gefunden und benutzte sie dann, um das Loch auszuheben. Wenn ich Dolores auch sonst nichts schulde, dachte er, dann wenigstens das. Schließlich hatte er sie betrogen, und das Bemerkenswerte daran war, dass sie ihm weiter vertraute. Brigids Geschichten waren wirkungslos an ihr abgeprallt. Sie hatte sie als dummes Geschwätz abgetan, als hirnrissige Lügen einer durchgedrehten, eifersüchtigen Frau, und selbst als ihr der Beweis direkt vor ihr schönes Näschen gehalten worden war, hatte sie nichts davon wissen wollen. Es konnte natürlich Eitelkeit gewesen sein, eine ungeheuerliche Eitelkeit, die von der Welt nur sah, was sie sehen wollte, es konnte aber genauso gut auch wahre Liebe gewesen sein, eine so blinde Liebe, dass Hector sich kaum vorzustellen wagte, was er da verlieren sollte. Selbstredend hat er nie erfahren, was von beidem es war. Als sie von ihrem furchtbaren Ausflug in die Berge nach Hause kamen, fuhr er gleich mit seinem eigenen Auto weiter, und seit diesem Abend hat er sie nicht mehr wieder gesehen.

Und er selbst verschwand auch. Bis auf die Kleider, die er trug, und das Bargeld in seiner Brieftasche ließ er alles hinter sich, und um zehn Uhr am nächsten Morgen saß er bereits im Zug nach Seattle. Er rechnete fest damit, geschnappt zu werden. Wenn Brigid erst einmal als vermisst gemeldet wäre, würde es nicht lange dauern, bis jemand einen Zusammenhang zwischen den beiden Vermisstenfällen herstellte. Die Polizei würde ihn vernehmen wollen, und spätestens dann würde man ernsthaft nach ihm zu suchen anfangen. Aber Hector täuschte sich, so wie er sich in allem anderen getäuscht hatte. Nur er selbst wurde vermisst, und

dass Brigid verschwunden war, konnte so bald niemand merken. Sie hatte keine Arbeit mehr, keinen festen Wohnsitz, und als sie am Ende dieser Woche zu Beginn des Jahres 1929 nicht auf ihr Zimmer im Fitzwilliam Arms in Los Angeles zurückgekehrt war, ließ der Empfangschef ihre Habseligkeiten in den Keller tragen und vermietete ihr Zimmer an jemand anderen. Daran war nichts Ungewöhnliches. Ständig verschwanden irgendwelche Leute, und man konnte ein Zimmer doch nicht einfach leer stehen lassen, wenn sich ein neuer Mieter fand. Selbst wenn der Empfangsmensch sich Sorgen gemacht und die Polizei verständigt hätte, hätte auch die nichts unternehmen können. Brigid war unter falschem Namen gemeldet, und wie sollte man jemanden suchen, den es gar nicht gab?

Zwei Monate später rief ihr Vater aus Spokane bei der Polizei in Los Angeles an und sprach mit einem Kommissar namens Reynolds, der den Fall bis zu seiner Pensionierung 1936 weiterverfolgte. Vierundzwanzig Jahre danach kamen die Knochen von Mr. O'Fallons Tochter schließlich ans Licht. Ein Bulldozer schaufelte sie auf der Baustelle für eine neue Wohnsiedlung am Rand der Simi Hills aus dem Boden. Sie wurden an das forensische Institut nach Los Angeles geschickt, aber Reynolds' Papierkram war längst in irgendeinem Lager verschwunden, und die Person, der die Knochen gehört hatten, konnte nicht mehr identifiziert werden.

Alma wusste von den Knochen, weil sie danach recherchiert hatte. Hector hatte ihr erzählt, wo sie vergraben waren, und als sie Anfang der achtziger Jahre die Wohnsiedlung besuchte, sprach sie mit mehreren Leuten, die ihr bestätigten, dass sie genau an dieser Stelle gefunden worden waren.

Inzwischen war Saint John auch schon lange tot. Als sie nach Hectors Verschwinden wieder zu ihren Eltern in Wichita gezogen war, hatte sie der Presse noch eine Erklärung gegeben und dann ein sehr abgeschiedenes Leben geführt. Anderthalb Jahre später heiratete sie George T. Brinkerhoff, einen Bankier aus der Gegend. Sie hatten zwei Kinder, Willa und George Junior. 1934 – das ältere Kind war noch keine drei Jahre alt – verlor Saint John auf der Heimfahrt durch heftigen Novemberregen die Kontrolle über ihren Wagen. Sie krachte an einen Telefonmasten, und die Wucht der Kollision schleuderte sie durch die Windschutzscheibe, die ihr die Halsschlagader durchtrennte. Dem polizeilichen Autopsiebericht zufolge verblutete sie, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Zwei Jahre später heiratete Brinkerhoff wieder. Als Alma ihm 1983 schrieb und ihn um eine Unterredung bat, antwortete seine Witwe, dass er im vorigen Herbst an Nierenversagen gestorben sei. Die Kinder lebten freilich noch, und Alma sprach mit beiden – mit dem einen in Dallas, Texas, mit dem anderen in Orlando, Florida. Beide hatten nicht viel zu sagen. Sie seien damals noch so jung gewesen, sagten sie. Ihre Mutter hätten sie nur von Fotos in Erinnerung, sonst gar nicht.

ALS Hector am Morgen des 15. Januar zur Central Station ging, war sein Schnurrbart bereits weg. Er maskierte sich, indem er einfach sein Markenzeichen abnahm, sein Gesicht durch schlichte Subtraktion in ein anderes verwandelte. Die Augen und Augenbrauen, die Stirn und

das zurückgekämmte Haar hätten einem Kenner seiner Filme auch etwas gesagt, aber kaum hatte Hector seine Fahrkarte gekauft, fiel ihm auch hierfür eine Lösung ein. Und ein neuer Name, sagte Alma, gleich dazu.

Der 9 Uhr 21 nach Seattle ging erst in einer Stunde. Hector beschloss, die Zeit bei einer Tasse Kaffee im Bahnhofsrestaurant totzuschlagen, aber sobald er am Tresen saß und ihm der Geruch von Schinken und Eiern, die dort gebraten wurden, in die Nase stieg, befiel ihn eine schreckliche Übelkeit. Er schaffte es noch zur Toilette, schloss sich in einer Kabine ein, sank auf Hände und Knie und würgte den Inhalt seines Magens in die Kloschüssel. Alles schoss aus ihm heraus, erbärmlich aussehende grüne Flüssigkeit und braune Klümpchen unverdauten Essens, eine bebende Entladung von Scham, Angst und Ekel, und als die Attacke vorbei war, sank er ganz auf den Boden und blieb, um Atem ringend, lange dort liegen. Sein Kopf lehnte an der Rückwand, und aus diesem Blickwinkel konnte er etwas sehen, das ihm sonst entgangen wäre. In der Krümmung des Abflussrohrs unmittelbar hinter der Toilette lag eine Mütze, die jemand dort abgelegt hatte. Hector zog sie aus ihrem Versteck und sah, dass es eine Arbeitermütze war, ein robustes Ding aus grobem Tweed mit schmalem Schirm – nicht viel anders als die Mütze, die er selbst getragen hatte, als er frisch in Amerika angekommen war. Hector stülpte sie um und sah nach, ob nichts darin war, ob sie nicht zu schmutzig war, um sie aufzusetzen. Er sah aber nur den Namen des Besitzers, der mit Tinte auf das lederne Innenband geschrieben war: Herman Loesser. Er fand den Namen gut, vielleicht sogar ausgezeichnet, auf jeden Fall nicht schlechter als irgendeinen anderen. Schließlich war er ja selbst Herr Mann. Wenn er sich jetzt Herman nannte, würde er

seine Identität wechseln, ohne sich selbst ganz preiszugeben. Das war das Entscheidende: für die anderen zu verschwinden, selbst aber nicht zu vergessen, wer er war. Nicht weil er es wollte, sondern gerade weil er es nicht wollte.

Herman Loesser. Manche sprachen den Namen aus wie *Lesser*, andere wie *Loser*. So oder so, Hector fand, er habe nun genau den Namen, den er verdient hatte.

Die Mütze passte erstaunlich gut. Sie war weder zu weit noch zu eng, und sie war elastisch genug, dass er den Schirm tief in die Stirn ziehen und seine unverwechselbaren Augenbrauen, die grimmige Klarheit seiner Augen verhüllen konnte. Auf die Subtraktion folgte also eine Addition. Hector minus Schnurrbart, und dann Hector plus Mütze. Die zwei Operationen ergaben null, und als er an diesem Vormittag die Bahnhofstoilette verließ, sah er aus wie jedermann, war seinem *Niemand* wie aus dem Gesicht geschnitten.

In Seattle lebte er sechs Monate, dann zog er für ein Jahr nach Portland und schließlich wieder in den Norden nach Washington zurück, wo er bis zum Frühjahr 1931 blieb. Anfangs trieb ihn die reine Panik um. Hector hatte das Gefühl, er müsse um sein Leben rennen, und in den Tagen nach seinem Verschwinden hatte er nichts anderes im Sinn als jeder andere Kriminelle: Jeder Tag, an dem er nicht geschnappt wurde, war für ihn ein guter Tag. Morgens und abends las er, was die Zeitungen über ihn schrieben, informierte sich über die Entwicklungen in dem Fall, um zu sehen, wie dicht man ihm auf den Fersen war. Die Artikel verblüfften ihn; er war entsetzt, wie wenig Mühe sich die Leute gemacht hatten, ihn wirklich kennen zu lernen. Hunt war nur eine winzige Randfigur, und doch begann und endete jeder einzelne Artikel mit ihm: Börsenmanipu-

lationen, betrügerische Investitionen, Hollywood und seine Geschäfte in ihrer ganzen vermoderten Pracht. Brigids Name wurde nie erwähnt, und bevor Dolores nach Kansas zurückging, hatte sich niemand die Mühe gemacht, mit ihr zu reden. Tag für Tag wurde der Druck kleiner, und als es nach vier Wochen immer noch keinen Durchbruch gab und das Interesse der Zeitungen allmählich nachließ, begann seine Panik sich zu legen. Niemand verdächtigte ihn wegen irgendwas. Wenn er gewollt hätte, hätte er nach Hause zurückgehen können. Er brauchte nur den Zug nach Los Angeles zu nehmen, und dort hätte er sein Leben genau so weiterführen können, wie er es zurückgelassen hatte.

Aber Hector ging nirgendwo hin. Nichts wünschte er sehnlicher, als in seinem Haus am North Orange Drive mit Blaustein auf der Sonnenveranda zu sitzen, Eistee zu trinken und *Punkt und Komma* den letzten Schliff zu geben. Filmemachen glich einem Leben im Delirium. Es war die anstrengendste, anspruchsvollste Arbeit, die jemals erfunden worden war, und je schwieriger sie wurde, desto mehr stärkte sie ihn. Er arbeitete sich hinein, lernte nach und nach die Feinheiten des Handwerks, und er war überzeugt davon, dass er mit etwas mehr Zeit einer der Guten hätte werden können. Das war alles, was er je von sich verlangt hatte: in dieser einen Sache gut zu sein. Nur das hatte er gewollt, und daher war genau dies das eine, das er sich nie wieder erlauben würde. Man treibt eine unschuldige junge Frau nicht in den Wahnsinn, man schwängert sie auch nicht, und man vergräbt ihre Leiche nicht drei Meter tief im Boden und erwartet dann, dass man sein Leben so weiterführen kann wie zuvor. Ein Mann, der getan hatte, was er getan hatte, musste hart bestraft werden. Und wenn die Welt es nicht tat, würde er es eben selbst tun müssen.

Er nahm sich ein Zimmer in einer Pension am Pike Place Market, und als das Geld in seiner Brieftasche aufgebraucht war, fand er Arbeit bei einem der Fischhändler dort. Jeden Morgen um vier stand er auf und entlud Lastwagen im Nebel vor dem Morgengrauen; er schleppte Kisten und Säcke, und die feuchte Kälte des Puget Sound machte ihm die Finger steif und kroch ihm bis tief in die Knochen. Eine kurze Zigarettenpause, dann verteilte er Krabben und Austern auf klein gehacktem Eis, um schließlich nach Tagesanbruch diverse andere Dinge zu tun: klappernde Muscheln auf die Waage schütten und in braune Papiertüten füllen; mit seinem kurzen, tödlichen Krummsäbel Austern aufschlitzen. Wenn er nicht arbeitete, las Herman Loesser Bücher aus der Bücherei, führte Tagebuch und sprach mit keinem Menschen, es sei denn, es ließ sich absolut nicht vermeiden. Sein Ziel dabei war es, sagte Alma, sich unter der selbst auferlegten Not zu winden, sich das Leben so unbequem wie nur möglich zu machen. Als ihm die Arbeit zu einfach wurde, zog er nach Portland weiter, wo er einen Job als Nachtwächter in einer Fassmacherei fand. Nach dem Lärm des überdachten Markts jetzt also die Stille seiner Gedanken. Keine seiner Entscheidungen war endgültig, erklärte Alma. Seine Buße war ein Werk, das nie vollendet wurde, und die Strafen, die er über sich verhängte, wechselten je nachdem, was er jeweils gerade für seine größte Schwäche hielt. Er lechzte nach Gesellschaft, er sehnte sich danach, wieder mit einer Frau zusammen zu sein, er wollte Menschen und Stimmen um sich haben, und er mauerte sich in dieser leeren Fabrikhalle ein, um sich in die Feinheiten der Selbstverleugnung zu vertiefen.

Der Börsencrash fiel in die Portland-Zeit, und als Mitte 1930 die Comstock-Fassfabrik ihre Tore schloss, verlor Hec-

tor seinen Job. Inzwischen hatte er sich durch mehrere hundert Bücher gelesen, zunächst die gängigen Romane des 19. Jahrhunderts, von denen jedermann sprach, die aber niemand wirklich gelesen hatte (Dickens, Flaubert, Stendhal, Tolstoi), und dann, als er glaubte, den Dreh herausgefunden zu haben, beschloss er, bei null anzufangen und seine Bildung systematisch zu betreiben. Hector wusste so gut wie nichts. Mit sechzehn war er von der Schule abgegangen, und niemand hatte ihm je erklärt, dass Sokrates und Sophokles zwei verschiedene Menschen waren, dass George Eliot eine Frau war, oder dass *Die Göttliche Komödie* ein Gedicht über das Leben nach dem Tode war und nicht etwa eine Theaterposse, in der am Ende alle Beteiligten den richtigen Partner heiraten. Er hatte immer unter dem Druck der Verhältnisse gestanden und nie die Zeit gehabt, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Jetzt hatte er plötzlich alle Zeit der Welt. Eingekerkert in seinem privaten Alcatraz, verbrachte er die Jahre seiner Gefangenschaft mit dem Erwerb einer neuen Sprache, in der er über die Bedingungen seines Überlebens nachdenken und den ständigen, erbarmungslosen Schmerz in seiner Seele verstehen lernen konnte. Alma zufolge machte ihn die Strenge dieses intellektuellen Trainings nach und nach zu einem anderen Menschen. Er lernte, sich selbst aus der Distanz zu betrachten, sich erst einmal als einen unter vielen zu sehen, dann als zufällige Ansammlung von Materieteilchen und zuletzt als ein einzelnes Staubkörnchen – und je weiter er sich von seinem Ausgangsort entfernte, sagte sie, desto mehr näherte er sich wahrer Größe. Er hatte ihr seine Tagebücher aus dieser Zeit gezeigt, und so hatte Alma seine Gewissensqualen fünfzig Jahre nach der Tat unmittelbar miterleben können. *Nie so verloren wie jetzt,* zitierte sie mir

eine Passage aus dem Gedächtnis, *nie so einsam und verzagt – und doch nie so lebendig.* Diese Worte schrieb er weniger als eine Stunde vor der Abreise aus Portland. Dann fiel ihm noch etwas ein, er setzte sich wieder hin und fügte unten auf der Seite noch folgenden Absatz hinzu: *Ich rede jetzt nur mit den Toten. Sie sind die Einzigen, denen ich vertraue, die Einzigen, die mich verstehen. Wie sie lebe ich ohne Zukunft.*

In Spokane gab es Arbeit, sagte man. Bei den Sägewerken waren angeblich Stellen frei, und mehrere Holzfällerlager im Osten und Norden sollten noch Leute suchen. Hector interessierte sich nicht für diese Jobs, aber eines Nachmittags, nicht lange nach der Schließung der Fassfabrik, bekam er zufällig mit, wie zwei Burschen sich über die Chancen dort oben unterhielten, und das brachte ihn auf eine Idee; und als er erst über diese Idee nachzudenken begann, konnte er ihr nicht mehr widerstehen. Brigid war in Spokane aufgewachsen. Ihre Mutter war tot, aber ihr Vater war noch da, und es gab auch zwei jüngere Schwestern in der Familie. Keine Folter, die Hector sich vorstellen konnte, kein Schmerz, den er sich selbst zufügen konnte, war schlimmer als der Gedanke, in die Stadt zu ziehen, in der diese Menschen lebten. Er würde Mr. O'Fallon und die beiden Mädchen nur einmal kurz sehen müssen, um ihre Gesichter niemals mehr zu vergessen, und wenn er dann an das Leid dächte, das er ihnen zugefügt hatte, wären sie ihm immer präsent. Er fand, er habe solche Qualen verdient. Er fühlte sich verpflichtet, diese Menschen für sich lebendig zu machen, sie in seinem Gedächtnis ebenso wirklich werden zu lassen wie Brigid selbst.

Seit Kindheitstagen als der Rothaarige bekannt, hatte Patrick O'Fallon in den vergangenen zwanzig Jahren ein Geschäft im Zentrum von Spokane geführt; der Laden hieß

Red's Sporting Goods. Am Morgen seiner Ankunft fand Hector zwei Straßen westlich des Bahnhofs ein billiges Hotel, zahlte eine Nacht im Voraus und machte sich auf die Suche; fünf Minuten später hatte er den Laden gefunden. Was er tun wollte, wenn er einmal da wäre, hatte er sich nicht überlegt, aber vorsichtshalber wollte er lieber draußen bleiben und versuchen, durchs Schaufenster einen Blick auf O'Fallon zu erhaschen. Hector hatte keine Ahnung, ob Brigid in ihren Briefen nach Hause jemals von ihm erzählt hatte. Wenn ja, wäre in der Familie bekannt, dass er mit spanischem Akzent sprach. Wichtiger noch, man hätte seinem Verschwinden 1929 besondere Beachtung geschenkt, und da Brigid selbst ebenfalls seit fast zwei Jahren verschwunden war, waren sie womöglich die einzigen Menschen in Amerika, die einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Fällen argwöhnten. Er brauchte nur in den Laden zu gehen und den Mund aufzumachen. Wenn O'Fallon wusste, wer Hector Mann war, stand zu erwarten, dass er nach drei oder vier Sätzen Verdacht schöpfen würde.

Aber O'Fallon war überhaupt nicht zu sehen. Als Hector die Nase ans Schaufenster drückte und so tat, als interessiere er sich für die dort ausgestellten Golfschläger, hatte er einen guten Blick in den Laden, und soweit er das vom Fenster aus erkennen konnte, war dort niemand. Keine Kundschaft, kein Verkäufer hinter dem Ladentisch. Es war noch früh – kurz nach zehn –, aber das Schild an der Tür sagte OFFEN, und statt auf dem bevölkerten Bürgersteig zu bleiben und zu riskieren, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, verwarf Hector seinen Plan und beschloss hineinzugehen. Sollten sie herausfinden, wer er war, dann mochte es eben so sein, dachte er.

Die Tür klingelte, als er sie aufzog, und die nackten

Holzdielen knarrten unter seinen Schritten, als er nach hinten zum Ladentisch ging. Der Raum war nicht groß, aber die Regale waren voll gestopft mit allen möglichen Dingen; es schien dort alles zu geben, was irgendein Sportler oder Jäger sich nur wünschen konnte: Angelruten und Spulen, Schwimmflossen und Taucherbrillen, Schrotflinten und Jagdgewehre, Tennisschläger und Baseballhandschuhe, Fußbälle, Basketbälle, Schulterpolster und Helme, Schuhe mit Spikes und Schuhe mit Eisenkappen, Abschlag-Tees für Football und Golf, Kegel, Hanteln und Medizinbälle. Zwei Reihen regelmäßig angeordneter Stützpfeiler zogen sich durch den ganzen Laden, und an jedem einzelnen hing ein gerahmtes Foto von Red O'Fallon. Die Bilder zeigten ihn als jungen Mann, und auf allen war er bei irgendeiner sportlichen Betätigung zu sehen. Einmal als Baseballspieler, ein andermal als Footballspieler, vor allem aber als Läufer im knappen Dress eines Leichtathleten. Auf einem Foto hatte ihn die Kamera mitten im Lauf erwischt, beide Füße in der Luft, zwei Meter vor seinem nächsten Verfolger. Auf einem anderen, aufgenommen 1904 bei den Olympischen Spielen in Saint Louis, schüttelte ihm ein Mann in Frack und Zylinder die Hand und überreichte ihm eine Bronzemedaille.

Als Hector an den Ladentisch trat, kam eine junge Frau aus einem Hinterzimmer. Sie wischte sich noch mit einem Handtuch die Hände ab, hielt den Kopf ein wenig schräg und sah zu Boden, aber auch wenn ihr Gesicht ihm größtenteils verborgen blieb, war etwas an ihrem Gang, etwas an ihren abfallenden Schultern, etwas an der Art, wie sie das Handtuch über ihre Finger rieb, das ihn sofort an Brigid erinnerte. Einige Sekunden lang hatte er das Gefühl, als habe es die vergangenen neunzehn Monate nie gegeben.

Brigid war nicht mehr tot. Sie hatte sich aus ihrem Grab erhoben, sich aus der Erde gegraben, die er auf sie geworfen hatte, und da war sie nun wieder, unversehrt und lebendig, ohne Kugel im Gehirn und ohne Loch im Auge, und arbeitete als Verkäuferin im Laden ihres Vaters in Spokane, Washington.

Die Frau kam langsam auf ihn zu, hielt nur einmal kurz an, um das Handtuch auf einen ungeöffneten Karton zu legen, und dann geschah etwas Unheimliches, denn als sie den Kopf hob und ihm in die Augen sah, blieb die Illusion bestehen. Sie hatte tatsächlich Brigids Gesicht. Dieselbe Wangenpartie, derselbe Mund, dieselbe Stirn und dasselbe Kinn. Als sie ihn dann anlächelte, sah er, dass sie auch dasselbe Lächeln hatte. Erst als sie bis auf zwei Meter an ihn herangekommen war, konnte er gewisse Unterschiede feststellen. Ihr Gesicht war voller Sommersprossen, was man von Brigids Gesicht nicht hatte sagen können, und das Grün ihrer Augen war dunkler. Auch standen sie weiter auseinander, ein wenig weiter von der Nasenwurzel entfernt, und gerade diese winzige Abweichung steigerte die Harmonie ihrer Züge und ließ sie noch ein klein wenig hübscher als ihre Schwester erscheinen. Hector erwiderte ihr Lächeln, und als sie am Ladentisch angekommen war und ihn mit Brigids Stimme fragte, ob sie ihm helfen könne, hatte er nicht mehr das Gefühl, in tödlicher Ohnmacht auf den Boden sinken zu müssen.

Er suche Mr. O'Fallon, sagte er, und wolle wissen, ob er ihn sprechen könne. Er gab sich keine Mühe, seinen Akzent zu verheimlichen, sprach das Wort *Miester* mit übertrieben gerolltem R am Ende und forschte dann in ihrem Gesicht nach irgendeiner Reaktion. Nichts geschah, beziehungsweise das Gespräch ging weiter, als ob nichts gesche-

hen wäre, und Hector war sofort klar, dass Brigid nichts von ihm erzählt hatte. Sie war in einer katholischen Familie aufgewachsen, und sie musste vor dem Gedanken zurückgeschreckt sein, ihrem Vater und ihren Schwestern mitzuteilen, dass sie mit einem Mann ins Bett stieg, der mit einer anderen Frau verlobt war, und dass dieser Mann, dessen Penis beschnitten war, nicht die Absicht hatte, die Verlobung zu lösen, um sie zu heiraten. Wenn das stimmte, wussten sie wahrscheinlich auch nicht, dass sie schwanger gewesen war. Und dass sie sich in der Badewanne die Pulsadern aufgeschnitten hatte und dass sie zwei Monate lang in einem Krankenhaus von besseren und effizienteren Möglichkeiten geträumt hatte, sich umzubringen. Es war sogar denkbar, dass sie ihnen schon lange vor Saint Johns Dazwischenkunft zu schreiben aufgehört hatte, zu einer Zeit, als sie noch zuversichtlich daran glaubte, dass alles sich nach ihren Wünschen entwickeln würde.

Hectors Gedanken rasten jetzt in verschiedenen Richtungen hin und her, und als die Frau hinter dem Ladentisch sagte, ihr Vater sei diese Woche nicht in der Stadt, er habe geschäftlich in Kalifornien zu tun, glaubte Hector zu wissen, um was für Geschäfte es sich handelte. Red O'Fallon war nach Los Angeles gefahren, um mit der Polizei über seine verschwundene Tochter zu reden. Er drängte, es müsse endlich etwas unternommen werden in diesem Fall, der sich nun schon so viele Monate hinzog, und wenn er von der Polizei keine befriedigende Auskunft erhielt, würde er einen Privatdetektiv anheuern und die Suche noch einmal ganz von vorne beginnen. Koste es, was es wolle, hatte er wahrscheinlich zu seiner Tochter in Spokane gesagt, bevor er aufgebrochen war. Irgendetwas muss jetzt getan werden, ehe es zu spät ist.

Die Tochter sagte, sie vertrete ihren Vater, solange er nicht da sei, aber wenn Hector ihr seinen Namen und seine Telefonnummer aufschreiben würde, könne sie ihm das geben, wenn er am Freitag zurückkomme. Nicht nötig, sagte Hector, er werde sich am Freitag selbst wieder melden, und dann fragte er sie – aus reiner Höflichkeit, vielleicht auch, weil er einen guten Eindruck machen wollte – , ob sie den Laden jetzt wirklich ganz allein führen müsse. Für nur eine Person scheine ihm das doch etwas zu viel zu sein, sagte er.

Eigentlich seien sie zu dritt, antwortete sie, aber der Buchhalter habe sich heute Morgen krankgemeldet, und der Lagergehilfe sei letzte Woche gefeuert worden, weil er Baseballhandschuhe geklaut und zum halben Preis an die Kinder in der Nachbarschaft verkauft habe. Sie komme sich tatsächlich ein wenig verloren vor, sagte sie. Es sei ewig lange her, dass sie im Geschäft ausgeholfen habe, sie könne einen Putter nicht von einem Holz unterscheiden, ja sie könne sogar kaum die Kasse bedienen, ohne ein Dutzend verkehrte Knöpfe zu drücken und alles durcheinander zu bringen.

Sie sagte das alles sehr freundlich und offen. Anscheinend machte es ihr nichts aus, ihm so etwas anzuvertrauen, und im weiteren Verlauf der Unterhaltung erfuhr Hector, dass sie in den vergangenen vier Jahren für den Lehrerberuf studiert hatte, an einer Uni, die sie State nannte und bei der es sich, wie er dann herausbekam, um das State College of Washington in Pullman handelte. Im Juni hatte sie ihr Examen bestanden, und jetzt wohnte sie wieder bei ihrem Vater und konnte demnächst eine vierte Klasse an der Horace-Greeley-Grundschule übernehmen. Sie könne ihr Glück noch gar nicht fassen, sagte sie. Das sei dieselbe Schule, die sie als Mädchen besucht habe, und sie und ihre

beiden älteren Schwestern hätten alle in der vierten Klasse Mrs. Neergaard gehabt. Mrs. N. habe dort zweiundvierzig Jahre lang unterrichtet, und es komme ihr wie ein Wunder vor, dass ihre alte Lehrerin genau in dem Moment in Pension gegangen sei, als sie angefangen habe, sich nach einer Stelle umzusehen. In nicht einmal mehr sechs Wochen werde sie als Lehrerin in demselben Klassenraum stehen, in dem sie als zehnjährige Schülerin täglich gesessen habe. Und sei es nicht seltsam, sagte sie, sei es nicht komisch, wie es im Leben manchmal zugehe?

Ja, sehr komisch, sagte Hector, sehr seltsam. Er wusste jetzt, dass er mit Nora sprach, dem jüngsten der O'Fallon-Mädchen, und nicht mit Deirdre, die mit neunzehn geheiratet hatte und nach San Francisco gezogen war. Nach drei Minuten in ihrer Gesellschaft war Hector sich darüber im Klaren, dass Nora ganz anders als ihre tote Schwester war. Sie mochte Brigid äußerlich ähnlich sein, aber sie hatte nichts von ihrer reizbaren, besserwisserischen Energie, nichts von ihrem Ehrgeiz, nichts von ihrer nervösen, blitzschnellen Intelligenz. Diese hier war weicher und naiver und fühlte sich wohl in ihrer Haut. Er erinnerte sich daran, dass Brigid sich selbst einmal als die einzige der O'Fallon-Schwestern bezeichnet hatte, in deren Adern echtes Blut flösse. Deirdre sei aus Essig, hatte sie gesagt, und Nora bestünde komplett aus warmer Milch, und eigentlich hätte *sie* Brigid heißen müssen, nach der heiligen Brigid, der Schutzheiligen Irlands, denn wenn jemals ein Mensch dazu bestimmt gewesen sei, sein Leben der Selbstaufopferung und guten Taten zu weihen, dann ihre kleine Schwester Nora.

Wieder war Hector schon kurz davor, den Laden zu verlassen, und wieder hielt ihn etwas fest. Ein neuer Gedanke

war ihm in den Kopf gekommen – eine völlig irrsinnige Idee, derart riskant und selbstzerstörerisch, dass er staunte, wie er überhaupt darauf kommen konnte, geschweige denn, woher er den Mut nahm, sie in die Tat umzusetzen.

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, sagte er zu Nora – er hob die Achseln und bat sie lächelnd um Verzeihung –, aber er sei hier, weil er Mr. O'Fallon fragen wolle, ob er Arbeit für ihn habe. Er habe von der Sache mit dem Lagergehilfen gehört und wolle wissen, ob die Stelle noch frei sei. Das ist ja merkwürdig, sagte Nora. Die Geschichte sei erst gestern passiert, und sie seien noch nicht dazu gekommen, eine Anzeige in die Zeitung zu setzen. Das hätten sie erst tun wollen, wenn ihr Vater von seiner Reise zurückgekommen sei. Tja, so was spricht sich schnell rum, sagte Hector. Das sei wohl wahr, antwortete Nora, aber wieso wolle er denn als Lagergehilfe arbeiten? Das sei ein Job für Leute, die Muskeln hätten, aber nichts im Kopf und keinen Ehrgeiz; er werde bestimmt etwas Besseres finden. Nicht unbedingt, sagte Hector. Die Zeiten seien hart, und jeder Job, mit dem man in solchen Zeiten Geld verdienen könne, sei ein guter Job. Ob sie ihm nicht eine Chance geben wolle? Sie sei ganz allein in dem Laden, und er wisse, sie könne Hilfe brauchen. Wenn sie mit ihm zufrieden sei, könne sie bei ihrem Vater vielleicht ein gutes Wort für ihn einlegen. Was Miss O'Fallon davon halte? Sei die Sache abgemacht?

Herman Loesser war noch keine Stunde in Spokane, und schon hatte er wieder Arbeit. Über die Verwegenheit seiner Bewerbung lachend, gab Nora ihm die Hand, und dann zog Hector sein Jackett aus (das einzige anständige Kleidungsstück, das er besaß) und machte sich an die Arbeit. Er war zu einer Motte geworden und flatterte den Rest des Tages um eine heiße, brennende Kerze herum. Er wusste, er

konnte sich jederzeit die Flügel verbrennen, aber je näher er an die Flamme kam, desto deutlicher spürte er, dass er sein Schicksal erfüllte. Wie er an diesem Abend in sein Tagebuch schrieb: *Falls ich mein Leben wirklich retten will, muss ich erst ganz kurz davor sein, es zu zerstören.*

WIDER Erwarten hielt Hector fast ein Jahr lang durch. Erst als Lagergehilfe im Hinterzimmer, dann als Buchhalter und stellvertretender Geschäftsführer, unmittelbar unter O'Fallon selbst. Nora sagte, ihr Vater sei dreiundfünfzig, aber als Hector ihm am folgenden Montag vorgestellt wurde, fand er, dass er viel älter aussah, eher wie sechzig, vielleicht sogar wie hundert. Das Haar des ehemaligen Leichtathleten war nicht mehr rot, der einst geschmeidige Oberkörper nicht mehr in Form, und manchmal konnte er sich wegen eines arthritischen Knies nur humpelnd fortbewegen. O'Fallon erschien jeden Morgen Punkt neun im Laden, hatte aber offensichtlich kein Interesse mehr an der Arbeit und war gewöhnlich um elf oder halb zwölf wieder verschwunden. Wenn sein Bein es erlaubte, fuhr er in den Country Club und spielte mit zwei oder drei alten Freunden eine Partie Golf. Wenn nicht, ging er zu einem ausgiebigen Mittagessen ins Bluebell Inn, ein Restaurant auf der anderen Straßenseite, und verbrachte dann den Nachmittag zu Hause im Bett, las die Zeitung und trank Jameson's Irish Whiskey, den er jeden Monat aus Kanada herüberschmuggelte.

An Hector und seiner Arbeit hatte er nie etwas auszusetzen. Er lobte ihn aber auch nie. O'Fallon bekundete seine

Dankbarkeit, indem er gar nichts sagte, und wenn er gelegentlich einmal freundlicher gestimmt war, grüßte er Hector mit einem kaum merklichen Nicken. Mehr Kontakt gab es monatelang kaum zwischen den beiden. Anfangs machte das Hector zu schaffen, aber mit der Zeit lernte er, es nicht persönlich zu nehmen. Der Mann lebte in einer stummen Innenwelt, in endlosem Widerstand gegen die Außenwelt, er schien sich mit keinem anderen Ziel durch die Tage treiben zu lassen als dem, die Stunden so schmerzlos wie möglich hinter sich zu bringen. Er verlor niemals die Geduld, er stellte nur selten ein Lächeln zur Schau. Er war fair und reserviert, abwesend auch dann, wenn er anwesend war, und er brachte für sich selbst nicht mehr Mitgefühl und Sympathie auf als für jeden anderen. So verschlossen und gleichgültig O'Fallon ihm gegenüber war, so offen und engagiert war Nora. Schließlich war sie es gewesen, die Hector eingestellt hatte, und sie fühlte sich auch weiter für ihn verantwortlich und behandelte ihn abwechselnd als Freund, als Schützling und als Gegenstand von Bekehrungsversuchen. Nachdem ihr Vater aus Los Angeles zurückgekommen und der Buchhalter von seiner Gürtelrose genesen war, waren Noras Dienste im Laden nicht mehr gefragt. Sie bereitete sich auf das anstehende Schuljahr vor, besuchte alte Klassenkameraden und ließ sich von etlichen jungen Männern den Hof machen, nahm sich aber trotzdem den ganzen Sommer lang immer wieder am frühen Nachmittag die Zeit, bei Red's vorbeizuschauen und sich nach Hectors Wohlergehen zu erkundigen. Sie hatten nur vier Tage zusammen gearbeitet und während der halbstündigen Mittagspause im Lagerraum jedes Mal ihre Käsebrote geteilt, und das war zur Tradition geworden. Sie brachte weiter ihre Käsebrote, und sie sprachen in diesen

halben Stunden weiter über Bücher. Für Hector, den angehenden Autodidakten, war dies eine Chance, etwas zu lernen. Für Nora, frisch vom College und angehende Lehrerin, war es eine Chance, einem klugen und lernbegierigen Schüler etwas mitzuteilen. Hector ackerte sich in diesem Sommer durch Shakespeare, und Nora las die Stücke parallel dazu auch, erklärte ihm die Wörter, die er nicht verstand, erläuterte die eine oder andere historische oder bühnentechnische Frage und sprach über Psychologie und Motivation der Figuren. Als Hector bei einem dieser Hinterzimmergespräche im dritten Akt von *Lear* über die Aussprache der Worte *Thou ow 'st* stolperte, gestand er ihr, wie peinlich es ihm sei, einen solchen Akzent zu haben. Er komme mit dieser verfluchten Sprache einfach nicht zurecht, sagte er, und wenn er vor Leuten wie ihr etwas sage, werde er sich immer anhören wie ein Idiot. Nora wollte von solchem Pessimismus nichts wissen. Sie habe am State als Nebenfach Sprachtherapie studiert, sagte sie, und es gebe konkrete Hilfsmittel, praktische Übungen und Techniken zur Verbesserung der Aussprache. Wenn er bereit sei, sich der Herausforderung zu stellen, verspreche sie ihm, dass sie ihn von seinem Akzent befreien und alle Spuren des Spanischen von seiner Zunge entfernen werde. Hector erinnerte sie daran, dass er nicht in der Lage sei, für einen solchen Unterricht zu zahlen. Wer hat denn von Geld geredet?, erwiderte Nora. Wenn er die Mühe nicht scheue, wolle sie ihm helfen.

Als im September das Schuljahr anfing, stand die junge Lehrerin für die Mittagspause nicht mehr zur Verfügung. Stattdessen arbeitete sie abends mit ihrem Schüler, jeden Dienstag und Donnerstag von sieben bis neun, im Wohnzimmer des Hauses O'Fallon. Hector mühte sich sehr mit

dem kurzen *i* und *e*, dem gelispelten *th*, dem zahnlosen *r*. Stumme Vokale, dentale Verschlusslaute, Labiale, Frikative, Palatale, Phoneme. Meist hatte er keine Ahnung, wovon Nora überhaupt redete, aber die Übungen schienen Wirkung zu zeigen. Seine Zunge begann Laute zu produzieren, die ihr früher nie gelungen waren, und nach neun anstrengenden Monaten hatte er solche Fortschritte gemacht, dass man kaum noch hören konnte, wo er zur Welt gekommen war. Er sprach vielleicht nicht wie ein Amerikaner, aber auch nicht wie ein unerfahrener, ungebildeter Einwanderer. Nach Spokane zu gehen mochte ein großer Fehler gewesen sein, hatte sich aber allein schon wegen Noras Ausspracheunterricht gelohnt, der bei Hector einen tiefen und bleibenden Eindruck hinterließ. Er bewahrte sich das Erlernte für den Rest seines Lebens, und jedes Wort, das er in den nächsten fünfzig Jahren sprach, war davon beeinflusst.

O'Fallon blieb an diesen Dienstagen und Donnerstagen meist oben in seinem Zimmer, oder er spielte Poker bei Freunden. Eines Abends Anfang Oktober läutete während des Unterrichts das Telefon, und Nora ging auf den Flur und nahm den Hörer ab. Sie sprach kurz mit der Vermittlung, dann rief sie nervös und aufgeregt zu ihrem Vater hinauf, Stegman sei am Apparat. Er sei in Los Angeles, sagte sie, und wolle ein R-Gespräch. Ob sie es annehmen solle? O'Fallon sagte, er käme sofort. Nora schloss die Schiebetür zwischen Wohnzimmer und Flur, damit ihr Vater ungestört reden konnte, aber O'Fallon war etwas angetrunken und sprach so laut, dass Hector manches davon mitbekam. Nicht alles, aber genug, um zu erkennen, dass der Anruf keine guten Nachrichten gebracht hatte.

Zehn Minuten später ging die Schiebetür wieder auf,

und O'Fallon schlurfte ins Wohnzimmer. Er trug ausgelatschte Lederpantoffeln, und seine Hosenträger waren von den Schultern gerutscht und hingen ihm um die Knie. Schlips und Kragen hatte er abgenommen, und um nicht aus dem Gleichgewicht zu geraten, musste er sich an der Kante des Walnusstischs festhalten. In den nächsten Minuten sprach er nur mit Nora, die neben Hector auf der Couch mitten im Zimmer saß. Der Schüler seiner Tochter hätte ebenso gut unsichtbar sein können, so wenig beachtete er ihn. Nicht dass O'Fallon ihn ignorierte oder so tat, als sei er gar nicht da, nein, er nahm ihn schlichtweg nicht wahr. Und Hector, der jede Einzelheit des folgenden Gesprächs verstand, wagte nicht, das Zimmer zu verlassen.

Stegman habe das Handtuch geworfen, sagte O'Fallon. Er habe monatelang an dem Fall gearbeitet und keinen einzigen brauchbaren Hinweis gefunden. Die Sache gehe ihm an die Nieren. Er wolle ihr Geld nicht mehr nehmen.

Nora fragte ihren Vater, wie er darauf reagiert habe, und O'Fallon sagte, er habe ihm erklärt, wenn er so ein schlechtes Gewissen habe, ihr Geld zu nehmen – warum zum Teufel müsse er sie dann dauernd per R-Gespräch anrufen? Und dann habe er ihm gesagt, er sei hundsmiserabel in seinem Job. Wenn Stegman aufhören wolle, werde er sich eben einen anderen nehmen.

Nein, Dad, sagte Nora, das stimmt nicht. Wenn Stegman sie nicht finden könne, könne niemand sie finden. Er sei der beste Privatdetektiv der ganzen Westküste. Das habe Reynolds gesagt, und Reynolds könne man vertrauen.

Reynolds kann mich mal, sagte O'Fallon. Und Stegman auch. Die könnten sagen, was sie wollten, aber er werde ganz bestimmt nicht aufgeben.

Nora schüttelte den Kopf, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie müssten den Tatsachen allmählich ins Gesicht sehen, sagte sie. Wenn Brigid noch am Leben wäre, hätte sie geschrieben. Oder angerufen. Ihnen irgendwie mitgeteilt, wo sie sei.

Von wegen hätte sie das, sagte O'Fallon. Seit über vier Jahren habe sie nicht mehr geschrieben. Sie habe mit ihrer Familie gebrochen, und das sei die Tatsache, der man ins Auge sehen müsse.

Nicht mit der Familie, sagte Nora. Nur mit ihm. Ihr habe Brigid die ganze Zeit geschrieben. Als sie in Pullman studiert habe, habe sie alle drei, vier Wochen einen Brief von ihr bekommen.

Aber davon wollte O'Fallon nichts hören. Er wolle nicht mehr darüber reden, und wenn sie nicht zu ihm stünde, werde er eben allein weitermachen. Er pfeife auf sie und ihre gottverdammten Meinungen. Und mit diesen Worten ließ O'Fallon den Tisch los, schwankte gefährlich, bis er sich mühsam ausbalanciert hatte, und torkelte aus dem Zimmer.

Hector hätte bei dieser Szene nicht zugegen sein dürfen. Er war nur der Lagergehilfe, kein vertrauter Freund, und er hatte weder das Recht, private Unterhaltungen zwischen Tochter und Vater zu belauschen, noch überhaupt dabei zu sein, wenn sein Boss betrunken und verschlampt durchs Zimmer taumelte. Hätte Nora ihn gebeten zu gehen, wäre die Sache ein für alle Mal erledigt gewesen. Er hätte nicht gehört, was er gehört hatte, er hätte nicht gesehen, was er gesehen hatte, und das Thema wäre nie wieder zur Sprache gekommen. Sie hätte nur einen einzigen Satz zu sagen brauchen, irgendeine lahme Ausrede, und Hector hätte sich von der Couch erhoben und gute Nacht gesagt.

Aber Nora besaß kein Talent zur Heuchelei. Die Tränen standen ihr noch in den Augen, als O'Fallon aus dem Zimmer ging, und da das verbotene Thema nun einmal angesprochen war, hatte sie keinen Grund mehr, davon zu schweigen.

Ihr Vater sei nicht immer so gewesen, sagte sie. Als sie und ihre Schwestern klein waren, sei er ein ganz anderer Mensch gewesen, und jetzt erkenne man ihn kaum wieder, wisse man kaum noch, wie er früher einmal gewesen war. Red O'Fallon, der Blitz des Nordwestens. Patrick O'Fallon, der Mann von Mary Day. Dad O'Fallon, der Abgott der kleinen Mädchen. Aber wenn man an die letzten sechs Jahre denke, sagte sie, wenn man bedenke, was er durchgemacht habe, sei es vielleicht nicht mehr so seltsam, dass er nur noch einen einzigen Freund habe, diesen Jameson – diesen finsteren stummen Kerl da oben in all den Flaschen mit der bernsteingelben Flüssigkeit. Der erste Schlag war der Tod ihrer Mutter; sie starb mit vierundvierzig an Krebs. Das war schon hart genug, sagte sie, aber dann kam es immer schlimmer, ein Unglück nach dem anderen für die Familie, ein Schlag in den Magen und dann einer ins Gesicht, so lange, bis er alldem nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Weniger als ein Jahr nach der Beerdigung wurde Deirdre schwanger, und als sie sich weigerte, den Mann zu heiraten, den O'Fallon ihr bestimmt hatte, warf er sie aus dem Haus. Dadurch brachte er auch Brigid gegen sich auf, sagte Nora. Ihre älteste Schwester war damals im letzten Studienjahr am Smith College, lebte also räumlich sehr weit entfernt, doch als sie hörte, was geschehen war, schrieb sie ihrem Vater, wenn er Deirdre nicht wieder zu Hause aufnehme, werde sie nie mehr ein Wort mit ihm reden. O'Fallon blieb stur. Er zahle für Brigids Ausbildung, und für wen

halte sie sich eigentlich, dass sie sich erdreiste, ihm Vorschriften zu machen? Die Kosten für das letzte Semester bestritt sie selbst, und nach dem Examen zog sie direkt nach Kalifornien, um Schriftstellerin zu werden. Nicht mal zu einem kurzen Besuch kam sie in Spokane vorbei. Sie war genauso störrisch wie ihr Vater, sagte Nora, und Deirdre war zweimal so störrisch wie die beiden zusammen. Es zählte nicht, dass Deirdre jetzt verheiratet war und noch ein Kind bekommen hatte. Sie sprach immer noch nicht mit ihrem Vater und Brigid auch nicht. Unterdessen zog Nora zum Studium nach Pullman. Sie hielt regelmäßigen Kontakt mit beiden Schwestern, aber Brigid war die bessere Korrespondentin, und selten verging ein Monat, in dem Nora nicht mindestens einen Brief von ihr erhielt. Doch als Nora ins vorletzte Studienjahr kam, schrieb Brigid plötzlich nicht mehr. Anfangs schien das nicht sonderlich beunruhigend, aber nach drei, vier Monaten Funkstille fragte Nora Deirdre in einem Brief, ob sie in letzter Zeit mal wieder was von Brigid gehört habe. Als Deirdre antwortete, sie habe schon seit sechs Monaten nichts mehr von ihr gehört, begann Nora sich Sorgen zu machen. Sie sprach mit ihrem Vater darüber, und der arme O'Fallon, überwältigt von Schuldgefühlen wegen dem, was er seinen beiden älteren Töchtern angetan hatte, wollte die Sache wieder gutmachen und nahm umgehend Kontakt mit der Polizei in Los Angeles auf. Ein Kommissar namens Reynolds wurde mit dem Fall betraut. Die Nachforschungen liefen sofort an, und schon nach wenigen Tagen waren viele der wesentlichen Tatsachen ermittelt: dass Brigid ihre Arbeit bei der Zeitschrift gekündigt hatte, dass sie einen Selbstmordversuch begangen hatte und ins Krankenhaus gekommen war, dass sie schwanger gewesen war, dass sie aus ihrer Wohnung ausge-

zogen war und keine Nachsendeadresse hinterlassen hatte, dass sie in der Tat verschwunden war. So trübe diese Neuigkeiten auch waren, so niederschmetternd es auch war, darüber nachzugrübeln, was diese Fakten zu bedeuten haben mochten, sah es dennoch so aus, als sei Reynolds kurz davor herauszufinden, was mit ihr passiert war. Dann aber wurde die Spur allmählich kalt. Ein Monat verging, dann drei Monate, dann acht Monate, und Reynolds hatte nichts Neues zu berichten. Er und seine Leute hätten mit allen gesprochen, die sie kannten, sagte er, sie täten wirklich ihr Möglichstes, aber nachdem sie Brigids Spur bis zum Fitzwilliam Arms verfolgt hätten, stünden sie vor einer Mauer. Enttäuscht vom Stocken der Ermittlungen, beschloss O'Fallon, wieder Schwung in die Sache zu bringen und die Dienste eines Privatdetektivs in Anspruch zu nehmen. Reynolds empfahl ihm Frank Stegman, und eine Zeit lang konnte O'Fallon wieder hoffen. Der Fall war sein ganzer Lebensinhalt, sagte Nora, und jedes Mal wenn Stegman auch nur die kleinste Neuigkeit, den winzigsten Hinweis auf irgendeine Spur zu melden hatte, nahm ihr Vater den nächsten Zug nach Los Angeles, notfalls auch den Nachtzug, und erschien dann gleich am nächsten Morgen in Stegmans Büro. Aber jetzt waren Stegman die Ideen ausgegangen, er war so weit, dass er aufgeben wollte. Hector hatte es selbst gehört. Darum sei es eben bei dem Telefonat gegangen, sagte sie, im Grunde könne sie ihm keine Vorwürfe machen, dass er aussteigen wolle. Brigid sei tot. Sie wisse das, Reynolds und Stegman wüssten es, aber ihr Vater wolle es immer noch nicht akzeptieren. Er gebe sich die Schuld an allem, und nur solange er noch hoffen könne, nur solange er sich betrügen und glauben könne, dass man Brigid doch noch finden werde, könne er überhaupt mit sich leben.

So einfach sei das, sagte Nora. Ihr Vater werde sterben. Der Schmerz sei zu groß für ihn, er werde umfallen und sterben.

VON diesem Abend an erzählte Nora ihm alles. Es war verständlich, dass sie ihre Sorgen mit jemandem teilen wollte, aber es gab doch so viele Menschen auf der Welt, so viele Kandidaten, unter denen sie wählen konnte, und ihre Wahl traf ausgerechnet auf Hector. Er wurde Noras Vertrauter, der Empfänger von Informationen über sein eigenes Verbrechen, und jeden Dienstag und Donnerstag, wenn er abends neben ihr auf der Couch saß und sich durch eine seiner Lektionen quälte, fühlte er ein wenig mehr von seinem Hirn zu Staub zerfallen. Das Leben war ein Fiebertraum, stellte er fest, und die Wirklichkeit eine bodenlose Welt aus Hirngespinsten und Halluzinationen, ein Ort, an dem alles, was man sich ausmalte, wahr wurde. Ob er Hector Mann kenne? Diese Frage stellte Nora ihm tatsächlich eines Abends. Stegman habe eine neue Theorie entwickelt, erzählte sie; zwar sei er vor zwei Monaten aus der Sache ausgestiegen, aber am Wochenende habe er O'Fallon angerufen und um eine zweite Chance gebeten. Er habe herausgefunden, dass Brigid einen Artikel über Hector Mann geschrieben habe. Elf Monate später sei Mann verschwunden, und er frage sich, ob es wirklich nur Zufall sei, dass Brigid um die gleiche Zeit verschwunden sei. Wenn es nun einen Zusammenhang zwischen den beiden ungelösten Fällen gebe? Stegman könne nichts versprechen, aber immerhin habe er jetzt einen Ansatzpunkt, und mit O'Fallons

Erlaubnis werde er von dort aus weiterforschen. Wenn er nachweisen könnte, dass Brigid sich nach diesem Artikel weiter mit Mann getroffen hatte, gäbe es jedenfalls wieder einigen Grund, optimistisch zu sein.

Nein, sagte Hector, von dem habe er noch nie gehört. Wer sei dieser Hector Mann? Nora wusste auch nicht viel über ihn. Ein Schauspieler, sagte sie. Er habe vor einigen Jahren ein paar Stummfilme gemacht, aber sie habe keinen davon gesehen. Auf dem College habe sie keine Zeit fürs Kino gehabt. Ja, sagte Hector, er gehe auch nicht oft ins Kino. Das koste nur Geld, und außerdem habe er mal irgendwo gelesen, dass Filme schlecht für die Augen seien. Nora sagte, sie erinnere sich dunkel, von dem Fall gehört zu haben, habe ihn aber damals nicht so genau verfolgt. Stegman zufolge werde Mann seit fast zwei Jahren vermisst. Und warum sei er verschwunden?, wollte Hector wissen. Das sei nicht bekannt, sagte Nora. Eines Tages sei er einfach verschwunden, und seitdem habe man nichts mehr von ihm gehört. Das klinge nicht sehr viel versprechend, sagte Hector. Kein Mensch könne sich ewig verstecken. Wenn man ihn bis jetzt nicht gefunden habe, sei er höchstwahrscheinlich tot. Ja, wahrscheinlich, stimmte Nora zu, und Brigid sei wahrscheinlich auch tot. Aber es gebe Gerüchte, fuhr sie fort, und denen wolle Stegman nachgehen. Was sind das für Gerüchte?, fragte Hector. Dass er nach Südamerika zurückgegangen sein könnte, sagte Nora. Da sei er nämlich her. Brasilien, Argentinien, welches Land genau, habe sie vergessen, aber es sei doch unglaublich. Wieso unglaublich?, fragte Hector. Dass Hector Mann aus derselben Gegend stammen solle wie er. Was denn dagegen spreche? Sie bedenke nicht, dass Südamerika ein sehr großes Land sei, sagte Hector. Südamerikaner seien überall.

Ja, das wisse sie, sagte Nora, aber trotzdem, wäre es nicht unglaublich, wenn Brigid mit ihm dorthin gegangen wäre? Allein die Vorstellung mache sie glücklich. Zwei Schwestern, zwei Südamerikaner. Brigid mit ihrem dort, sie mit ihrem hier.

Das wäre nicht so furchtbar gewesen, wenn er sie nicht so gern gehabt hätte, wenn nicht ein Teil von ihm sich vom ersten Tag an in sie verliebt hätte. Hector war sich bewusst, dass sie für ihn verboten war, dass auch nur der Gedanke an die Möglichkeit, sie zu berühren, eine unverzeihliche Sünde gewesen wäre, und doch kam er weiter jeden Dienstag und Donnerstag zu ihr ins Haus und starb jedes Mal einen kleinen Tod, wenn sie sich neben ihn auf die Couch setzte und ihren zweiundzwanzig Jahre alten Körper in die burgunderroten Velourspolster schmiegte. Es wäre so einfach gewesen, die Hand auszustrecken und ihren Hals zu streicheln, ihr mit den Fingern über den Arm zu streichen, sich zu ihr umzudrehen und die Sommersprossen auf ihrem Gesicht zu küssen. So grotesk ihre Gespräche zuweilen waren (Brigid und Stegman, der schlimme Zustand ihres Vaters, die Suche nach Hector Mann), noch viel schwerer war es für ihn, diesen Drang zu unterdrücken, und er brauchte seine ganze Energie, diese Grenze nicht zu überschreiten. Nach solchen qualvollen Stunden ging er nicht selten direkt vom Unterricht zum Fluss, wanderte durch die Stadt, bis er ein kleines Viertel aus verfallenden Häusern und zweistöckigen Hotels erreichte, wo man Frauen für zwanzig oder dreißig Minuten kaufen konnte. Das war eine erbärmliche Lösung, aber es gab keine Alternative. Keine zwei Jahre war es her, dass sich die attraktivsten Frauen von Hollywood darum geprügelt hatten, mit Hector ins Bett zu steigen. Jetzt bezahlte er dafür in den Seitengassen von

Spokane, verpulverte einen halben Tageslohn für ein paar Minuten Entspannung.

Hector kam nie auf die Idee, dass Nora etwas für ihn empfinden könnte. Er war eine Jammergestalt, ein Mann, den man gar nicht erst in Betracht zog, und wenn Nora bereit war, ihm so viel Zeit zu opfern, dann nur, weil sie ihn bemitleidete, weil sie jung und mitfühlend war und sich als Retterin verlorener Seelen sah. Die heilige Brigid, wie ihre Schwester sie genannt hatte, die Märtyrerin der Familie. Hector war der nackte afrikanische Eingeborene, und Nora war die amerikanische Missionarin, die sich durch den Dschungel gekämpft hatte, um sein Schicksal zu verbessern. Er hatte noch nie einen Menschen kennen gelernt, der so unvoreingenommen, so optimistisch war und so wenig von den dunklen Mächten ahnte, die in der Welt ihr Wesen trieben. Manchmal fragte er sich, ob sie nicht einfach nur dumm sei. Manchmal auch schien sie ihm besessen von einer einzigartigen, vergeistigten Weisheit. Und manchmal, wenn sie ihn mit diesem eifrigen, unbeugsamen Ausdruck in den Augen anblickte, glaubte er, das Herz müsse ihm brechen. Das war das Paradoxe an dem Jahr, das er in Spokane verbrachte. Nora machte ihm das Leben unerträglich, und doch war Nora das Einzige, wofür er lebte, der einzige Grund, warum er nicht die Koffer packte und abreiste.

Die Hälfte der Zeit hatte er Angst, er würde ihr alles beichten. Die andere Hälfte der Zeit hatte er Angst, er würde geschnappt. Dreieinhalb Monate lang verfolgte Stegman die Sache mit Hector Mann, dann gab er wieder auf. Der Detektiv hatte versagt, wie die Polizei versagt hatte, aber damit war Hectors Lage keineswegs sicherer geworden. Im Herbst und Winter war O'Fallon mehrmals

nach Los Angeles gefahren, und es war anzunehmen, dass Stegman ihm bei dieser Gelegenheit auch Fotos von Hector Mann gezeigt hatte. Was, wenn O'Fallon die Ähnlichkeit zwischen seinem fleißigen Lagergehilfen und dem verschwundenen Schauspieler aufgefallen wäre? Anfang Februar, kurz nach der Rückkehr von seiner letzten Reise nach Kalifornien, fing O'Fallon an, Hector mit anderen Augen zu betrachten. Er schien irgendwie wachsamer, neugieriger, und Hector musste sich fragen, ob Noras Vater ihm nicht auf die Schliche gekommen war. Nach monatelangem Schweigen und kaum verhohlener Verachtung wandte der alte Mann dem bescheidenen Kistenschlepper, der sich im Hinterzimmer seines Ladens abmühte, plötzlich seine Aufmerksamkeit zu. Statt gleichgültig zu nicken, lächelte er jetzt, und ab und zu klopfte er seinem Angestellten scheinbar grundlos auf die Schulter und fragte, wie es ihm gehe. Noch bemerkenswerter: Wenn Hector zu seinem abendlichen Unterricht zu den O'Fallons kam, machte ihm jetzt der Alte persönlich die Tür auf. Er schüttelte ihm die Hand wie einem gern gesehenen Gast und blieb dann, etwas unbeholfen, aber offensichtlich in bester Absicht, noch ein wenig stehen, machte eine Bemerkung über das Wetter und zog sich erst dann nach oben in sein Zimmer zurück. Bei jedem anderen hätte man ein solches Verhalten für ganz normal gehalten, für das von der Höflichkeit geforderte Minimum, aber in O'Fallons Fall war es völlig verwirrend, und Hector betrachtete es mit Misstrauen. Zu viel stand auf dem Spiel, als dass er sich von einem höflichen Lächeln und netten Worten einwickeln lassen durfte, und je länger diese unechte Freundlichkeit anhielt, desto mehr steigerten sich Hectors Befürchtungen. Mitte Februar war ihm klar, dass seine Tage in Spokane gezählt waren. Man

wollte ihm eine Falle stellen, und er musste jederzeit darauf gefasst sein, die Stadt zu verlassen, in die Nacht davonzulaufen und sein Gesicht für immer vor ihnen zu verbergen.

Und dann geschah etwas völlig Unerwartetes. Als Hector sich bereits seine Abschiedsrede für Nora zurechtgelegt hatte, ging O'Fallon eines Nachmittags im Hinterzimmer des Ladens auf ihn zu und fragte, ob er an einer Lohnerhöhung interessiert sei. Goines habe gekündigt, sagte er. Der Buchhalter gehe nach Seattle, um die Druckerei seines Schwagers zu übernehmen, und O'Fallon wolle die Stelle so schnell wie möglich besetzen. Er wisse, dass Hector keine Erfahrung im Handel habe, aber er habe ihn beobachtet, sagte er, er habe darauf geachtet, wie er mit der Arbeit fertig werde, und er sei überzeugt, er werde nicht lange brauchen, sich mit der neuen Aufgabe vertraut zu machen. Es kämen mehr Verantwortung und längere Arbeitszeiten auf ihn zu, aber dafür würde er auch doppelt so viel Lohn bekommen wie bisher. Ob er sich das überlegen wolle, oder könne er das sofort akzeptieren? Hector konnte sofort akzeptieren. O'Fallon schüttelte ihm die Hand, gratulierte ihm zur Beförderung und gab ihm für den Rest des Tages frei. Gerade als Hector jedoch den Laden verlassen wollte, rief O'Fallon ihn zurück. Mach die Kasse auf und nimm dir zwanzig Dollar, sagte der Boss. Dann gehst du zu Presslers Herrenschneiderei und kaufst dir einen neuen Anzug, ein paar weiße Hemden und eine Fliege. Du wirst jetzt vorne im Laden arbeiten, da musst du einen guten Eindruck machen.

Damit hatte O'Fallon das Geschäft praktisch auf Hector übertragen. Er hatte ihn zum Buchhalter ernannt, aber Tatsache war, dass Hector jetzt viel mehr war als das. Er trug

die Verantwortung für den ganzen Laden, und O'Fallon, offiziell der Inhaber seines Unternehmens, trug keine mehr. Red verbrachte zu wenig Zeit im Geschäft, um sich mit belanglosen Kleinigkeiten abzugeben, und als er einmal begriffen hatte, dass dieser forsche ausländische Emporkömmling die Pflichten seines neuen Postens zu erfüllen wusste, kam er so gut wie gar nicht mehr. Er war des Ladens so überdrüssig, dass er sich nicht einmal den Namen des neuen Lagergehilfen merken wollte.

Als De-facto-Geschäftsführer von Red's Sporting Goods machte Hector eine ausgezeichnete Figur. Nach dem einsamen Jahr in der Fassfabrik in Portland und der Einzelhaft in O'Fallons Lagerraum begrüßte er die Chance, wieder unter Menschen zu kommen. Der Laden war wie ein kleines Theater, und die Rolle, die man ihm zugewiesen hatte, war im Wesentlichen die gleiche, die er auch in seinen Filmen gespielt hatte: Hector als gewissenhafter Befehlsempfänger, als flotter, Fliege tragender Angestellter. Nur mit dem Unterschied, dass er jetzt Herman Loesser hieß und keine Faxen machen durfte. Keine tollpatschigen Stürze, kein Gestolper, keine albernen Verrenkungen oder Schläge auf den Kopf. Kunden überzeugen, die Geschäftsbücher führen und sportliche Betätigung preisen – das waren jetzt seine Aufgaben. Aber niemand sagte, dass er dies mit mürrischer Miene zu tun habe. Er hatte wieder ein Publikum vor sich und jede Menge Requisiten, mit denen er arbeiten konnte, und als er einmal auf den Trichter gekommen war, meldeten sich auch seine alten Schauspielerinstinkte schnell zurück. Er bezauberte die Kunden mit wortreichen Werbesprüchen, begeisterte sie mit Vorführungen im Gebrauch von Fängerhandschuhen und künstlichen Angelfliegen, gewann ihre Herzen mit seiner Bereitschaft, ihnen

fünf, zehn oder gar fünfzehn Prozent vom Listenpreis nachzulassen. 1931 saß das Geld nicht locker, aber Sport und Spiel boten eine erschwingliche Abwechslung und halfen vergessen, was man sich alles nicht leisten konnte, und der Laden lief weiterhin recht ordentlich. Jungen spielen Ball, was auch immer um sie herum vorgehen mag, und Männer hören niemals auf, Angeln auszuwerfen und wilden Tieren Kugeln in den Leib zu jagen. Und nicht zu vergessen: Trikots und Uniformen. Nicht nur für die Mannschaften der Highschools und Colleges, sondern auch für die zweihundert Mitglieder der Bowling-Liga des Rotary Clubs, die zehn Teams der Basketball-Vereinigung der Katholischen Wohlfahrt und die drei Dutzend Softball-Amateurvereine. Seit O'Fallon diesen Markt vor anderthalb Jahrzehnten erobert hatte, liefen in jeder Saison die Bestellungen ein, so exakt und regelmäßig wie die Phasen des Mondes.

Als Hector und Nora eines Dienstagabends Mitte April ihren Unterricht beendeten, wandte Nora sich ihm zu und erklärte, sie habe einen Heiratsantrag erhalten. Die Bemerkung kam wie aus dem Nichts, ohne Bezug auf irgendetwas, was davor gesagt worden war, und sekundenlang glaubte Hector, er habe sich womöglich verhört. Eine solche Mitteilung wurde gewöhnlich von einem Lächeln, vielleicht gar einem Lachen begleitet, aber Nora lächelte nicht, und sie schien auch alles andere als erfreut, ihm das sagen zu müssen. Hector fragte nach dem Namen des Glücklichen. Nora schüttelte den Kopf, sah zu Boden und fingerte nervös an ihrem blauen Baumwollkleid herum. Als sie wieder aufblickte, schimmerten Tränen in ihren Augen. Ihre Lippen bewegten sich, doch ehe sie ein Wort herausbekam, stand sie jählings auf, nahm die Hand vor den Mund und stürzte aus dem Wohnzimmer.

Sie war weg, ehe er zur Besinnung kam. Er hatte nicht einmal Zeit, ihr nachzurufen, und als er Nora die Treppe hinauflaufen und die Tür ihres Zimmers zuschlagen hörte, war ihm klar, dass sie an diesem Abend nicht mehr herunterkommen würde. Der Unterricht war vorbei. Ich sollte jetzt gehen, sagte er sich, aber Minuten später hatte er sich noch immer nicht von der Couch erhoben. Und dann tauchte O'Fallon auf. Es war kurz nach neun, und Red war in seinem gewöhnlichen abendlichen Zustand, aber nicht so benebelt, dass er nicht noch das Gleichgewicht halten konnte. Er fixierte Hector und starrte seinen Buchhalter endlos lange an, musterte ihn von oben bis unten, und dabei verzog sich seine Unterlippe ganz langsam zu einem schiefen Lächeln. Hector war sich unschlüssig, ob dieses Lächeln Mitleid oder Spott bedeutete. Es schien beides zu beinhalten, bekundete eine Art von mitfühlender Geringschätzung, falls es so etwas geben konnte, und Hector sah darin ein beunruhigendes Zeichen irgendeiner nagenden Feindseligkeit, die O'Fallon monatelang unterdrückt haben mochte. Schließlich stand Hector auf und fragte: Stimmt es, dass Nora heiratet? Der Boss stieß ein kurzes, sarkastisches Lachen aus. Wie zum Teufel soll ich das wissen?, sagte er. Fragen Sie sie doch selbst! Er schickte seinem Lachen noch ein Knurren hinterher, drehte sich um und ging aus dem Zimmer.

Zwei Abende später entschuldigte sich Nora für ihren Ausbruch. Jetzt gehe es ihr wieder besser, sagte sie, die Krise sei überstanden. Sie habe den Bewerber abgelehnt, die Sache sei erledigt. Aus und vorbei, kein Grund mehr zur Sorge. Albert Sweeney sei ein guter Mensch, aber eigentlich noch ein Junge, und sie habe es satt, sich mit Jungen abzugeben, insbesondere mit reichen Jungen, die vom

Geld ihres Vaters lebten. Sollte sie jemals heiraten, dann nur einen Mann, einen richtigen Mann, der sich in der Welt zu bewegen wisse und für sich selbst sorgen könne. Hector sagte, sie könne Sweeney doch nicht vorwerfen, dass er einen reichen Vater habe. Das sei nicht seine Schuld, und überhaupt, was sei denn so schlimm daran, reich zu sein? Nichts, sagte Nora. Sie wolle ihn einfach nicht heiraten, das sei alles. Die Ehe sei etwas Endgültiges, und sie wolle ihr Jawort erst geben, wenn ihr der Richtige über den Weg laufe.

Nora war bald wieder die Alte, aber Hectors Verhältnis zu O'Fallon schien in eine neue, beunruhigende Phase eingetreten zu sein. Der Wendepunkt war die Szene im Wohnzimmer gewesen, der lange, abschätzende Blick und das kurze, höhnische Lachen: Seit diesem Abend hatte Hector wieder das Gefühl, unter Beobachtung zu stehen. Wenn O'Fallon jetzt in den Laden kam, kümmerte er sich weder um die Abwicklung der Geschäfte noch um die Kundschaft. Statt, wenn einmal Hochbetrieb herrschte, mit anzupacken oder an der Kasse auszuhelfen, pflanzte er sich auf einen Stuhl neben der Vitrine mit den Tennisschlägern und Golfhandschuhen, las seelenruhig die Morgenzeitungen und sah nur gelegentlich auf, um mit diesem sarkastischen Lächeln auf der Unterlippe umherzublicken. Es war, als betrachte er seinen Gehilfen als drolliges Schoßhündchen oder Aufziehpuppe. Hector brachte ihm gutes Geld in die Kasse, arbeitete zehn, elf Stunden am Tag, sodass O'Fallon praktisch wie ein Ruheständler leben konnte, doch all diese Anstrengungen schienen ihn nur misstrauischer, überheblicher zu machen. So argwöhnisch Hector das beobachtete, er ließ sich nichts davon anmerken. Auch gut, wenn man für einen übereifrigen Trottel gehalten wird, dachte

er; vielleicht wäre es gar nicht schlecht, wenn er anfangen würde, dich Muchacho oder Señor zu nennen, und wenn er auftaucht, solltest du immer darauf achten, mit dem Rücken zur Wand zu stehen.

Aber als er dich eines schönen Sonntagmorgens Anfang Mai in seinen Country Club auf eine Partie Golf eingeladen hat, hast du nicht Nein gesagt. Und du hast auch nicht abgelehnt, als er dir im Bluebell Inn ein Mittagessen spendieren wollte, nicht einmal, sondern zweimal in einer einzigen Woche; und beide Male hat er darauf bestanden, dass du das teuerste Gericht auf der Karte nahmst. Solange er dein Geheimnis nicht kannte, solange er nicht argwöhnte, was dich nach Spokane verschlagen hat, hast du den Druck seiner ständigen Wachsamkeit aushaken können. Du hast seine Nähe genau deshalb ertragen, weil sie dir unerträglich war, weil du Mitleid mit dem Wrack hattest, das er geworden ist, weil du jedes Mal wenn du diese zynische Verzweiflung in seiner Stimme hörtest, gewusst hast, du selbst warst daran mitbeteiligt, ihn in diese Verzweiflung zu stürzen.

Ihr zweites Mittagessen im Bluebell Inn fand an einem Mittwoch Ende Mai statt. Wäre Hector auf das, was dort geschehen sollte, vorbereitet gewesen, hätte er wahrscheinlich anders reagiert, aber nach fünfundzwanzig Minuten zusammenhanglosen Geredes traf ihn O'Fallons Frage völlig überraschend. Als Hector am Abend in seine Pension am anderen Ende der Stadt zurückkehrte, schrieb er in sein Tagebuch, das Universum habe für ihn in einem einzigen Augenblick seine Gestalt verändert. *Ich habe nichts bemerkt. Ich habe alles missverstanden. Die Erde ist der Himmel, die Sonne ist der Mond, die Flüsse sind Berge. Ich habe die falsche Welt beobachtet.* Und dann – die Ereignisse des Nach-

mittags waren ihm noch frisch in Erinnerung – schrieb er sein Gespräch mit O'Fallon Wort für Wort auf:

Also, Loesser, fragte ihn O'Fallon plötzlich, erzählen Sie mir von Ihren Absichten.

Das verstehe ich jetzt nicht, antwortete Hector. Vor mir liegt ein hübsches Steak, und ich habe die Absicht, es aufzuessen. Zielt Ihre Frage darauf ab?

Sie sind ein schlauer Bursche, Chico. Sie wissen genau, was ich meine.

Ich bitte um Verzeihung, Sir, aber Ihre Frage nach meinen Absichten verwirrt mich. Ich kapiere das nicht.

Langfristige Absichten.

Ah, ja, verstehe. Sie beziehen sich auf die Zukunft, auf meine Pläne für die Zukunft. Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen sagen, dass ich ausschließlich die Absicht habe, so weiterzumachen wie bisher. Für Sie zu arbeiten. Mein Bestes für das Geschäft zu geben.

Und sonst?

Sonst nichts, Mr. O'Fallon. Ganz ehrlich. Sie haben mir eine großartige Gelegenheit gegeben, und die gedenke ich zu nutzen.

Und was glauben Sie, wer mich dazu überredet hat, Ihnen diese Gelegenheit zu geben?

Das weiß ich nicht. Ich habe immer gedacht, das sei Ihre Entscheidung gewesen, Sie hätten mir diese Chance gegeben.

Nein, es war Nora.

Miss O'Fallon? Das hat sie mir nie erzählt. Ich hatte keine Ahnung, dass sie dahintersteckt. Ich schulde ihr bereits so viel, und jetzt stehe ich offenbar noch tiefer in ihrer Schuld. Das macht mich sehr verlegen, was Sie mir da sagen.

Macht es Ihnen Spaß, sie leiden zu sehen?

Miss Nora? Leiden? Warum sollte sie denn leiden? Sie ist ein bemerkenswertes, temperamentvolles Mädchen, jedermann bewundert sie. Ich weiß, familiäre Sorgen belasten ihr Herz – und das Ihre auch, Sir –, doch abgesehen von den Tränen, die sie gelegentlich um ihre abwesende Schwester vergießt, habe ich sie stets nur in heiterster Stimmung erlebt.

Sie ist stark. Sie überspielt ihren Schmerz.

Es betrübt mich, das zu hören.

Albert Sweeney hat vorigen Monat um ihre Hand angehalten, und sie hat ihn abgewiesen. Was glauben Sie, warum sie das getan hat? Der Vater des Jungen ist Hiram Sweeney, der Senator dieses Bundesstaats, der mächtigste Republikaner in diesem County. Sie hätte die nächsten fünfzig Jahre in Saus und Braus leben können, und sie hat nein gesagt. Was glauben Sie, warum, Loesser?

Sie hat mir gesagt, dass sie ihn nicht liebt.

Richtig. Weil sie jemand anderen liebt. Und was glauben Sie, wer dieser andere ist?

Diese Frage kann ich unmöglich beantworten. Miss Noras Gefühle sind mir vollkommen unbekannt, Sir.

Sie sind doch nicht etwa schwul, Herman?

Wie bitte, Sir?

Schwul. Ein Homo.

Selbstverständlich nicht.

Warum unternehmen Sie dann nichts?

Sie sprechen in Rätseln, Mr. O'Fallon. Ich verstehe Sie nicht.

Ich kann nicht mehr, Herman. Es gibt nur noch eins, wofür ich lebe, und wenn diese eine Sache endlich erledigt ist, will ich in Ruhe abkratzen. Wenn Sie mir dabei helfen,

bin ich bereit, ein Geschäft mit Ihnen zu machen. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, Amigo, und alles gehört Ihnen. Der Laden, das Geschäft, alles.

Sie wollen mir Ihr Geschäft zum Kauf anbieten? Ich habe kein Geld. Ich bin nicht in der Lage, mich auf derlei einzulassen.

Vorigen Sommer kommen Sie in den Laden geschlichen und bitten um Arbeit, und jetzt haben Sie sich ganz nach oben gearbeitet. Sie machen das gut, Loesser. Nora hat Sie richtig beurteilt, und ich werde mich ihr nicht in den Weg stellen. Ich stelle mich keinem mehr in den Weg. Was sie will, soll sie auch haben.

Warum fangen Sie dauernd von Miss Nora an? Ich denke, Sie wollen mir einen geschäftlichen Vorschlag machen.

Tu ich doch. Aber nur, wenn Sie mir in dieser einen Sache nachgeben. Ich bitte Sie ja nicht um etwas, das Sie nicht selber wollen. Ich sehe doch die Blicke, die ihr beide wechselt. Sie müssen nur endlich mal den ersten Schritt tun.

Wovon reden Sie, Mr. O'Fallon?

Das können Sie sich selbst ausrechnen.

Nein, wirklich, Sir. Das kann ich nicht.

Nora, Sie Dummkopf. Sie ist in Sie verliebt.

Aber ich bin doch nichts, ein Niemand. Nora kann mich nicht lieben.

Das denken Sie vielleicht, und ich vielleicht, aber da irren wir uns eben. Dem Mädchen bricht das Herz, und mich soll der Teufel holen, wenn ich weiter tatenlos zusehe, wie sie leidet. Ich habe schon zwei Kinder verloren, und das soll mir nicht noch einmal passieren.

Aber ich darf Nora nicht heiraten. Ich bin Jude, und so etwas ist uns nicht erlaubt.

Was für eine Art von Jude?

Ein Jude eben. Es gibt nur eine Art von Juden.

Glauben Sie an Gott?

Was macht das schon? Ich bin anders als Sie. Ich komme aus einer anderen Welt.

Beantworten Sie meine Frage. Glauben Sie an Gott?

Nein, tu ich nicht. Ich glaube, dass der Mensch das Maß aller Dinge ist. Im Guten und im Schlechten.

Dann haben wir die gleiche Religion. Wir sind uns sehr ähnlich, Loesser. Nur mit dem Unterschied, dass Sie besser mit Geld umgehen können als ich. Und das heißt, Sie werden für sie sorgen können. Mehr will ich nicht. Sorgen Sie für Nora, dann kann ich in Frieden sterben.

Sie bringen mich in eine schwierige Lage, Sir.

Sie wissen nicht, was schwierig ist, Hombre. Sie machen ihr bis Ende des Monats einen Heiratsantrag, oder ich schmeiße Sie raus. Kapiert? Ich schmeiße Sie raus, und dann jage ich Sie eigenhändig aus dieser gottverdammten Stadt.

HECTOR ersparte ihm die Mühe. Vier Stunden nach dem Gespräch im Bluebell Inn schloss er den Laden zum letzten Mal hinter sich ab, kehrte dann in die Pension zurück und packte seine Sachen. Irgendwann an diesem Abend lieh er sich von seiner Vermieterin eine Schreibmaschine und tippte einen Brief an Nora, den er mit H. L. unterzeichnete. Er konnte es nicht riskieren, ihr eine Handschriftenprobe zu hinterlassen, aber er konnte auch nicht davonlaufen, ohne ihr eine Erklärung zu geben, ohne

eine Geschichte zu erfinden, die sein plötzliches, rätselhaftes Verschwinden rechtfertigte.

Er erzählte ihr, dass er verheiratet sei. Das war die dickste Lüge, die er sich denken konnte, aber auf lange Sicht war es weniger grausam als eine schroffe, offene Abweisung. Seine Frau sei in New York erkrankt, und er müsse sofort dorthin und sich um sie kümmern. Nora würde natürlich der Schlag treffen, aber wenn sie einmal begriffen hätte, dass es für sie beide nie eine Hoffnung gegeben hatte, dass Hector von Anfang an nicht zu haben gewesen war, würde sie sich von ihrer Enttäuschung erholen können, ohne dauerhafte Narben zurückzubehalten. O'Fallon würde das Märchen wahrscheinlich durchschauen, aber selbst wenn der Alte der Wahrheit auf die Spur kommen sollte, war zu bezweifeln, dass er Nora etwas davon sagen würde. Ihm lag daran, die Gefühle seiner Tochter zu beschützen, und warum sollte es ihn stören, dass dieser lästige Niemand, der sich ihre Zuneigung erschlichen hatte, plötzlich nicht mehr da war? Er wäre froh, Hector los zu sein, und wenn sich der Staub gelegt hätte, würde der junge Sweeney ganz allmählich wieder in der Vordergrund rücken, und Nora würde wieder Vernunft annehmen. Hector dankte ihr in seinem Brief für die vielen Gefälligkeiten, die sie ihm erwiesen hatte. Er werde sie niemals vergessen, schrieb er. Sie sei ein leuchtendes Beispiel, eine Frau, wie sie besser nicht sein könne, und sie für die kurze Zeit kennen zu lernen, die er in Spokane gewesen sei, habe sein Leben für immer verändert. Alles wahr, und doch falsch. Jeder Satz eine Lüge, und doch jedes Wort mit Überzeugung hingeschrieben. Er wartete bis drei Uhr morgens, dann ging er zu ihrem Haus und schob den Brief unter die Tür – genau wie ihre tote Schwester Brigid ihm bei einer ähnlichen Gele-

genheit vor zweieinhalb Jahren einen Brief unter die Tür geschoben hatte.

AM nächsten Tag versuchte er sich in Montana umzubringen, sagte Alma, und drei Tage danach versuchte er es in Chicago noch einmal. Beim ersten Mal schob er sich den Revolver in den Mund; beim zweiten Mal drückte er sich die Mündung ans linke Auge, konnte sich dann aber doch nicht überwinden. Er hatte sich ein Zimmer in einem Hotel in South Wabash am Rand von Chinatown genommen, und nach dem zweiten gescheiterten Versuch ging er in den schwülen Juniabend hinaus, um sich irgendwo zu betrinken. Er glaubte, er müsse sich nur genug Alkohol hineinschütten, dann fände er irgendwann im Lauf der Nacht den Mut, in den Fluss zu springen und sich zu ertränken. So war es jedenfalls geplant, aber kaum hatte er eine Kneipe angesteuert, stieß er auf etwas, das besser war als der Tod, besser als die simple Verdammnis, die er erstrebt hatte. Ihr Name war Sylvia Meers, und von ihr lernte Hector, dass er sich weiter töten konnte, ohne selbst Hand anlegen zu müssen. Sie brachte ihm bei, sein eigenes Blut zu trinken, sie unterwies ihn in der Kunst, sein eigenes Herz zu verschlingen.

Er begegnete ihr in einer Ginkneipe in der Rush Street, am Tresen, als er gerade das zweite Glas bestellen wollte. Eine Schönheit war sie nicht, aber der Preis, den sie nannte, war so gering, dass Hector ohne weiteres einwilligte. Morgen früh wäre er ohnehin längst tot, und was wäre angemessener, als die letzten Stunden auf der Erde mit einer Hure zu verbringen?

Sie führte ihn über die Straße ins White House Hotel, und als sie die Sache auf dem Bett hinter sich gebracht hatten, fragte sie ihn, ob er Lust habe, es noch einmal zu versuchen. Hector lehnte ab, er sagte, für eine zweite Nummer habe er kein Geld mehr, aber als sie erklärte, das koste nichts extra, sagte er achselzuckend: Na schön, und bestieg sie ein zweites Mal. Die Zugabe endete bald mit einer zweiten Ejakulation, und Sylvia Meers lächelte. Sie gratulierte Hector zu seiner Leistung, und dann fragte sie, ob er das Zeug habe, es noch einmal zu tun. Nicht sofort, sagte Hector, aber wenn sie ihm eine halbe Stunde Zeit lassen könne, wäre es wahrscheinlich kein Problem. Das reiche ihr nicht, sagte sie. Wenn er es in zwanzig Minuten schaffe, würde sie ihn nochmal ranlassen, aber er müsse in zehn Minuten wieder steif sein. Sie sah auf die Uhr auf dem Nachttisch. In genau zehn Minuten, sagte sie, als der Sekundenzeiger über die Zwölf ging. Abgemacht? Zehn Minuten, bis er wieder bereit sei, und dann noch einmal zehn Minuten bis zum Höhepunkt. *Falls* er jedoch unterwegs schlappmachen sollte, würde er für das letzte Mal bezahlen müssen. Zur Strafe. Drei Nummern zum Preis von einer, und wenn er versage, müsse er für jede einzelne blechen. Also? Ob er jetzt gehen wolle? Oder traue er sich zu, den Druck auszuhalten?

Wenn sie bei dieser Frage nicht gelächelt hätte, würde Hector sie für verrückt gehalten haben. Huren stellten ihre Dienste nicht gratis zur Verfügung, und sie pflegten die Männlichkeit ihrer Kunden nicht herauszufordern. So etwas taten höchstens Peitschenladys und heimliche Männerhasserinnen, Frauen, deren Gewerbe es war, Seelenschmerz und bizarre Demütigungen zu verabreichen; Meers hingegen kam ihm eher wie ein leicht verschlamptes, exaltiertes Mädchen vor, und wie es aussah, verspotte-

te sie ihn nicht, sondern versuchte ihn zu einem Spielchen zu überreden. Nein, eigentlich nicht zu einem Spiel, sondern zu einem Experiment, einer wissenschaftlichen Untersuchung des Stehvermögens seines schon zweimal erschöpften Gliedes. Können die Toten auferstehen, schien sie ihn zu fragen, und wenn ja, wie oft? Raten war nicht erlaubt. Wenn das Experiment schlüssige Resultate erbringen sollte, musste es unter strengsten Laborbedingungen durchgeführt werden.

Hector erwiderte ihr Lächeln. Meers räkelte sich auf dem Bett, eine Zigarette in der Hand – selbstbewusst, lässig, vollkommen entspannt in ihrer Nacktheit. Was für sie dabei herausspringe?, wollte Hector wissen. Geld, sagte sie. Viel Geld. Guter Witz, sagte Hector. Sie biete es ihm für nichts an, und im selben Atemzug rede sie davon, reich zu werden. Das komme ihm reichlich dumm vor. Nicht dumm, sagte sie, sondern klug. Das Geld liege auf der Straße, und wenn er es schaffe, in neun Minuten wieder hochzukommen, könnten sie beide es zusammen aufsammeln.

Sie machte die Zigarette aus und begann ihren Körper zu streicheln, rieb sich die Brüste und fuhr sich mit den Handflächen über den Bauch, strich mit den Fingerspitzen über die Innenseiten ihrer Schenkel und schob sie in ihr Schamhaar, berührte ihre Vulva und ihre Klitoris und spreizte sich für ihn, öffnete den Mund und ließ die Zunge über die Lippen gleiten. Hector war nicht immun gegen diese klassischen Reize. Langsam, aber stetig erhob sich der Tote aus seinem Grab, und als Meers das merkte, ließ sie ein leises laszives Stöhnen hören, ein lang gezogenes Summen, das Beifall und Ermutigung zugleich auszudrücken schien. Lazarus atmete wieder. Sie wälzte sich auf den Bauch, flüsterte Obszönitäten und keuchte in geheuchelter Erre-

gung; dann reckte sie ihren Arsch in die Luft und sagte, er solle reinkommen. Hector war noch nicht ganz so weit, doch als er seinen Penis an die scharlachroten Falten ihrer Schamlippen presste, wurde er steif genug, um in sie einzudringen. Am Ende kam nicht viel heraus, aber immerhin, außer Schweiß vergoss er doch noch ein paar Tropfen, als Beweismaterial allemal genug, und als er sich schließlich von ihr löste und aufs Bett sank, drehte sie sich zu ihm um und küsste ihn auf den Mund. Siebzehn Minuten, sagte sie. Er habe es in weniger als einer Stunde dreimal geschafft, und genau so einen habe sie gesucht. Wenn er einsteigen wolle, sei sie bereit, ihn zu ihrem Partner zu machen.

Hector hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Sie erklärte es ihm, und als er immer noch nicht begriff, was sie ihm zu sagen versuchte, erklärte sie es noch einmal. Es gebe Männer, sagte sie, reiche Männer in Chicago, reiche Männer im ganzen mittleren Westen, die gutes Geld zahlten, wenn sie Leuten beim Ficken zusehen dürften. Ach, sagte Hector, du meinst Herrenfilme, Pornos. Nein, antwortete Meers, nicht dieses Pseudozeug. Livevorstellungen. Echtes Ficken vor echten Leuten.

Sie habe das eine Zeit lang gemacht, sagte sie, aber vorigen Monat sei ihr Partner bei einem mies geplanten Einbruch verhaftet worden. Der arme Al. Er habe sowieso zu viel getrunken und sei einfach nicht davon losgekommen. Auch wenn er sich nicht selbst außer Gefecht gesetzt hätte, wäre es wahrscheinlich Zeit gewesen, sich nach einem Ersatz umzusehen. In den letzten Wochen hätten drei oder vier Kandidaten den Test bestanden, aber keiner dieser Männer könne Hector das Wasser reichen. Außerdem gefalle ihr sein Körper, sagte sie, sein Schwanz fühle sich gut an, und sie finde, er habe ein ungeheuer hübsches Gesicht.

Nein, nein, sagte Hector. Sein Gesicht werde er niemals zeigen. Wenn er wirklich mit ihr arbeiten solle, dann nur mit Maske.

Das hatte nichts mit Schamhaftigkeit zu tun. Seine Filme waren in Chicago recht beliebt gewesen, und er konnte nicht riskieren, erkannt zu werden. Seinen Teil der Abmachung zu erfüllen wäre schon schwierig genug, aber ganz unmöglich schien es ihm, dies im Zustand der Angst zu tun, wenn er sich bei jedem Auftritt Sorgen machen musste, dass jemand ihn mit seinem Namen ansprechen könnte. Das sei die einzige Bedingung, sagte er. Wenn er sein Gesicht verbergen dürfe, sei er dabei.

Meers fand das rätselhaft. Seinen Schwanz wolle er aller Welt zeigen, und dann solle niemand sehen, wer er sei? Wenn sie ein Mann wäre, sagte sie, wäre sie stolz darauf, so ein Ding zu haben wie er. Dann sollten alle wissen, dass das ihr gehöre.

Aber die Leute kämen doch nicht, um ihn zu sehen, sagte Hector. Sie sei der Star, und je weniger sich das Publikum mit ihm beschäftige, desto schärfer würden ihre Vorstellungen werden. Mit einer Maske vor dem Gesicht hätte er keine Persönlichkeit, nichts Individuelles, nichts, was die Phantasie der Männer stören könne, die ihnen zusähen. Die wollten nicht sehen, dass er es mit ihr treibe, sagte er, die wollten sich ausmalen, dass sie selbst es mit ihr trieben. Anonym werde er zu einem Motor männlichen Verlangens, zum Stellvertreter jedes Mannes im Publikum. Der geile Bock, der von der unersättlichen Mösenkönigin nie genug kriegen könne. Er stehe für jeden Einzelnen im Publikum. Sie aber sei stets einzigartig, sagte er, immer nur die eine Frau, und ihr Name sei Sylvia Meers.

Meers ließ sich überzeugen. Es war ihre erste Lektion

in der Taktik des Showbusiness, und auch wenn sie Hector nicht hundertprozentig verstand, hörten sich seine Erklärungen doch gut an, und es gefiel ihr, dass sie der Star sein sollte. Als er sie Mösenkönigin nannte, lachte sie laut auf. Woher er denn solche Ausdrücke habe?, fragte sie. Sie kenne keinen, der etwas so Schmutziges so schön sagen könne.

Schmutz hat auch seine Reize, sagte Hector, sie mit Bedacht zurechtweisend. Wer kann einem Mann, der schon mit einem Bein im Grab steht, besser Gesellschaft leisten als eine heißblütige Frau? So stirbt er langsamer, und so lange sein Fleisch mit ihrem Fleisch verbunden ist, kann er vom Geruch seiner eigenen Fäulnis leben.

Wieder lachte Meers, ohne zu verstehen, was er meinte. Für sie klang das wie Bibelsprüche, wie die Reden von Priestern und Straßenpredigern, aber Hector deklamierte sein kleines Gedicht von Tod und Verfall mit so ruhiger Stimme, mit einem so freundlichen Lächeln auf den Lippen, dass sie glaubte, er rede im Scherz. Sie kam überhaupt nicht darauf, dass er ihr soeben seine intimsten Geheimnisse offenbart hatte, dass sie einen Mann vor sich sah, der vier Stunden zuvor auf dem Bett seines Hotelzimmers gesessen und sich zum zweiten Mal in dieser Woche einen geladenen Revolver an den Kopf gedrückt hatte. Hector war erleichtert. Er bemerkte ihren verständnislosen Blick und freute sich, an eine so dumme, unbedarfte Nutte geraten zu sein. Ganz gleich, wie viel Zeit er mit ihr verbringen würde, er wusste, dass er, wenn sie zusammen waren, immer allein sein würde.

Meers war Anfang zwanzig, eine Farmerstochter aus South Dakota; mit sechzehn war sie von zu Hause fortgelaufen und ein Jahr später in Chicago gelandet, wo sie in

dem Monat, als Lindbergh den Atlantik überquerte, zum ersten Mal auf den Strich gegangen war. Sie hatte nichts Anziehendes, nichts, was sie in diesem Augenblick von tausend anderen Huren in tausend anderen Hotelzimmern unterschieden hätte. Eine Wasserstoffblondine mit rundem Gesicht, glanzlosen grauen Augen und Spuren von Aknenarben auf den Wangen, hielt sie sich mit einer gewissen liederlichen Bravour, hatte aber so gar nichts Bezauberndes, keinen Charme, der das Interesse an ihr über längere Zeit wach halten konnte. Ihr Hals war im Verhältnis zum Körper zu kurz, ihre kleinen Brüste hingen ein wenig, und um Hüften und Hintern hatten sich bereits Fettpölsterchen entwickelt. Während sie über die Aufteilung der Einnahmen verhandelten (sechzig zu vierzig, was Hector mehr als großzügig fand), wandte er sich plötzlich ab, denn er spürte, er würde doch noch einen Rückzieher machen, wenn er sie weiter ansähe. Was ist los, Herm, fragte sie, geht's dir nicht gut? Doch, doch, sagte Hector, ohne den Blick von einem Riss in der Wand ihm gegenüber abzuwenden. Ich habe mich in meinem Leben noch nie so gut gefühlt. Ich bin so glücklich, ich könnte das Fenster aufreißen und wie ein Irrer auf die Straße hinunterschreien. So gut fühle ich mich, Baby. Ich bin völlig von Sinnen, von Sinnen vor Freude.

SECHS Tage später gaben Hector und Sylvia ihre erste öffentliche Vorstellung. Nach Almas Berechnung haben sie zwischen diesem ersten Auftritt Anfang Juni und ihrer letzten Show Mitte Dezember siebenundvierzigmal

auf der Bühne agiert. Meist arbeiteten sie in Chicago und Umgebung, aber sie wurden auch für entferntere Städte wie Minneapolis, Detroit und Cleveland gebucht. Veranstaltungsorte waren Nachtclubs und Hotelsuiten, Lagerhallen und Bordelle, Bürogebäude und Privathäuser. Ihren größten Auftritt hatten sie vor ungefähr hundert Zuschauern (auf einer Bruderschaftsparty in Normal, Illinois), ihren kleinsten vor einem einzigen (der sie dann noch weitere zehnmal kommen ließ). Die Art der Darbietung richtete sich nach den jeweiligen Wünschen der Kundschaft. Manchmal führten Hector und Sylvia kleine Theaterstücke mit Kostümen und Dialogen auf, manchmal kamen sie einfach nackt herein und vögelten wortlos. Die Aufführungen basierten auf ganz banalen erotischen Tagträumen und funktionierten am besten vor kleinen bis mittelgroßen Zuschauerzahlen. Am beliebtesten war die Krankenschwester-Patient-Nummer. Die Leute sahen es offenbar gern, wenn Sylvia ihren gestärkten weißen Kittel auszog, und applaudierten immer, wenn sie anfing, Hector aus den Mullbinden zu wickeln. Auf dem Programm standen auch der Beichtstuhl-Skandal (der damit endete, dass der Priester die Nonne vergewaltigte) und die kompliziertere Geschichte der beiden Freidenker, die sich im vorrevolutionären Frankreich auf einem Maskenball begegnen. Die Zuschauer waren fast ausschließlich Männer. Auf den größeren Veranstaltungen (Junggesellenpartys, Geburtstagsfeiern) ging es gewöhnlich eher lautstark zu, während die kleineren Gruppen sich meist vollkommen still verhielten. Bankiers und Rechtsanwälte, Geschäftsleute und Politiker, Sportler, Börsenmakler und reiche Müßiggänger: Sie alle schauten ihnen gebannt zu. Nicht selten knöpften mindestens zwei oder drei von ihnen ihre Hosen auf und began-

nen zu masturbieren. Ein Ehepaar aus Fort Wayne, Indiana, das sich das Duo für eine Privatvorstellung nach Hause bestellt hatte, ging so weit, sich während der Nummer zu entkleiden und es selbst miteinander zu treiben. Meers hatte Recht gehabt, stellte Hector fest. Wer sich traute, den Leuten zu geben, was sie wollten, konnte gutes Geld damit verdienen.

Er mietete ein kleines Apartment an der North Side, und von jedem Dollar, den er einnahm, spendete er fünfundsiebzig Cent für gute Zwecke. Er steckte Zehn- und Zwanzigdollarscheine in den Opferstock der Kirche Saint Anthony's, schickte anonyme Spenden an die Congregation B'nai Avraham und verteilte ungezählte Münzen an die blinden und verkrüppelten Bettler in den Straßen seines Wohnviertels. Siebenundvierzig Aufführungen, das waren im Durchschnitt knapp zwei pro Woche. Also blieben fünf freie Tage, die Hector meist allein in seinem Zimmer mit Lesen verbrachte. Seine Welt war gespalten, sagte Alma, Körper und Geist sprachen nicht mehr miteinander. Er war Exhibitionist und Einsiedler, rasender Wüstling und einsamer Mönch, und wenn es ihm gelang, diese inneren Widersprüche so lange zu überleben, dann nur, weil er seinen Geist willentlich ausschaltete. Kein Ringen mehr um anständiges Betragen, kein geheuchelter Glaube mehr an die Tugend der Selbstverleugnung. Jetzt hatte sein Körper das Kommando, und je weniger er darüber nachdachte, was sein Körper tat, mit desto mehr Erfolg konnte er es tun. Alma bemerkte, dass er in dieser Phase aufgehört habe, Tagebuch zu führen. Die einzigen Einträge waren trockene kurze Notizen, in denen Zeiten und Orte seiner Auftritte mit Sylvia verzeichnet waren – anderthalb Seiten in sechs Monaten. Sie hielt das für ein Zeichen, dass er Angst davor

hatte, sich selbst zu betrachten, dass er sich verhielt wie jemand, der alle Spiegel in seinem Haus verhängt hat.

Schwierigkeiten hatte er nur beim ersten Mal, das heißt kurz vor dem ersten Mal, als er noch nicht wusste, ob er diesem Job überhaupt gewachsen war. Zum Glück fand der erste Auftritt, den Sylvia gebucht hatte, vor nur einem Zuschauer statt. Das machte die Sache irgendwie erträglich – gewissermaßen privat vor die Öffentlichkeit treten, nur von einem einzigen Augenpaar beobachtet, und nicht von zwanzig, fünfzig oder hundert. In diesem Fall gehörten die Augen Archibald Pierson, einem siebzigjährigen pensionierten Richter, der allein in einem dreigeschossigen Tudor-Haus in Highland Park lebte. Dort war Sylvia schon einmal mit Al gewesen, und als sie und Hector am festgesetzten Abend in ein Taxi stiegen und zu ihrem Ziel in der Vorstadt fuhren, wies sie ihn darauf hin, dass sie wahrscheinlich zweimal, vielleicht sogar dreimal hintereinander ranmüssten. Der Spinner sei verrückt nach ihr, sagte sie. Er rufe schon seit Wochen an und frage immer wieder, wann sie endlich wieder zu ihm käme, und so habe sie den Preis allmählich auf zweihundertfünfzig Dollar pro Nummer hochgeschraubt, doppelt so viel wie beim letzten Mal. Wenn's um Knete geht, bin ich auf Draht, erklärte sie stolz. Der Trottel könnte eine Goldgrube für uns werden, wenn wir's ihm richtig besorgen.

Pierson erwies sich als schüchterner, nervöser alter Mann – er war dünn wie ein Zwirnsfaden, hatte dichtes, ordentlich gekämmtes weißes Haar und riesengroße blaue Augen. Er trug eigens zu diesem Anlass eine Smokingjacke aus grünem Samt, und als er Hector und Sylvia ins Wohnzimmer führte, räusperte er sich ständig und strich sich die Jacke glatt, als ob er sich in diesem geckenhaften Aufzug nicht

wohl fühlte. Er bot ihnen Zigaretten an, er bot ihnen Getränke an (beides lehnten sie ab) und erklärte schließlich, er gedenke, zu ihrer Vorstellung eine Grammophonaufnahme des Streichsextetts Nummer l in h-Moll von Brahms abzuspielen. Sylvia kicherte, als sie das Wort *Sextett* hörte; sie schien nicht zu wissen, dass es sich auf die Zahl der Instrumente dieses Stücks bezog, aber der Richter schwieg dazu. Dann machte er Hector ein Kompliment zu seiner Maske – die er sich, bevor er ins Haus trat, vors Gesicht gesetzt hatte – und sagte, er finde das faszinierend, eine raffinierte Idee. Ich glaube, das wird mir gefallen, sagte er. Ich beglückwünsche Sie zur Wahl Ihres Partners, Sylvia. Der hier ist unendlich viel schneidiger als Al.

Der Richter hatte es gern einfach. Er wollte keine aufreizenden Kostüme, schwülen Dialoge oder künstlich aufgepeppte Darstellungen. Nein, er wolle nur ihre Körper betrachten, sagte er, und nach dem einleitenden Gespräch schickte er sie in die Küche, wo sie sich entkleiden sollten. Als sie gegangen waren, legte er Musik auf, machte das Licht aus und zündete an einem halben Dutzend Stellen im Raum Kerzen an. Es war Theater ohne Theatralik, eine ungeschminkte Inszenierung des Lebens selbst. Hector und Sylvia sollten nackt das Zimmer betreten und dann auf dem Perser zur Sache kommen. Und das war auch schon alles. Hector solle es mit Sylvia treiben, und wenn er zum Höhepunkt käme, solle er sich von ihr lösen und auf ihre Brüste ejakulieren. Das sei der wesentliche Punkt, sagte der Richter. Entscheidend sei das Spritzen, und je weiter die Tropfen flögen, desto glücklicher werde es ihn machen.

Nachdem sie sich in der Küche ausgezogen hatten, trat Sylvia an Hector heran und begann ihn zu streicheln. Sie küsste ihn auf den Hals, schob die Maske beiseite und

küsste ihn aufs Gesicht, und dann wölbte sie ihre Hand um seinen schlaffen Penis und rieb ihn, bis er steif wurde. Hector war froh, dass er auf die Idee mit der Maske gekommen war. Damit fühlte er sich weniger verwundbar und empfand weniger Scham, sich vor dem alten Mann zu zeigen, aber nervös war er trotzdem, und daher nahm er es dankbar an, dass Sylvia ihn mit freundlicher Hand unterstützte und ihm half, sein Lampenfieber zu vertreiben. Sie mochte der Star sein, aber sie wusste auch, dass die Beweislast er zu tragen hatte. Im Gegensatz zu ihr konnte Hector nichts vortäuschen; er konnte nicht einfach Erregung mimen und so tun, als mache ihm das Spaß. Er musste am Ende der Vorstellung etwas abliefern, und das konnte er nur, wenn er mit dem Herzen dabei war.

Sie traten Hand in Hand ins Wohnzimmer, zwei nackte Wilde in einem Dschungel aus goldgerahmten Spiegeln und Louis-XV-Sekretären. Pierson hatte es sich bereits am hinteren Ende des Zimmers bequem gemacht: Er saß in einem riesigen Ledersessel, der ihn zu verschlingen schien und ihn noch dünner und verdorrter aussehen ließ, als er ohnehin schon war. Auf dem Grammophon rechts neben ihm drehte sich das Brahms-Sextett. Auf einem niedrigen Mahagonitisch links von ihm standen lackierte Kästchen, Jadestatuetten und andere kostbare Chinoiserien. Das Zimmer war voller Substantive und unbeweglicher Gegenstände, eine Enklave des Denkens. Nichts konnte in dieser Umgebung unpassender wirken als die Erektion, mit der Hector dort eintrat – als das Spektakel von Verben, das sich nun keine drei Meter vor dem Sessel des Richters zu entfalten begann.

Falls der alte Mann das Schauspiel genoss, war ihm zumindest äußerlich nichts davon anzumerken. Zweimal

während der Vorstellung erhob er sich und legte eine andere Platte auf, doch abgesehen von diesen kurzen, mechanischen Unterbrechungen verharrte er die ganze Zeit in derselben Haltung auf seinem Lederthron, die Beine übereinander geschlagen, die Hände im Schoß. Er berührte sich nicht, er knöpfte nicht seine Hose auf, er lächelte nicht, er gab keinen Ton von sich. Nur ganz am Ende, in dem Augenblick, als Hector sich aus Sylvia herauszog und die gewünschte Eruption hervorrief, schien ein leises, bebendes Geräusch aus des Richters Kehle zu kommen. Fast wie ein Schluchzen, dachte Hector – und dann noch einmal, kaum merklich.

Das war das erste Mal, sagte Alma, aber es gab auch das fünfte und das elfte und das achtzehnte Mal und noch sechs weitere Male. Pierson wurde ihr treuester Kunde, und immer wieder kehrten sie zu seinem Haus in Highland Park zurück, um sich auf dem Teppich zu wälzen und ihr Geld einzustreichen. Nichts machte Sylvia glücklicher als dieses Geld, erkannte Hector, und binnen zweier Monate hatte sie mit dieser Nummer so viel verdient, dass sie es nicht mehr nötig hatte, ihre Dienste im White House Hotel anzupreisen. Nicht alles wanderte in ihre eigene Tasche, aber auch nachdem sie dem Mann, den sie ihren Beschützer nannte, fünfzig Prozent abgegeben hatte, waren ihre Einnahmen noch zwei- oder dreimal so hoch wie vorher. Sylvia war eine ungebildete Landpomeranze, eine nahezu analphabetische Banausin, deren mündliche Ausdrucksweise von doppelten Verneinungen und absurden Wortverwechslungen wimmelte, aber wenn es um Geschäfte ging, bewies sie einen durchaus klaren Verstand. Sie war es, die die Engagements besorgte, die mit den Kunden verhandelte und sich um die praktischen Dinge kümmerte: Hin- und Rück-

fahrt zu den jeweiligen Auftrittsorten, Ausleihen von Kostümen, Organisieren neuer Aufträge. Mit solchen Details brauchte Hector sich nicht abzugeben. Sylvia teilte ihm telefonisch mit, wann und wo sie das nächste Mal aufzutreten hätten, und dann brauchte er nur noch darauf zu warten, dass sie ihn mit dem Taxi von seiner Wohnung abholte. Das waren die stillschweigenden Regeln, die Grenzen ihrer Beziehung. Sie arbeiteten zusammen, sie trieben es miteinander, sie verdienten gemeinsam Geld, aber sie machten sich nie die Mühe, Freunde zu werden, und bis auf die wenigen Male, wenn sie eine neue Nummer einstudieren mussten, sahen sie sich nur bei ihren Vorstellungen.

Hector fühlte sich die ganze Zeit gut bei ihr aufgehoben. Sie stellte keine Fragen, sie schnüffelte nicht in seiner Vergangenheit, und in den sechseinhalb Monaten ihrer gemeinsamen Arbeit sah er sie niemals einen Blick in irgendeine Zeitung werfen, geschweige denn, dass sie jemals über aktuelle Neuigkeiten gesprochen hätte. Einmal wagte er eine undeutliche Anspielung auf diesen Stummfilmkomiker, der vor ein paar Jahren plötzlich verschwunden sei. Wie hieß er noch gleich?, fragte er und schnippte mit den Fingern, als käme er nicht auf den Namen, aber als Sylvia nur mit ihrem typischen leeren, gleichgültigen Blick reagierte, nahm Hector an, dass ihr der Fall gar nicht bekannt war. Irgendwann jedoch musste jemand mit ihr geredet haben. Hector hat nie erfahren, wer das war, vermutete aber, es müsse Sylvias Freund gewesen sein – Biggie Lowe, ihr so genannter Beschützer, ein Kerl von zweieinhalb Zentnern, der in den Tanzbars von Chicago als Rausschmeißer angefangen hatte und jetzt als Nachtportier im White House Hotel arbeitete. Vielleicht hatte Biggie ihr den Floh ins Ohr gesetzt, ihr von schnellem Geld und idiotensicheren

Erpressungsplänen erzählt; vielleicht war Sylvia auch von selbst auf die Idee gekommen, Hector um ein paar zusätzliche Dollar zu erleichtern. So oder so, ihre Habgier gewann die Oberhand, und als Hector schließlich dahinter kam, was sie im Schilde führte, blieb ihm nur noch die Flucht.

Es geschah in Cleveland, knapp eine Woche vor Weihnachten. Sie waren mit dem Zug zu einem wohlhabenden Reifenhersteller gefahren, hatten vor drei Dutzend Männern und Frauen (die sich im Haus des Industriellen versammelt hatten, um an einer halbjährlichen Privatorgie teilzunehmen) ihre Nummer als französische Freigeister absolviert, und jetzt saßen sie im Fond der Limousine ihres Gastgebers und fuhren zum Hotel, wo sie ein paar Stunden schlafen wollten, ehe am nächsten Nachmittag ihr Zug nach Chicago ging. Soeben hatten sie für ihre Arbeit ein Rekordhonorar erhalten: eintausend Dollar für eine einzige Vorstellung von vierzig Minuten Länge. Hectors Anteil hätte vierhundert Dollar betragen sollen, doch als Sylvia das Geld des Reifenkönigs abzählte, gab sie ihrem Partner nur zweihundertfünfzig.

Das sind fünfundzwanzig Prozent, sagte Hector. Du schuldest mir noch fünfzehn.

Das sehe ich anders, erwiderte Meers. Mehr kriegst du nicht, Herm, und ich an deiner Stelle würde mich damit zufrieden geben.

Ach ja? Und bei wem oder was darf ich mich für diesen plötzlichen Wandel der Fiskalpolitik bedanken, meine liebe Sylvia?

Politik? Was soll das, Mann? Es geht um Geld. Ich hab da so Sachen mitgekriegt, und wenn ich das nicht in der ganzen Stadt rumerzählen soll, bleibt's bei den fünfundzwanzig. Keine vierzig mehr. Die Zeiten sind vorbei.

Du vögelst phantastisch, Kleine. Von Sex verstehst du mehr als jede andere Frau, die ich kenne, aber im Oberstübchen hast du gewaltige Defizite. Du willst einen neuen Vertrag aushandeln. Gut. Darüber lässt sich reden. Aber du kannst die Regeln nicht einfach ändern, ohne mich vorher zu fragen.

Okay, Mister Hollywood. Dann lass ab jetzt die Maske weg. Wenn du das tust, überleg ich's mir vielleicht nochmal.

Verstehe. Darauf willst du also hinaus.

Wer sein Gesicht nicht zeigen will, der hat ein Geheimnis, stimmt's? Und wenn ein Mädchen rausfindet, was das für ein Geheimnis ist, sind die Karten neu gemischt. Ich habe einen Vertrag mit Herm gemacht. Aber es gibt gar keinen Herm. Bloß einen Hector, und deshalb müssen wir die Sache nochmal von vorne anfangen.

VON ihm aus konnte sie die Sache so oft von vorne anfangen, wie sie wollte, aber nicht mit ihm. Als die Limousine wenige Sekunden später vor dem Hotel Cuyahoga vorfuhr, sagte Hector, sie könnten ihr Gespräch am nächsten Morgen fortsetzen. Er wolle erst einmal darüber schlafen, sagte er, ein wenig nachdenken, bevor er sich entscheide, doch würden sie bestimmt eine Lösung finden, mit der sie beide zufrieden sein könnten. Dann gab er ihr einen Handkuss, wie immer, wenn er sich nach einer Vorstellung von ihr verabschiedete – eine halb spöttische, halb ritterliche Geste, die zu ihrem üblichen Abschiedsgruß geworden war. Aus dem triumphierenden Grinsen, das sich auf Sylvias Zü-

gen ausbreitete, als er ihre Hand an seinen Mund hob, zog Hector den Schluss, dass sie nicht einmal ahnte, was sie angerichtet hatte. Sie hatte ihn nicht erpresst, ihr einen größeren Anteil des Profits zu überlassen – sie hatte ihr gemeinsames Unternehmen aufgelöst.

Er ging auf sein Zimmer im siebenten Stock, und dann stand er zwanzig Minuten lang vor dem Spiegel und presste sich den Lauf des Revolvers an die rechte Schläfe. Er war kurz davor, wirklich abzudrücken, sagte Alma, näher daran als bei den zwei früheren Malen, aber wieder fehlte ihm die letzte Entschlusskraft, und schließlich legte er die Waffe auf den Tisch und verließ das Hotel. Es war halb fünf Uhr morgens. Er ging zu Fuß zwölf Blocks nach Norden zum Greyhound-Busbahnhof und kaufte eine Fahrkarte für den nächsten Bus – beziehungsweise den übernächsten. Der um sechs Uhr fuhr nach Youngstown und anderen Städten im Osten, und der um sechs Uhr fünf ging in die entgegengesetzte Richtung. Der neunte Halt dieses Letzteren war Sandusky. Das war die Stadt, in der er nie seine Kindheit verbracht hatte, und als er sich daran erinnerte, wie schön ihm der Name einst vorgekommen war, beschloss er, dorthin zu fahren – nur um zu sehen, wie seine imaginäre Vergangenheit in Wirklichkeit aussah.

Es war der Morgen des 21. Dezember 1931. Sandusky war sechzig Meilen entfernt, und er schlief fast die ganze Zeit und wachte erst auf, als der Bus nach zweieinhalb Stunden sein Ziel erreichte. Hector hatte etwas mehr als dreihundert Dollar in der Tasche: die zweihundertfünfzig von Meers, fünfzig, die er am zwanzigsten vor der Abreise aus Chicago eingesteckt hatte, und das Wechselgeld von dem Zehner, den er für die Busfahrkarte angebrochen hatte. Er ging in den Bahnhofsimbiss und bestellte das Spe-

zialfrühstück: Schinken und Ei, Toast, Bratkartoffeln, Orangensaft und Kaffee bis zum Abwinken. Als er bei der dritten Tasse war, fragte er den Mann hinter dem Tresen, ob es in der Stadt irgendwelche Sehenswürdigkeiten gebe. Er sei nur auf der Durchreise, sagte er, und glaube kaum, dass er jemals wieder hier auftauchen werde. Sandusky ist nichts Besonderes, sagte der Mann. Bloß eine Kleinstadt, aber an Ihrer Stelle würde ich es mit Cedar Point versuchen. Da haben wir einen Vergnügungspark. Achterbahnen und Kutschfahrten, Riesenschaukeln, das Hotel Breakers, alles Mögliche. Dort hat übrigens Knute Rockne den Steilpass erfunden, falls Sie sich für Football interessieren. Im Winter ist jetzt natürlich geschlossen, aber es lohnt sich schon, sich das mal anzusehen.

Der Mann skizzierte ihm eine Wegbeschreibung auf eine Papierserviette, doch statt sich vom Bahnhof nach rechts zu wenden, ging Hector nach links. Das brachte ihn nicht zur Columbus Avenue, sondern zur Camp Street, und wie um seinen Fehler noch zu vergrößern, ging er die West Monroe Street statt nach Osten nach Westen hinunter. Erst als er die King Street erreichte, begann ihm zu dämmern, dass er sich in die falsche Richtung bewegte. Die Halbinsel war nirgendwo zu sehen, und statt Zentrifugen und Riesenrädern sah er nur eine öde Wildnis aus abgerissenen Fabrikgebäuden und leeren Lagerhäusern vor sich. Kaltes graues Wetter, bedrohlicher Schneegeruch in der Luft, das einzige Lebewesen im Umkreis von hundert Metern ein räudiger dreibeiniger Hund.

Hector machte kehrt und begann den Weg zurückzugehen, und in diesem Augenblick, sagte Alma, packte ihn ein Gefühl der Nichtigkeit, eine so große, so schonungslose Erschöpfung, dass er sich an eine Mauer lehnen musste, um

nicht zusammenzubrechen. Vom Eriesee blies eiskalter Wind, und obwohl er ihn im Gesicht spürte, vermochte er nicht zu sagen, ob der Wind echt war oder nur in seiner Einbildung existierte. Er wusste nicht mehr, in welchem Monat, in welchem Jahr er sich befand. Er hatte seinen Namen vergessen. Backsteine und Pflastersteine, sein dampfender Atem in der Luft, der dreibeinige Hund, der um die Ecke hinkte und verschwand. Es war ein Bild seines Todes, wie er später erkannte, das Porträt einer Seele in Ruinen, und auch nachdem er sich aufgerafft hatte und weitergegangen war, blieb ein Teil von ihm noch lange auf dieser verlassenen Straße in Sandusky, Ohio, stehen und rang keuchend nach Luft, während sein Dasein aus ihm herausrieselte.

Um halb elf schob er sich auf der Columbus Avenue durch das Gewühl der Weihnachtseinkäufer. Er kam am Warner Bros. Theater vorbei, an Ester Gings Maniküre-Salon und an Capozzis Schuhreparatur, er sah Leute bei Kresge's, Montgomery Ward und Woolworth's ein und aus gehen, hörte einen einsamen Nikolaus der Heilsarmee sein Glöckchen schlagen. Als er zur Commercial Banking and Trust Company kam, beschloss er, hineinzugehen und zwei seiner Fünfziger in Fünfer, Zehner und Einer umtauschen zu lassen. Eine sinnlose Transaktion, aber etwas Besseres fiel ihm fürs Erste nicht ein, und statt weiter im Kreis herumzuirren, fand er die Idee, wenigstens für ein paar Minuten der Kälte zu entkommen, gar nicht so schlecht.

Zu seiner Überraschung war die Bank voller Kunden. Männer und Frauen standen in Schlangen zu acht und zehnt vor den vier vergitterten Kassenschaltern an der Westwand. Hector stellte sich ans Ende der längsten Schlange, vom Eingang aus gesehen die zweite. Kurz nach-

dem er seinen Platz eingenommen hatte, stellte sich an der Schlange unmittelbar links von ihm eine junge Frau an. Sie sah aus wie Anfang zwanzig und trug einen dicken Wollmantel mit Pelzkragen. Da er gerade nichts Besseres zu tun hatte, begann Hector sie aus den Augenwinkeln zu mustern. Sie hatte ein bewundernswertes, interessantes Gesicht, fand er, mit hoch angesetzten Wangenknochen und anmutig konturiertem Kinn, und ihm gefiel der nachdenkliche, selbstgenügsame Blick, den er in ihren Augen bemerkte. In den alten Zeiten hätte er sie sofort angesprochen, jetzt aber gab er sich damit zufrieden, sie nur anzusehen, sich das vom Mantel umhüllte Fleisch vorzustellen und sich auszumalen, was für Gedanken wohl in diesem reizenden Kopfkreisen mochten. Einmal sah sie unabsichtlich zu ihm herüber, und als sie merkte, wie gierig er sie anstarrte, erwiderte sie seinen Blick mit einem knappen, rätselhaften Lächeln. Hector nickte, bestätigte ihr Lächeln, indem er ebenfalls lächelte, und augenblicklich veränderte sich ihre Miene. Sie kniff die Augen zusammen, runzelte wie fragend die Stirn, und Hector wusste, dass sie ihn erkannt hatte. Kein Zweifel: Die Frau hatte seine Filme gesehen. Sein Gesicht war ihr vertraut, und auch wenn sie jetzt noch rätselte, wer er war, würde sie keine dreißig Sekunden mehr brauchen, bis sie es wusste.

Das war ihm in den vergangenen drei Jahren mehrmals passiert, und jedes Mal war es ihm gelungen, sich rechtzeitig zu verziehen, ehe sein Gegenüber ihm Fragen stellen konnte. Gerade als er dies wieder einmal tun wollte, brach in der Bank plötzlich die Hölle los. Die junge Frau stand in der dem Eingang nächsten Schlange, und da sie sich halb zu Hector umgedreht hatte, bekam sie nicht mit, dass die Tür hinter ihr aufgegangen und ein Mann mit einem rot-

weißen Tuch vor dem Gesicht hineingestürmt war. Er trug in einer Hand einen leeren Matchbeutel und in der anderen eine geladene Pistole. Es war leicht zu erkennen, dass die Pistole geladen war, sagte Alma, weil der Bankräuber gleich als Erstes einen Schuss an die Decke feuerte. Auf den Boden, schrie er, alles auf den Boden, und während die verängstigten Kunden taten, was der Mann ihnen sagte, packte er sich den Erstbesten, den er kriegen konnte. Es war alles eine Sache von Ordnung, von Struktur, Topographie. Die junge Frau links von Hector stand dem Eingang am nächsten, und daher war sie es, die der Mann sich schnappte, die plötzlich die Pistole an der Schläfe hatte. Keiner bewegt sich, sagte der Mann, keiner bewegt sich, oder ich puste der Kleinen hier das Hirn aus dem Schädel. Er riss sie mit einem brutalen Griff vom Boden hoch und stieß und zerrte sie zu den Kassenschaltern. Den linken Arm hatte er ihr von hinten um die Schultern geschlungen, der Matchbeutel baumelte an seiner geballten Faust, und seine Augen über dem Tuch flackerten in heller Panik. Nicht dass Hector eine bewusste Entscheidung getroffen hätte, was nun zu tun sei, aber kaum hatte sein Knie den Boden berührt, stand er auch schon wieder auf. Er hatte nicht vor, den Helden zu spielen, und ganz gewiss hatte er nicht vor, sich umbringen zu lassen, aber was auch immer er in diesem Augenblick empfunden haben mag, Angst war es jedenfalls nicht. Wut vielleicht, und keine geringe Sorge, dass er das Mädchen in Gefahr bringen könnte, aber keinerlei Angst um sich selbst. Wesentlich war, aus welcher Richtung er angriff. Wenn er einmal angefangen hätte, bliebe keine Zeit mehr, innezuhalten oder die Richtung zu ändern, aber wenn er mit vollem Tempo auf den Mann losstürzte und ihn von rechts attackierte – von der Matchbeu-

tel-Seite – , konnte es nicht ausbleiben, dass der Mann, um die Waffe auf ihn zu richten, sich von dem Mädchen abwenden musste. Das war die einzige natürliche Reaktion. Wenn man aus heiterem Himmel von einem wilden Tier angegriffen wird, vergisst man alles andere.

So weit konnte Hector die Geschichte selbst erzählen, sagte Alma. Er konnte über alles berichten, was bis zu diesem Augenblick geschehen war, aber von da an erinnerte er sich an nichts mehr: nicht mehr an den Schuss, der sich aus der Waffe löste; nicht mehr an die Kugel, die ihm in die Brust schlug und ihn zu Boden warf; nicht mehr an Frieda, wie sie sich von dem Mann losriss. Frieda konnte von ihrer Position aus besser beobachten, was sich da abspielte, doch da sie so damit beschäftigt war, sich dem Griff des Mannes zu entwinden, bekam auch sie manche der folgenden Ereignisse nicht mit. Sie sah Hector zu Boden sinken, sie sah das Loch in seinem Mantel und das Blut, das daraus hervorspritzte, aber den Mann verlor sie aus den Augen und sah deshalb auch nicht, dass er die Flucht ergriff. Der Schuss hallte ihr noch in den Ohren, und bei dem Geschrei und Geheul so vieler Menschen um sie her hörte sie auch nichts von den drei Schüssen, die der Bankwächter dem Mann in den Rücken feuerte.

Sicher waren sich beide jedoch über das Datum. Das hatte sich in ihr Gedächtnis eingebrannt, und als Alma die Mikrofilm-Archive des *Sanduskj Evening Herald,* des *Cleveland Plain Dealer* und mehrerer anderer längst eingegangener oder noch existierender Lokalzeitungen besuchte, konnte sie sich den Rest der Geschichte selbst zusammensetzen. BLUTBAD AUF DER COLUMBUS AVENUE, BANKRÄUBER BEI SCHIESSEREI GETÖTET, HELD INS KRANKENHAUS GEBRACHT, lauteten einige der

Schlagzeilen. Der Mann, der Hector beinahe getötet hätte, war ein gewisser Darryl Knox, alias Nutso Knox, ein siebenundzwanzigjähriger ehemaliger Automechaniker, der wegen einer Serie von Banküberfällen und bewaffneten Raubüberfällen in vier Bundesstaaten gesucht wurde. Die Journalisten feierten sämtlich sein Ableben, priesen die Präzision des Wächters im Umgang mit seiner Waffe – der entscheidende Treffer war ihm gelungen, als Knox gerade zur Tür hinausschlüpfen wollte –, doch was sie am meisten interessierte, war Hectors Tapferkeit, die sie als den größten Beweis von Mut rühmten, den man seit vielen Jahren in dieser Gegend vorgeführt bekommen habe. *Die Frau war praktisch schon tot,* wurde ein Augenzeuge zitiert. *Wenn dieser Kerl den Stier nicht bei den Hörnern gepackt hätte – schrecklicher Gedanke, was dann aus ihr geworden wäre.* Die Frau war Frieda Spelling, zweiundzwanzig Jahre alt, verschiedentlich bezeichnet als Malerin, als Absolventin des Bernard College (sic) und als Tochter des verstorbenen prominenten Bankiers und Menschenfreunds Thaddeus P. Spelling aus Sandusky. In jedem einzelnen Artikel dankte sie dem Mann, der ihr das Leben gerettet hatte. Sie habe solche Angst gehabt, erzählte sie, sie habe schon mit ihrem Leben abgeschlossen. Sie bete zu Gott, dass er von seiner Verletzung genesen werde.

Die Familie Spelling erbot sich, die Behandlungskosten zu übernehmen, doch in den ersten zweiundsiebzig Stunden schien es zweifelhaft, dass er überhaupt durchkommen würde. Er wurde bewusstlos in die Klinik eingeliefert, und angesichts der Schwere seiner Verletzung und des starken Blutverlusts sah man nur geringe Chancen, dass er den Schock und das Infektionsrisiko überstehen und lebend das Krankenhaus verlassen könnte. Die Ärzte entfernten

den zerstörten linken Lungenflügel, operierten Metallsplitter heraus, die ins Gewebe um sein Herz gedrungen waren, und nähten ihn dann wieder zu. So oder so, Hector hatte seine Kugel gefunden. Er habe nicht gewollt, dass es so geschähe, sagte Alma, aber was er nicht selbst habe tun können, habe jemand anderes für ihn erledigt. Das einzig Dumme daran war, dass Knox die Sache verpfuscht hatte. Hector starb nicht an seiner Begegnung mit dem Tod. Er legte sich bloß schlafen, und als er nach einem langen Nickerchen aufwachte, hatte er vergessen, dass er sich hatte umbringen wollen. Zu fürchterlich waren die Schmerzen, als dass er über etwas so Kompliziertes hätte nachdenken können. Sein Inneres brannte wie Feuer, und seine Gedanken kreisten ausschließlich um die Frage, wie er den nächsten Atemzug tun, wie er weiteratmen konnte, ohne in Flammen aufzugehen.

Am Anfang hatten sie nur eine sehr nebelhafte Vorstellung davon, wer er war. Sie leerten seine Taschen und untersuchten den Inhalt seiner Brieftasche, fanden aber nichts, keinen Führerschein, keinen Pass, keinerlei Ausweispapiere irgendwelcher Art. Das Einzige, worauf ein Name stand, war eine Mitgliedskarte der North-Side-Filiale der Stadtbücherei von Chicago. H. Loesser stand darauf, aber weder Adresse noch Telefonnummer, nichts, was einen Hinweis auf seinen Wohnort lieferte. Die Zeitungen berichteten nach der Schießerei, die Polizei von Sandusky unternehme alles Menschenmögliche, um mehr über ihn in Erfahrung zu bringen.

Aber Frieda wusste, wer er war – zumindest glaubte sie, es zu wissen. Sie war in New York aufs College gegangen, und als neunzehnjährige Studentin war es ihr 1928 gelungen, sechs oder sieben der zwölf Stummfilmkomödien von

Hector Mann zu sehen. Nicht dass sie sonderlich an Slapstick interessiert gewesen wäre, aber seine Filme waren zusammen mit anderen Filmen gelaufen, zusammen mit Zeichentrickfilmen und Wochenschauen, die vor dem Hauptfilm gezeigt wurden, und so war ihr sein Aussehen so vertraut geworden, dass sie ihn jederzeit und überall erkannt hätte. Als sie Hector dann drei Jahre später in der Bank erblickte, war sie vorübergehend verwirrt, weil er den Schnurrbart nicht mehr trug. Sie erkannte sein Gesicht, vermochte aber keinen Namen damit in Verbindung zu bringen, und ehe sie darauf kam, wer dieser Mann war, tauchte Knox hinter ihr auf und hielt ihr die Pistole an den Kopf. Vierundzwanzig Stunden vergingen, ehe sie wieder darüber nachdenken konnte, aber als sich der Schrecken über den um Haaresbreite verpassten Tod allmählich zu legen begann, fand sie auf einmal und mit überwältigender Gewissheit die Lösung. Unwichtig, dass der Mann angeblich Loesser hieß. 1929 hatte sie die Meldungen über Hectors Verschwinden verfolgt, und wenn er nicht, wie die meisten anzunehmen schienen, tot war, dann musste er unter irgendeinem anderen Namen leben. Unverständlich war nur, dass er ausgerechnet in Sandusky, Ohio, aufgetaucht war; andererseits war vieles im Leben unverständlich, und wenn die Naturgesetze verlangten, dass jeder Mensch auf der Welt einen gewissen Raum einzunehmen habe – was bedeutete, dass jeder notwendig irgendwo sein musste –, warum konnte dann dieses Irgendwo nicht auch Sandusky heißen? Als Hector drei Tage später aus dem Koma erwachte und mit den Ärzten zu reden anfing, besuchte ihn Frieda im Krankenhaus, um sich zu bedanken. Er konnte nicht viel sagen, aber das Wenige, was er sagte, hatte eindeutig einen ausländischen Akzent. Die Stimme nahm ihr den letzten

Zweifel, und als sie sich, kurz bevor sie aus dem Krankenzimmer ging, über ihn beugte und ihm einen Kuss auf die Stirn gab, war sie felsenfest davon überzeugt, dass Hector Mann ihr das Leben gerettet hatte.

6

Die Landung bereitete mir weniger Probleme als der Start. Ich hatte mich darauf vorbereitet, Angst zu haben, wieder einmal schlotternde Ohnmacht und geistiges Versagen in höchster Potenz zu erleben, doch als der Pilot ankündigte, wir würden nun in den Sinkflug übergehen, fühlte ich mich eigenartig stabil und ruhig. Offenbar ist es nicht dasselbe, stellte ich fest, ob man aufsteigt oder absteigt, ob man den Kontakt zur Erde verliert oder auf festen Boden zurückkehrt. Das eine ist ein Abschied, das andere eine Begrüßung, und vielleicht, dachte ich, ist ein Anfang leichter zu ertragen als ein Ende, oder ich hatte schlicht und einfach herausgefunden, dass die Toten in mir nicht mehr als einmal am Tag zu schreien anfangen dürfen. Ich drehte mich zu Alma um und packte ihren Arm. Sie war gerade am Anfang von Hectors Romanze mit Frieda angekommen, hatte von der Nacht erzählt, als er zusammenbrach und ihr alles beichtete, und Friedas verblüffende Reaktion auf diese Beichte geschildert (Die Kugel spricht dich frei, sagte sie; du hast mir mein Leben zurückgegeben, und jetzt gebe ich dir dein Leben zurück), aber als ich Alma die Hand auf den Arm legte, hörte sie plötzlich auf zu reden, unterbrach sich mitten im Satz, mitten im Gedanken. Sie lächelte, beugte sich vor und küsste mich – erst auf die Wange, dann aufs Ohr, und schließlich auf den Mund. Die beiden waren einander to-

tal verfallen, sagte sie. Wenn wir nicht aufpassen, wird es uns genauso gehen.

Diese Worte waren sicher auch nicht ohne Bedeutung – sie halfen mir, meine Angst zu beschwichtigen, meine innere Auflösung zu verhindern –, aber erstaunlich war, wie präzise das Wort *fallen* meine Geschichte der vergangenen drei Jahre zusammenfasste. Ein Flugzeug fällt vom Himmel, und alle Passagiere kommen ums Leben. Eine Frau verfällt einem Mann, und der Mann verfällt ihr, und während sie mit dem Flugzeug dem Boden entgegensinken, denken beide nicht eine Sekunde lang an den Tod. Hoch in der Luft, unter uns die beim Schwenk zum Landeanflug kreisende Erde, begriff ich, dass Alma mir die Chance auf ein neues Leben eröffnete, dass vor mir noch etwas lag – ich musste nur den Mut aufbringen, darauf zuzugehen. Ich lauschte dem Gesang der Motoren, ihren Tonartwechseln. Das Geräusch in der Kabine schwoll an, die Wände bebten, und dann, fast wie ein nachträglicher Schlusspunkt, setzten die Räder der Maschine auf dem Boden auf.

Es dauerte eine Weile, ehe wir weitermachen konnten. Alles brauchte Zeit: Das Aufschwingen der hydraulischen Tür, der Gang durch den Terminal, das Aufsuchen der Herren- und der Damentoilette, die Suche nach einem Telefon, um auf der Ranch anzurufen, Wasser für die Fahrt nach Tierra del Sueño kaufen (Trink, so viel du kannst, sagte Alma; die Höhe hier ist trügerisch, und du willst doch nicht austrocknen), den Langzeitparkplatz nach Almas Subaru-Kombi absuchen, bis wir dann endlich tanken und uns auf den Weg machen konnten. Es war das erste Mal, dass ich in New Mexico war. Unter normalen Umständen hätte ich die Landschaft bestaunt, auf Felsformationen und verrückt aussehende Kakteen gezeigt, mich nach dem

Namen dieses Bergs oder jenes knorrigen Strauchs erkundigt, aber jetzt steckte ich zu tief in Hectors Geschichte, um mich mit so etwas abzugeben. Alma und ich fuhren durch eine der eindrucksvollsten Landschaften Nordamerikas, aber wir hätten ebenso gut bei zugezogenen Vorhängen und ohne Licht in irgendeinem Zimmer sitzen können. Ich bin die Strecke in späteren Zeiten noch mehrmals gefahren, aber von dem, was ich bei diesem ersten Mal gesehen habe, ist mir so gut wie nichts im Gedächtnis geblieben. Wenn ich an diese Fahrt in Almas verbeultem gelbem Auto zurückdenke, erinnere ich mich nur an den Klang unserer Stimmen – ihrer Stimme und meiner Stimme, meiner Stimme und ihrer Stimme – und an die herrlich frische Luft, die mir durch das leicht geöffnete Fenster um die Ohren wehte. Aber das Land selbst bleibt unsichtbar. Es muss ja da gewesen sein, aber ich frage mich, ob ich es auch nur eines Blickes gewürdigt habe. Oder falls doch, ob ich nicht zu abgelenkt war, das Gesehene überhaupt wahrzunehmen.

Man habe ihn bis Anfang Februar im Krankenhaus behalten, sagte Alma. Frieda besuchte ihn jeden Tag, und als die Ärzte schließlich meinten, er sei wieder hinreichend bei Kräften, überredete sie ihre Mutter, ihn bis zur endgültigen Genesung bei ihnen zu Hause aufzunehmen. Es ging ihm noch gar nicht gut. Erst nach sechs weiteren Monaten war er so weit, dass er sich wieder normal bewegen konnte.

Und Friedas Mutter war damit einverstanden? Sechs Monate sind doch eine ziemlich lange Zeit.

Sie war begeistert. Frieda war damals sehr schwierig, ein Mädchen, das sich wie viele, die in den späten Zwanzigern aufgewachsen waren, von allen Konventionen losgesagt hatte, und für Sandusky hatte sie nichts als Verachtung übrig.

Die Spellings hatten beim Börsencrash nur zwanzig Prozent ihres Reichtums eingebüßt – das heißt, sie gehörten immer noch zu dem, was Frieda gern den *inneren Zirkel der Hautevolee des mittleren Westens* nannte. Eine engstirnige Welt aus republikanischen Reaktionären und unbedarften Weibchen, deren Hauptbelustigungen freudlose Tanzkränzchen im Country Club und lähmend langweilige Dinnerpartys waren. Einmal im Jahr biss Frieda die Zähne zusammen, kam über die Weihnachtstage nach Hause zurück und ließ ihrer Mutter und ihrem Bruder Frederick zuliebe, der mit Frau und zwei Kindern noch in der Stadt lebte, diese schauerlichen Veranstaltungen über sich ergehen. Spätestens am 2. oder 3. Januar eilte sie jedes Mal nach New York zurück und schwor sich, nie mehr hinzufahren. In diesem Jahr besuchte sie natürlich keine Partys – und ging auch nicht nach New York zurück. Stattdessen verliebte sie sich in Hector. Ihrer Mutter war das nur recht: Alles was Frieda in Sandusky hielt, war gut.

Willst du damit sagen, dass sie auch keine Einwände gegen die Hochzeit hatte?

Frieda hatte lange Zeit offen rebelliert. Noch am Tag vor der Schießerei hatte sie ihrer Mutter erzählt, sie habe vor, nach Paris zu gehen, und werde wahrscheinlich nie mehr nach Amerika zurückkommen. Deswegen war sie auch an diesem Vormittag in der Bank – sie wollte Geld von ihrem Konto abheben, um sich die Fahrkarte zu kaufen. Das Letzte, was Mrs. Spelling aus dem Mund ihrer Tochter zu hören erwartete, war das Wort *Hochzeit.* Wie sollte sie angesichts dieser wundersamen Bekehrung Hector nicht in die Arme schließen und in die Familie aufnehmen? Friedas Mutter hatte nicht nur keine Einwände, sondern organisierte höchstpersönlich die Hochzeit.

Und so lebt Hector nun doch noch in Sandusky. Er zieht den Namen irgendeiner Stadt aus dem Ärmel, erzählt einen Haufen Lügen darüber, und am Ende werden alle diese Lügen wahr. Ziemlich bizarr, oder? Chaim Mandelbaum wird Hector Mann, Hector Mann wird Herman Loesser – und dann? Wer wird aus Herman Loesser? Wusste er überhaupt noch, wer er war?

Er wurde wieder Hector. So nannte Frieda ihn. So nannten wir ihn. Als sie geheiratet hatten, war Hector wieder Hector.

Aber nicht Hector Mann. So leichtsinnig wird er doch nicht gewesen sein?

Hector Spelling. Er hat Friedas Nachnamen angenommen.

Irre.

Nicht irre. Nur praktisch. Er wollte nicht mehr Loesser heißen. Der Name stand für alles, was in seinem Leben schief gegangen war, und wenn er schon einen neuen Namen annehmen wollte, warum nicht den der Frau, die er liebte? Und er hat das auch niemals rückgängig gemacht. Den Namen Hector Spelling trägt er nun seit über fünfzig Jahren.

Und was hat sie nach New Mexico verschlagen?

Sie machten ihre Hochzeitsreise in den Westen und beschlossen, dort zu bleiben. Hector hatte starke Atemprobleme, und die trockene Luft hier tat ihm gut.

Damals haben hier Dutzende von Künstlern gelebt. Der Kreis um Mabel Dodge in Taos, D. H. Lawrence, Georgia O'Keeffe. War das auch ein Grund?

Nein, absolut nicht. Hector und Frieda haben ganz woanders gelebt. Sie sind diesen Leuten nie begegnet.

1932 sind sie hierher gezogen. Gestern hast du gesagt,

1940 habe Hector wieder angefangen, Filme zu machen. Das sind acht Jahre. Was ist in der Zwischenzeit passiert?

Sie haben hundertsechzig Hektar Land gekauft. Die Preise waren damals unglaublich niedrig, und wenn ich nicht irre, haben sie für das ganze Anwesen nur ein paar tausend Dollar bezahlt. Frieda stammte aus einer wohlhabenden Familie, besaß aber nicht sehr viel eigenes Geld. Eine kleine Erbschaft von ihrer Großmutter – zehn- oder fünfzehntausend Dollar, mehr wohl kaum. Ihre Mutter bot ihr immer wieder an, ihre Rechnungen zu bezahlen, aber das wollte Frieda nicht. Zu stolz, zu stur, zu unabhängig. Ein Leben als Schmarotzer war nichts für sie. Daher waren sie und Hector nicht in der Lage, Arbeiter anzuheuern und sich ein Haus bauen zu lassen. Kein Architekt, kein Bauunternehmer – so etwas konnten sie sich nicht leisten. Zum Glück kannte Hector sich aus. Das Zimmermannshandwerk hatte er von seinem Vater gelernt, er hatte als Kulissenbauer beim Film gearbeitet, und diese Erfahrungen halfen ihnen jetzt, die Baukosten auf ein Minimum zu beschränken. Er entwarf das Haus selbst, und dann bauten er und Frieda es mehr oder weniger mit eigenen Händen. Es war ein sehr schlichtes Gebäude. Ein Häuschen aus Lehmziegeln. Eingeschossig und mit sechs Zimmern, und geholfen wurde ihnen dabei nur von drei mexikanischen Brüdern, arbeitslosen Tagelöhnern, die irgendwo am Stadtrand lebten. In den ersten Jahren hatten sie nicht einmal Strom. Wasser hatten sie natürlich, Wasser war unabdingbar, aber es dauerte ein paar Monate, bis sie welches gefunden hatten und einen Brunnen graben konnten. Das war der erste Schritt. Danach suchten sie die Stelle aus, wo das Haus stehen sollte. Dann machten sie Planskizzen und begannen mit dem Bau. Das alles brauchte Zeit. Sie sind

nicht einfach dorthin gezogen und haben sich ins gemachte Nest gesetzt. Die ganze Gegend war öd und leer, und sie mussten alles von Grund auf selber bauen.

Und was dann? Was haben sie getan, als das Haus fertig war?

Frieda war Malerin, sie fing wieder an zu malen. Hector las Bücher und führte sein Tagebuch, vor allem aber pflanzte er Bäume. Das wurde seine Hauptbeschäftigung, seine Arbeit für die nächsten Jahre. Er rodete mehrere Morgen Land um das Haus und installierte nach und nach ein kunstvolles unterirdisches Bewässerungssystem. Erst dann war es möglich, einen Garten anzulegen, und als der Garten so weit war, kümmerte er sich um die Bäume. Ich habe sie nie gezählt, aber es sind sicher zwei- bis dreihundert. Pappeln und Wacholder, Weiden und Espen, Pinien und Weißeichen. Vorher waren dort nur Yucca und Beifuß gewachsen. Hector machte einen kleinen Wald daraus. In wenigen Stunden siehst du es selbst, aber für mich ist es schon lange einer der schönsten Orte der Welt.

Das ist das Letzte, was ich ihm zugetraut hätte. Hector Mann, der Gartenbauexperte.

Er war glücklich. Wahrscheinlich glücklicher als in jeder anderen Phase seines Lebens, aber dieses Glück nahm ihm auch jeglichen Ehrgeiz. Er hatte nichts anderes mehr im Sinn, als sich um Frieda zu kümmern und sein Land zu bestellen. Nach allem, was er in den Jahren davor durchgemacht hatte, war ihm das genug, mehr als genug. Verstehst du, er tat immer noch Buße. Nur dass er jetzt nicht mehr versuchte, sich selbst zu zerstören. Noch heute spricht er von diesen Bäumen als der größten Leistung seines Lebens. Besser als seine Filme, sagt er, besser als alles andere, was er jemals getan habe.

Womit haben sie Geld verdient? Wenn sie so knapp dran waren, wovon haben sie gelebt?

Frieda hatte Freunde in New York, und viele dieser Freunde hatten gute Verbindungen. Die haben ihr Aufträge besorgt. Illustrationen für Kinderbücher, Zeichnungen für Zeitschriften, alle möglichen freiberuflichen Arbeiten. Das brachte nicht viel, hielt sie aber über Wasser.

Da muss sie doch recht talentiert gewesen sein.

Wir reden hier von Frieda, David, und nicht von irgendeiner verwöhnten Möchtegernkünstlerin. Sie besaß außerordentliches Talent und eine wahre Leidenschaft für die Kunst. Sie hat mir einmal erzählt, sie glaube nicht, das Zeug zu einer großen Malerin zu haben, fügte aber hinzu, wenn sie Hector nicht kennen gelernt hätte, hätte sie wahrscheinlich ihr Leben lang versucht, eine zu werden. Gemalt hat sie schon seit Jahren nicht mehr, aber sie zeichnet immer noch, und zwar verdammt gut. Fließende, geschmeidige Linien, ungeheures Gefühl für Komposition. Als Hector wieder anfing, Filme zu machen, entwarf sie die Storyboards, die Kulissen und Kostüme, prägte also die optische Erscheinung der Filme entscheidend mit. Sie war ein wesentlicher Bestandteil des ganzen Unternehmens.

Ich verstehe immer noch nicht. Die beiden haben mitten in der Wüste dieses karge Dasein geführt. Woher hatten sie das Geld, um Filme zu produzieren?

Friedas Mutter starb und hinterließ ein Vermögen von über drei Millionen Dollar. Eine Hälfte davon fiel Frieda zu, die andere ihrem Bruder Frederick.

Und damit war die Finanzierung gesichert?

Das war damals sehr viel Geld.

Es ist noch heute sehr viel Geld, aber um Geld geht es in dieser Geschichte ja nicht allein. Hector hatte geschwo-

ren, nie mehr einen Film zu drehen. Das hast du mir vor wenigen Stunden erzählt, und jetzt führt er plötzlich doch wieder Regie. Wie ist es zu diesem Sinneswandel gekommen?

Frieda und Hector hatten einen Sohn. Thaddeus Spelling II, benannt nach Friedas Vater. Kurz Taddy, oder Tad, oder Tadpole – sie hatten alle möglichen Namen für ihn. Er wurde 1935 geboren und starb 1938. Durch einen Bienenstich, eines Morgens im Garten seines Vaters. Als sie ihn fanden, lag er auf dem Boden, am ganzen Körper aufgedunsen und verschwollen, und bis sie ihn die dreißig Meilen zum nächsten Arzt gefahren hatten, war er tot. Kannst du dir vorstellen, was für ein Schock das war?

Ich kann es mir vorstellen. Wenn es eins gibt, was ich mir vorstellen kann, dann das.

Entschuldige. Das war dumm von mir.

Schon gut. Es ist nur so, dass ich das eben nachvollziehen kann. Ich muss mir nicht das Hirn verrenken, um mich da hineinversetzen zu können. Tad und Todd. Viel ähnlicher können sich zwei Namen kaum sein.

Aber…

Kein Aber. Erzähl einfach weiter.

Hector brach zusammen. Monatelang tat er überhaupt nichts mehr. Er saß im Haus herum, starrte durchs Fenster in den Himmel, starrte auf seinen Handrücken. Natürlich war das auch für Frieda eine schlimme Zeit, aber er war längst nicht so widerstandsfähig wie sie, ja er war vollkommen schutzlos. Sie war stark genug, um sich davon zu überzeugen, dass der Tod des Jungen ein Unfall war, dass er gestorben war, weil er gegen Bienenstiche allergisch war; Hector hingegen sah darin so etwas wie eine Strafe der Götter. Er war zu glücklich gewesen. Das Leben hatte es zu

gut mit ihm gemeint, und jetzt hatten die Parzen ihm eine Lektion erteilt.

Die Filme waren also Friedas Idee? Nachdem sie das Geld geerbt hatte, überredete sie Hector, wieder damit anzufangen?

So etwa. Er stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch, und ihr war klar, dass sie irgendetwas unternehmen musste. Nicht nur, um ihn zu retten, sondern auch, um ihre Ehe, um ihr eigenes Leben zu retten.

Und Hector war einverstanden.

Zunächst nicht. Aber dann drohte sie, ihn zu verlassen, und schließlich gab er nach. Ohne allzu großen Widerstand, sollte ich hinzufügen. Er wollte ja selbst unbedingt wieder damit anfangen. Zehn Jahre lang träumte er jetzt schon von Kameraeinstellungen, Beleuchtungseffekten, Drehbüchern. Es war das Einzige, was er tun wollte, das Einzige auf der Welt, was ihm vernünftig schien.

Und was war mit seinem Schwur? Wie hat er diesen Wortbruch gerechtfertigt? Nach allem, was du mir von ihm erzählt hast, begreife ich nicht, wie er das hat tun können.

Durch Haarspalterei – und dann hat er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Wenn im Wald ein Baum umfällt, und niemand hört ihn fallen: Macht er dann ein Geräusch oder nicht? Hector hatte inzwischen eine Menge Bücher gelesen, er war mit allen Tricks und Argumenten der Philosophen vertraut. Wenn jemand einen Film macht, und niemand sieht ihn: Existiert der Film dann oder nicht? So hat er sich gerechtfertigt. Er wollte Filme machen, die niemals vor Publikum laufen sollten, er wollte Filme machen aus reiner Lust am Filmemachen. Solch ein Nihilismus könnte einem die Sprache verschlagen, und doch hat er sich bis heute daran gehalten. Stell dir vor, du weißt, dass du ir-

gendetwas gut kannst, so gut, dass alle Welt dich bewundern würde, wenn deine Arbeit der Öffentlichkeit bekannt würde, aber du verkriechst dich und lässt niemanden etwas davon sehen. Um das durchzuhalten, hat Hector sehr viel Konzentration und Strenge gegen sich selbst gebraucht - und ein wenig Wahnsinn war auch dabei. Hector und Frieda sind beide ein bisschen verrückt, nehme ich an, aber sie haben Bemerkenswertes geleistet. Emily Dickinson schrieb im Verborgenen, hat aber immerhin versucht, ihre Gedichte zu veröffentlichen. Van Gogh hat versucht, seine Bilder zu verkaufen. Soweit ich weiß, ist Hector der erste Künstler, der seine Werke in der bewussten, vorher festgelegten Absicht produziert, sie wieder zu vernichten. Natürlich wäre an Kafka zu denken, der Max Brod aufgetragen hat, seine Manuskripte zu verbrennen, aber im entscheidenden Moment konnte Brod es dann nicht über sich bringen. Aber Frieda wird es tun. Daran gibt es keinen Zweifel. Einen Tag nach Hectors Tod wird sie seine Filme in den Garten tragen und verbrennen – alle Kopien, alle Negative, restlos alles. Das steht fest. Und wir beide werden die einzigen Zeugen sein.

Um wie viele Filme handelt es sich?

Vierzehn. Elf Spielfilme von mindestens neunzig Minuten Länge und drei andere, die unter einer Stunde laufen.

Aber das sind doch sicher keine Komödien, oder?

Bericht aus der Gegenwelt, Die Ballade von Mary White, Reisen in der Schreibstube, Hinterhalt in Standing Rock. Das sind einige der Titel. Die klingen nicht besonders lustig, stimmt's?

Nein, hört sich nicht nach dem üblichen Klamauk an. Aber doch hoffentlich nicht allzu finster.

Kommt drauf an, was man darunter versteht. Ich finde

sie nicht finster. Ernst, ja, und oft ziemlich seltsam, aber nicht finster.

Und was verstehst du unter seltsam?

Hectors Filme sind außerordentlich intim, anspruchslos, alles andere als aufwendig. Aber sie haben alle durchweg etwas Phantastisches, etwas merkwürdig Poetisches. Er hat gegen viele Regeln verstoßen. Er hat Dinge getan, die ein Filmregisseur eigentlich nicht tun sollte.

Zum Beispiel?

Erzählerstimmen. So etwas wird in einem Film allgemein als Schwäche betrachtet, als Hinweis darauf, dass die Bilder selbst nicht funktionieren, aber Hector hat in einer Reihe von Filmen sehr viel Gebrauch davon gemacht. In einem davon, *Die Geschichte des Lichts,* gibt es keinen einzigen Dialog. Der Film wird von Anfang bis Ende von einem Erzähler kommentiert.

Was hat er sonst noch falsch gemacht? Ich meine, absichtlich falsch.

Er hatte mit Kommerz nichts mehr im Sinn, das heißt, seine Arbeit unterlag keinerlei Einschränkungen. Hector nutzte seine Freiheit, um Dinge zu erforschen, an die andere Filmemacher, zumal in den vierziger und fünfziger Jahren, sich nicht wagen durften. Nackte Körper. Realistische Sexszenen. Geburten. Urinieren, defäkieren. Diese Bilder wirken anfangs ein wenig schockierend, aber der Schock legt sich dann doch ziemlich schnell. All das gehört schließlich zum Leben dazu, aber da wir es nicht gewohnt sind, dergleichen im Kino zu sehen, rüttelt es uns erst einmal auf. Hector hat keine große Sache daraus gemacht. Sobald man begriffen hat, was in seinen Filmen alles möglich ist, verbinden sich diese so genannten Tabus und freizügigen Stellen harmonisch mit der Gesamtstruktur der Geschichten. In

gewisser Weise haben diese Szenen ihm sozusagen als Schutz gedient – für den Fall, dass ihm mal eine Kopie entwendet werden sollte. Er musste dafür sorgen, dass seine Filme nicht in der Öffentlichkeit gezeigt werden konnten.

Und deine Eltern haben bei alldem mitgemacht.

Die Filme waren Handarbeit, die Produktion völlig autark. Hector schrieb die Drehbücher, führte Regie und machte den Schnitt. Mein Vater war für Beleuchtung und Kamera zuständig, und wenn ein Film abgedreht war, erledigten er und meine Mutter sämtliche Laborarbeiten. Sie haben das Material entwickelt, die Negative geschnitten und sich um alles gekümmert, bis die endgültigen Kopien im Kasten waren.

Und das alles da draußen auf der Ranch?

Hector und Frieda hatten das Anwesen zu einem kleinen Filmstudio ausgebaut. Im Mai 1939 fingen sie damit an, im März 1940 waren sie fertig; sie hatten sich ein autarkes Universum geschaffen, ein Privatgelände zur Filmproduktion. Ein Gebäude mit zwei schalldichten Räumen, außerdem eine Zimmermannswerkstatt, eine Näherei, Garderoben und getrennte Lagerräume für Kulissen und Kostüme. Ein weiteres Gebäude war der Postproduktion vorbehalten. Da sie es nicht riskieren konnten, die Filme an ein kommerzielles Labor zu schicken, richteten sie sich ein eigenes Labor ein; das war in einem Flügel untergebracht, in dem anderen gab es einen Schneideraum, einen Vorführraum und ein unterirdisches Lager für die Kopien und Negative.

Die Einrichtung kann nicht billig gewesen sein.

Als alles fertig war, hatten sie über hundertfünfzigtausend Dollar ausgegeben. Aber das konnten sie sich leisten, und die meisten Sachen mussten ja nur einmal angeschafft werden. Mehrere Kameras, aber nur ein Overhead-Projek-

tor, ein Paar Filmprojektoren und ein optisches Kopiergerät. Als sie alles Erforderliche beisammen hatten, arbeiteten sie nur noch mit streng begrenzten Budgets. Friedas Erbschaft brachte gute Zinsen, daher wurde das Kapital möglichst wenig angegriffen. Sie betrieben keinen großen Aufwand. Das war auch nötig, wenn sie das Geld strecken und lange etwas davon haben wollten.

Und Frieda war für Kulissen und Kostüme zuständig.

Unter anderem. Sie hat auch mit Hector am Schneidetisch gearbeitet, und bei den eigentlichen Dreharbeiten hatte sie auch noch verschiedene Aufgaben. Die Kontinuität überwachen, den Mikrophongalgen halten, die Kamera scharf stellen – alles, was jeweils an einem bestimmten Tag, in einem bestimmten Augenblick nötig war.

Und deine Mutter?

Meine Faye. Meine schöne, geliebte Faye. Sie war Schauspielerin. Sie kam 1945 auf die Ranch, um in einem Film mitzumachen, und verliebte sich in meinen Vater. Da war sie erst Anfang zwanzig. Danach hat sie in jedem von Hectors Filmen mitgewirkt, meist in der weiblichen Hauptrolle, aber sie half auch sonst überall aus. Sie hat Kostüme genäht, Kulissen gemalt, Hector bei den Drehbüchern beraten, Charlie im Labor assistiert. Das war ja das Reizvolle daran. Niemand hat dort nur eine Sache getan. Sie waren alle beteiligt, und sie haben alle unglaublich viel Zeit investiert. Monatelang mühsame Vorbereitungen, dann wieder monatelang die Nachbereitung. Das Filmemachen ist eine langsame, komplizierte Angelegenheit, und da sie nur so wenige waren und so viel erreichen wollten, kamen sie nur im Schneckentempo voran. Um ein Projekt abzuschließen, brauchten sie durchschnittlich zwei Jahre.

Warum Hector und Frieda dort sein wollten, verstehe

ich – jedenfalls gebe ich mir Mühe, es zu verstehen –, aber deine Eltern sind mir immer noch ein Rätsel. Charlie Grund war ein begnadeter Kameramann. Ich habe seine Arbeit gründlich studiert, ich weiß, was er 1928 mit Hector geleistet hat, und es ist mir unbegreiflich, dass er seine Karriere einfach so hat aufgeben können.

Mein Vater hatte gerade eine Scheidung hinter sich. Er war fünfunddreißig und hatte es immer noch nicht in die oberen Ränge der Hollywood-Kameraleute geschafft. Nach fünfzehn Jahren im Geschäft musste er sich noch mit B-Filmen abgeben – falls er überhaupt Arbeit bekam. Western, Boston-Blackie-Filme, Kinderserien. Charlie war ungeheuer talentiert, aber er war ein stiller Mensch, einer, der sich nie ganz wohl in seiner Haut zu fühlen schien, und diese Schüchternheit wurde von vielen Leuten für Arroganz gehalten. Bei den guten Aufträgen zog er ständig den Kürzeren, und das setzte ihm mit der Zeit sehr zu und untergrub sein Selbstbewusstsein. Als seine erste Frau ihn verließ, fiel er für ein paar Monate in ein tiefes Loch. Er trank zu viel, wälzte sich in Selbstmitleid, vernachlässigte seine Arbeit. Und dann rief Hector an – gerade als er in diesem Loch steckte.

Das erklärt immer noch nicht, warum er da mitgemacht hat. Kein Mensch macht Filme, die von vornherein niemand sehen soll. Das gibt's doch nicht. Wozu sollte man dann überhaupt einen Film in die Kamera einlegen?

Es war ihm egal. Ich weiß, es fällt dir schwer, das zu glauben, aber ihm war allein die Arbeit wichtig. Die Ergebnisse waren nebensächlich, so gut wie bedeutungslos. Viele Filmleute sind so – besonders die im Hintergrund, die im Dunkeln, die kleinen Arbeiter. Die sind immer neugierig. Probieren aus, was sich mit der Technik alles machen lässt. Da

geht's nicht um Kunst oder Ideen, sondern um die Arbeit als solche: die soll so gut wie möglich werden. Mein Vater hatte im Filmgeschäft Höhen und Tiefen erlebt, aber Filme machen, das konnte er, und Hector gab ihm die Gelegenheit, Filme zu machen, ohne sich ums Geschäft kümmern zu müssen. Von irgendeinem anderen hätte er einen solchen Auftrag wohl kaum angenommen. Aber mein Vater mochte Hector sehr gern. Er hat immer gesagt, das Jahr mit ihm zusammen bei Kaleidoscope sei das glücklichste seines Lebens gewesen.

Hectors Anruf muss ihn doch schockiert haben. Wenn da nach zehn Jahren plötzlich ein Toter am Telefon ist.

Er hat gedacht, jemand spiele ihm einen Streich. Sonst blieb nur noch die Möglichkeit, dass er mit einem Geist redete, und da mein Vater nicht an Geister glaubte, hat er Hector gesagt, er solle sich zum Teufel scheren, und aufgelegt. Hector musste noch dreimal zurückrufen, bis mein Vater endlich zuhörte.

Wann war das?

Ende 39. November oder Dezember, kurz nachdem die Deutschen in Polen einmarschiert sind. Anfang Februar 40 zog mein Vater schon auf die Ranch. Hectors und Friedas neues Haus war inzwischen fertig, und er zog in das alte, das kleine, das sie als erstes gebaut hatten. Dort habe ich als Kind mit meinen Eltern gewohnt, und dort wohne ich noch heute – in diesem Sechszimmerhaus aus Lehmziegeln im Schatten von Hectors Bäumen – und schreibe an meinem wahnsinnigen, endlosen Buch.

Aber was war mit den anderen Leuten, die auf die Ranch kamen? Es wurden Schauspieler geholt, hast du erzählt, und dein Vater muss doch auch technische Hilfe bekommen haben. Es ist unmöglich, mit nur vier Leuten einen

Film herzustellen. Das weiß sogar ich. Mag sein, dass sie mit der Vor- und Nachbereitung alleine fertig werden konnten, aber ganz bestimmt nicht mit der eigentlichen Produktion. Und wenn man erst mal Leute von außerhalb kommen lässt – wie soll das denn gut gehen? Wie soll man sie am Reden hindern?

Indem man ihnen sagt, dass man für jemand anderes arbeitet. Man behauptet, man arbeite im Auftrag eines exzentrischen Millionärs aus Mexico City; der Mann sei so vernarrt in amerikanische Filme, dass er mitten in der amerikanischen Wildnis ein eigenes Studio gebaut und einen beauftragt habe, Filme für ihn zu machen – Filme, die außer diesem Mann kein Mensch jemals zu sehen bekommen solle. Das ist die Abmachung. Wer auf die Blue Stone Ranch kommt, um an einem Film zu arbeiten, tut dies unter der Voraussetzung, dass dieser Film nur von einem einzigen Menschen gesehen werden wird.

Das ist doch grotesk.

Mag sein, aber viele Leute haben die Geschichte geschluckt.

Um so was zu glauben, muss man schon ziemlich verzweifelt sein.

Du kennst wohl nicht viele Schauspieler, oder? Das sind die verzweifeltsten Menschen der Welt. Neunzig Prozent von ihnen sind arbeitslos, und wenn man ihnen einen Job mit einem anständigen Lohn anbietet, stellen sie nicht viele Fragen. Sie wollen nur eine Chance zum Arbeiten. Hector war nicht hinter großen Namen her. Von Stars wollte er nichts wissen. Er wollte Profis, die was können, und da er seine Drehbücher für kleine Besetzungen schrieb – manchmal nur zwei oder drei Rollen – , war es nicht schwer, solche Leute zu finden. Wenn er mit einem Film fertig war und

sich für den nächsten startklar machte, konnte er jedes Mal unter zahlreichen Schauspielern auswählen. Von meiner Mutter abgesehen hat er mit keinem Schauspieler mehr als einmal gedreht.

Na schön, vergessen wir mal die anderen. Aber was ist mit dir selbst? Wann hast du den Namen Hector Mann zum ersten Mal gehört? Du kanntest ihn als Hector Spelling. Wie alt warst du, als du herausgefunden hast, dass Hector Spelling und Hector Mann ein und derselbe sind?

Das habe ich immer gewusst. Wir hatten auf der Ranch die komplette Reihe der Kaleidoscope-Filme, und als Kind habe ich die alle sicher fünfzigmal gesehen. Sobald ich lesen gelernt hatte, wusste ich, dass Hector mit Nachnamen Mann hieß, nicht Spelling. Als ich meinen Vater danach fragte, sagte er, Hector habe als junger Mensch einen Künstlernamen benutzt, aber da er jetzt ja nicht mehr als Schauspieler arbeite, habe er ihn wieder abgelegt. Ich fand diese Erklärung absolut plausibel.

Ich dachte, diese Filme wären alle verschwunden.

Waren sie auch fast. Im Prinzip hätte es sie gar nicht mehr geben dürfen. Aber als Hunt schon Konkurs angemeldet hatte, ein, zwei Tage bevor die Polizei kam, um seine Habseligkeiten zu beschlagnahmen und das Haus zu versiegeln, sind Hector und mein Vater bei Kaleidoscope eingebrochen und haben die Filme gestohlen. Die Negative waren nicht da, aber sie konnten Kopien aller zwölf Komödien mitnehmen. Hector gab sie meinem Vater zur Aufbewahrung, und zwei Monate später war Hector verschwunden. Als mein Vater 1940 auf die Ranch zog, hat er die Filme mitgebracht.

Wie hat Hector darauf reagiert?

Verstehe ich nicht. Wie hätte er reagieren sollen?

Das frage ich dich. Hat er sich gefreut oder nicht?

Gefreut. Natürlich hat er sich gefreut. Er war stolz auf diese kleinen Filme, und er war froh, sie wieder zu haben.

Warum hat er dann so lange gewartet, ehe er sie wieder in die Welt hinausgeschickt hat?

Wie kommst du darauf, dass er das getan hat?

Keine Ahnung, nur so eine Annahme…

Ich dachte, das wüsstest du. Ich war das. Ich habe sie herumgeschickt.

So was Ähnliches hatte ich vermutet.

Und warum hast du nichts gesagt?

Ich fand, ich hätte nicht das Recht dazu. Es hätte ja ein Geheimnis sein können.

Ich habe keine Geheimnisse vor dir, David. Was ich weiß, sollst du auch wissen. Kapierst du nicht? Ich habe diese Filme wahllos irgendwohin geschickt, und du hast sie gefunden. Du bist überhaupt der einzige Mensch auf der Welt, der sie gefunden hat. Und damit sind wir alte Freunde, oder? Wir haben uns vielleicht erst gestern kennen gelernt, aber wir arbeiten schon seit Jahren zusammen.

Du hast da wirklich ein unglaubliches Kunststück fertig gebracht. Ich habe mit allen möglichen Verantwortlichen gesprochen, und keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wer du sein könntest. In Kalifornien habe ich mit Tom Luddy gegessen, dem Leiter des Pacific-Film-Archive. Dort war das letzte der mysteriösen Hector-Mann-Pakete angekommen. Als es eintraf, warst du schon seit einigen Jahren aktiv, und die Sache hatte sich rumgesprochen. Tom hat erzählt, er habe das Paket gar nicht erst geöffnet, sondern direkt zum FBI gebracht und den Inhalt auf Fingerabdrücke untersuchen lassen; aber es waren keine da – kein einziger. Du hast keine Spur hinterlassen.

Ich habe Handschuhe getragen. Bei der ganzen Mühe,

die ich mir gemacht habe, die Herkunft der Filme zu verschleiern, wäre ich über so eine Kleinigkeit ganz bestimmt nicht gestolpert.

Ganz schön clever, Alma.

Und ob ich clever bin. Ich bin das cleverste Mädchen in diesem Auto, und von mir aus kannst du gern versuchen, das Gegenteil zu beweisen.

Aber wie konntest du es rechtfertigen, hinter Hectors Rücken zu handeln? Er hätte das doch entscheiden müssen, nicht du.

Ich habe vorher mit ihm darüber geredet. Es war meine Idee, aber getan habe ich es erst, als er mir grünes Licht gegeben hat.

Was hat er denn gesagt?

Er hat nur mit den Achseln gezuckt. Und dann hat er geschmunzelt. Ist nicht so wichtig, hat er gesagt. Tu, was du willst, Alma.

Er hat dich also nicht daran gehindert, dich aber auch nicht unterstützt. Er hat einfach gar nichts getan.

Es war im November 81, fast sieben Jahre ist das her. Ich war gerade wieder auf der Ranch, zur Beerdigung meiner Mutter; das war für uns alle eine schlimme Zeit, der Anfang vom Ende, könnte man sagen. Ich muss zugeben, ich habe das kaum verkraftet. Sie war erst neunundfünfzig, als wir sie begraben mussten, und ich war überhaupt nicht darauf vorbereitet. Ein vernichtender Schlag. Ein besseres Wort fällt mir dafür nicht ein: vernichtend. Als ob alles in mir zu Staub zerfallen wäre. Die anderen waren inzwischen schon sehr alt. Ich blickte auf und erkannte plötzlich, dass sie am Ende waren, dass das große Experiment vorbei war. Mein Vater war achtzig, Hector einundachtzig, und wenn ich das nächste Mal aufblicken würde, wären sie alle tot.

Das hat mich sehr erschüttert. Jeden Morgen bin ich in den Vorführraum gegangen und habe mir meine Mutter in ihren alten Filmen angesehen, und wenn ich dann wieder rauskam, war es draußen schon dunkel, und ich habe mir die Augen aus dem Kopf geweint. Nach zwei Wochen beschloss ich, nach Hause zurückzufahren. Ich lebte damals in L. A. Ich hatte einen Job bei einer unabhängigen Filmgesellschaft, und dort wurde ich gebraucht. Ich war schon reisefertig, hatte sogar schon den Flug gebucht, aber buchstäblich in letzter Minute – an meinem letzten Abend auf der Ranch – hat Hector mich gebeten, dazubleiben.

Hat er einen Grund genannt?

Er sagte, er sei jetzt bereit zu reden, und dazu brauche er Unterstützung. Allein könne er das nicht.

Das Buch war also seine Idee?

Von A bis Z. Ich selbst wäre nie auf so etwas gekommen. Und wenn doch, hätte ich nie mit ihm darüber gesprochen. Das hätte ich nicht gewagt.

Er hat den Mut verloren. Das ist die einzige Erklärung. Entweder er hat den Mut verloren, oder er ist senil geworden.

Das habe ich auch gedacht. Aber ich habe mich geirrt, und du irrst dich jetzt auch. Dass Hector es sich anders überlegt hat, lag an mir. Er sagte, ich hätte ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren, und wenn ich bleiben und ihm zuhören wolle, werde er mir die ganze Geschichte erzählen.

Okay, das kann ich akzeptieren. Du gehörst zur Familie, du bist erwachsen, und jetzt kann man dich in die Geheimnisse der Familie einweihen. Aber wie kann eine private Beichte zu einem Buch werden? Schön und gut für ihn, dir sein Herz auszuschütten, aber ein Buch ist etwas für die

ganze Welt, und wenn er seine Geschichte der Welt erzählt, wird doch sein Leben sinnlos.

Nur wenn es noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wird. Aber das wird es nicht. Ich habe ihm versprochen, es niemandem zu zeigen, solange er noch lebt. Er hat mir die Wahrheit versprochen, und ich habe ihm das versprochen.

Und dir ist nie in den Sinn gekommen, dass er dich benutzen könnte? Du kannst dein Buch schreiben, in Ordnung, und wenn alles gut geht, wird es als wichtiges Buch anerkannt, zugleich aber lebt Hector durch dich weiter. Nicht wegen seiner Filme – die nicht einmal mehr existieren werden –, sondern wegen der Dinge, die du über ihn geschrieben hast.

Schon möglich. Alles ist möglich. Aber seine Motive kümmern mich nicht sonderlich. Mag sein, dass er aus Angst handelt, aus Eitelkeit, aus verspäteter Reue – aber er hat mir die Wahrheit gesagt. Alles andere zählt nicht. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, David, und Hector und ich haben in den letzten sieben Jahren eine Menge durchgemacht. Er hat mir alles zur Verfügung gestellt – alle seine Tagebücher, alle seine Briefe, jedes Dokument, das ihm erreichbar war. Zurzeit denke ich noch nicht einmal an eine Veröffentlichung. Ob das Buch nun herauskommt oder nicht: es zu schreiben war die größte Erfahrung meines Lebens.

Und was hat Frieda mit alldem zu tun? Hat sie euch beiden geholfen oder nicht?

Es war hart für sie, aber sie hat ihr Bestes getan, uns zu unterstützen. Ich glaube nicht, dass sie mit Hector einverstanden ist, aber sie will sich ihm nicht in den Weg stellen. Es ist kompliziert. Bei Frieda ist alles kompliziert.

Wann hast du dich entschieden, Hectors alte Filme in die Welt hinauszuschicken?

Gleich zu Beginn. Ich wusste noch nicht, ob ich ihm trauen konnte, und mein Vorschlag war eine Art Test, um herauszufinden, ob er es ehrlich mit mir meinte. Hätte er abgelehnt, wäre ich wahrscheinlich nicht geblieben. Er musste mir irgendetwas opfern, mir ein Zeichen seiner guten Absichten geben. Das hat er verstanden. Wir haben nie direkt darüber gesprochen, aber er hat es verstanden. Und deswegen hat er nie etwas dagegen unternommen.

Das beweist immer noch nicht, dass er es ehrlich mit dir gemeint hat. Du hast seine alten Filme wieder in Umlauf gebracht. Was ist so schlimm daran? Die Leute erinnern sich jetzt wieder an ihn. Ein verrückter Professor aus Vermont hat sogar ein Buch über ihn geschrieben. Aber nichts davon ändert etwas an der Geschichte.

Wenn er mir etwas erzählt hat, habe ich das jedes Mal nachgeprüft. Ich war in Buenos Aires, ich bin der Spur von Brigid O'Fallons Knochen nachgegangen, ich habe die alten Zeitungsartikel über die Schießerei in Sandusky ausgegraben, ich habe mit mehr als einem Dutzend Schauspielern gesprochen, die in den vierziger und fünfziger Jahren auf der Ranch gearbeitet haben. Nie bin ich auf Diskrepanzen gestoßen. Manche Leute waren natürlich nicht aufzutreiben, und andere waren inzwischen gestorben. Jules Blaustein, zum Beispiel. Und zu Sylvia Meers habe ich immer noch nichts gefunden. Aber ich war in Spokane und habe mit Nora gesprochen.

Sie lebt noch?

Und wie. Zumindest noch vor drei Jahren.

Und?

1933 hat sie einen gewissen Faraday geheiratet; die bei-

den hatten vier Kinder. Von diesen Kindern hatten sie elf Enkel, und um die Zeit meines Besuchs war einer dieser Enkel gerade dabei, sie zu Urgroßeltern zu machen.

Schön. Ich weiß nicht genau warum, aber das freut mich zu hören.

Sie hat vierzehn Jahre lang als Lehrerin gearbeitet, immer in der vierten Klasse, und dann hat man sie zur Schulleiterin befördert. Die Stelle hatte sie bis 1976, als sie pensioniert wurde.

Mit anderen Worten: Nora ist Nora geblieben.

Sie war über siebzig, als ich sie besucht habe, aber sie kam mir noch immer wie die Frau vor, die Hector mir geschildert hatte.

Und was war mit Herman Loesser? Hat sie sich an ihn erinnert?

Sie hat geweint, als ich seinen Namen erwähnte.

Richtig *geweint?*

Ja, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und die Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie hat geweint. Genauso, wie du und ich weinen. Genauso, wie jeder Mensch weint.

Du liebe Zeit.

Sie war so entsetzt, so verlegen, dass sie aus dem Zimmer gehen musste. Als sie zurückkam, nahm sie meine Hand und bat um Entschuldigung. Die Sache mit ihm sei so lange her, sagte sie, aber sie habe nie aufhören können, an ihn zu denken. In den vergangenen vierundfünfzig Jahren sei sie an jedem einzelnen Tag in Gedanken bei ihm gewesen.

Das hast du dir ausgedacht.

Ich denke mir nichts aus. Wenn ich nicht da gewesen wäre, hätte ich es selbst nicht geglaubt. Aber es war so. Alles ist genauso geschehen, wie Hector es erzählt hat. Jedes

Mal wenn ich denke, er hat mir eine Lüge aufgetischt, stellt sich heraus, dass er die Wahrheit gesagt hat. Eben das macht seine Geschichte so unmöglich, David. Weil er mir die Wahrheit gesagt hat.

7

In dieser Nacht stand kein Mond am Himmel. Als ich aus dem Auto stieg und die Füße auf den Boden setzte, sagte ich mir: Almas Lippenstift ist rot, das Auto ist gelb, und heute Nacht ist kein Mond am Himmel. In der Dunkelheit hinter dem Haupthaus konnte ich gerade noch die Umrisse von Hectors Bäumen erkennen – große Schattenmassen, die sich im Wind bewegten.

Die Erinnerungen eines Toten beginnen mit einer Passage über Bäume. Daran musste ich denken, als wir uns der Haustür näherten und ich mich an meine Übersetzung des dritten Absatzes von Chateaubriands Zweitausend-Seiten-Buch zu erinnern versuchte, den Absatz, der mit den Worten *Ce lieu me plaît; il a remplacé pour moi les champs paternels* beginnt und mit den folgenden Sätzen endet: *Ich hege zärtliche Zuneigung zu meinen Bäumen; ich habe ihnen Elegien, Sonette und Oden gewidmet; es gibt keinen einzigen unter ihnen, den ich nicht mit eigenen Händen gepflegt, den ich nicht von dem Wurm an seiner Wurzel, von der Raupe auf seinen Blättern befreit hätte; ich kenne sie alle bei Namen, als wären es meine Kinder; sie sind meine Familie, ich habe keine andere, und ich hoffe in ihrer Mitte zu sterben.*

Ich hatte nicht damit gerechnet, ihn an diesem Abend zu sehen. Als Alma vom Flughafen aus anrief, hatte Frieda ihr gesagt, Hector werde wahrscheinlich schon schlafen, wenn wir auf der Ranch ankämen. Er halte noch durch, sag-

te sie, aber sie nehme an, er werde erst am nächsten Morgen mit mir sprechen können – vorausgesetzt, er lebe noch so lange.

Elf Jahre später frage ich mich immer noch, was wohl geschehen wäre, wenn ich einfach umgekehrt wäre, bevor wir die Tür erreicht hatten. Was, wenn ich, statt Alma meinen Arm um die Schulter zu legen und mit ihr zum Haus zu gehen, kurz stehen geblieben wäre, einen Blick auf die andere Hälfte des Himmels geworfen und entdeckt hätte, dass ein großer runder Mond auf uns herabschien? Wäre es dann immer noch richtig zu sagen, dass in dieser Nacht kein Mond am Himmel stand? Hätte ich mir nicht die Mühe gemacht, mich umzudrehen und hinter mich zu blicken, dann: ja, dann wäre es immer noch wahr. Wenn ich den Mond nicht gesehen habe, dann war der Mond auch nicht da.

Ich will damit nicht sagen, dass ich mir keine Mühe gegeben habe. Ich hielt die Augen offen, ich versuchte alles in mich aufzunehmen, was um mich her passierte, aber zweifellos ist mir doch eine Menge entgangen. Ob es mir gefällt oder nicht, ich kann nur von dem schreiben, was ich gesehen und gehört habe – nicht von dem, was ich nicht wahrgenommen habe. Damit gebe ich keineswegs irgendein Versäumnis zu, sondern beschreibe nur meine Vorgehensweise, meine Prinzipien. Wenn ich den Mond nicht gesehen habe, dann war der Mond auch nicht da.

Keine Minute nachdem wir das Haus betreten hatten, führte Frieda mich zu Hectors Zimmer im ersten Stock. Ich hatte gerade Zeit, mich flüchtig umzusehen, einige winzige erste Eindrücke aufzunehmen – ihr kurz geschorenes weißes Haar, ihren festen Griff, als sie mir die Hand schüttelte, ihre müden Augen –, und ehe ich irgendetwas von dem sagen konnte, was ich eigentlich hätte sagen sollen

(Danke für die Einladung; ich hoffe, es geht ihm besser), teilte sie mir mit, dass Hector noch wach sei. Er würde mich jetzt gerne sehen, sagte sie, und plötzlich sah ich nur noch ihren Rücken, als sie mir voran die Treppe hinaufstieg. Keine Zeit also, irgendwelche Beobachtungen über das Haus anzustellen – außer dass es groß war und schlicht möbliert und dass viele Zeichnungen und Gemälde an den Wänden hingen (die von Frieda stammen mochten oder auch nicht) –, keine Zeit, mir über den merkwürdigen Menschen Gedanken zu machen, der uns geöffnet hatte, einen Mann, der so klein war, dass ich ihn erst bemerkte, als Alma sich bückte und ihn mit einem Kuss auf die Wange begrüßte. Gleich darauf war Frieda erschienen, und ich erinnere mich zwar, dass die beiden Frauen einander umarmten, wüsste aber nicht zu sagen, ob Alma neben mir war, als ich die Treppe hinaufging. An dieser Stelle entschwindet sie mir jedes Mal; ich durchforste mein Gedächtnis, kann sie aber einfach nicht finden. Wenn ich oben angekommen bin, ist auch Frieda verschwunden. Es kann nicht so gewesen sein, aber in meiner Erinnerung ist es so. Wenn ich mich in Hectors Zimmer treten sehe, bin ich jedes Mal allein.

Am meisten erstaunte mich wohl die simple Tatsache, dass er einen Körper hatte. Bis ich ihn dort auf dem Bett liegen sah, hatte ich offenbar nie so richtig an ihn geglaubt. Jedenfalls nicht als wirklich lebenden Menschen, nicht so, wie ich an Alma und mich glaubte, nicht so, wie ich an Helen oder Chateaubriand glaubte. Verblüfft musste ich zugeben, dass Hector Hände und Augen hatte, Fingernägel und Schultern, einen Hals und ein linkes Ohr – dass er real und kein Phantasiegeschöpf war. Er hatte so lange in meinem Kopf gelebt, dass es mir unbegreiflich schien, dass er auch anderswo existieren konnte.

Die knochigen Hände voller Leberflecken; die knotigen Finger; die dicken, vortretenden Adern; das welke Fleisch unter seiner Haut; der halb geöffnete Mund. Als ich das Zimmer betrat, lag er, die Arme neben sich, auf dem Rücken, war aber wach und starrte wie in Trance an die Decke. Als er mir den Kopf zuwandte, sah ich, dass er Hectors Augen hatte. Gefurchte Wangen, faltige Stirn, runzliger Hals, weiße Haarbüschel – und doch erkannte ich das Gesicht als Hectors Gesicht. Es war sechzig Jahre her, dass er den Schnurrbart und den weißen Anzug getragen hatte, aber er war noch nicht ganz verschwunden. Er war alt geworden, unendlich alt, aber ein Teil von ihm war noch da.

Zimmer, sagte er. Setzen Sie sich neben mich, Zimmer, und machen Sie das Licht aus.

Seine Stimme war schwach und belegt, ein leises Gekrächze voller Seufzer und halb artikulierter Laute, aber laut genug, dass ich ihn verstehen konnte. Das R am Ende meines Namens rollte er ein wenig, und als ich die Hand ausstreckte und die Lampe auf dem Nachttisch ausmachte, fragte ich mich, ob es für ihn nicht einfacher wäre, wenn wir auf Spanisch weitersprachen. Als das Licht aus war, bemerkte ich eine zweite Lampe ganz hinten in einer Ecke des Zimmers – eine Stehlampe mit breitem Pergamentschirm – und daneben eine Frau. Sie hatte auf einem Stuhl gesessen und erhob sich jetzt, als ich zu ihr hinübersah, und als sie das tat, muss ich leicht zusammengezuckt sein – nicht nur vor Schreck, sondern weil sie winzig klein war, so klein wie der Mann, der uns die Haustür aufgemacht hatte. Die beiden maßen höchstens eins dreißig. Ich glaubte Hector hinter mir lachen zu hören (ein mattes Keuchen, die geflüsterte Andeutung eines Lachens), dann nickte die Frau mir schweigend zu und ging aus dem Zimmer.

Wer war das?, fragte ich.

Kein Grund zur Unruhe, sagte Hector. Sie heißt Conchita. Sie gehört zur Familie.

Ich hatte sie nur nicht gesehen. Das hat mich überrascht.

Ihr Bruder Juan wohnt auch hier. Es sind kleine Leute. Seltsame kleine Leute, die nicht sprechen können. Wir sind auf sie angewiesen.

Soll ich das andere Licht auch ausmachen?

Nein, so ist es gut. Nicht so grell für meine Augen. Ich bin zufrieden.

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett und beugte mich vor, um ihn möglichst gut hören zu können. Das Licht aus dem Hintergrund des Zimmers war nicht stärker als das einer Kerze, aber hell genug, dass ich Hectors Züge erkennen und ihm in die Augen sehen konnte. Ein bleicher Schein hing über dem Bett, ein gelblicher Schimmer, der sich mit Schatten und Dunkelheit mischte.

Es ist immer zu früh, sagte Hector, aber ich habe keine Angst. Ein Mann wie ich muss zerschmettert werden. Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, Zimmer. Ich habe nicht damit gerechnet.

Alma war sehr überzeugend. Sie hätten sie schon viel früher zu mir schicken sollen.

Sie haben mich tief erschüttert, Sir. Anfangs konnte ich nicht akzeptieren, was Sie getan haben. Jetzt bin ich froh darüber.

Ich habe gar nichts getan.

Sie haben ein Buch geschrieben. Ich habe dieses Buch wieder und wieder gelesen und mir jedes Mal die Frage gestellt: Wie sind Sie auf mich gekommen? Was haben Sie damit bezweckt, Zimmer?

Sie haben mich zum Lachen gebracht. Das war alles. Sie haben etwas in mir aufgebrochen, und danach sind Sie für mich zum Vorwand geworden weiterzuleben.

Davon steht in Ihrem Buch nichts. Es sagt viel Gutes über meine alten Schnurrbart-Filme, aber nichts über Sie selbst.

Es ist nicht meine Art, von mir zu reden. Das ist mir unangenehm.

Alma hat von großem Leid erzählt, von unnennbarem Schmerz. Wenn ich Ihnen geholfen habe, diesen Schmerz zu ertragen, ist das vielleicht das Beste, was ich jemals getan habe.

Ich wollte nur noch tot sein. Aus dem, was Alma mir heute Nachmittag erzählt hat, kann ich schließen, dass Sie selbst auch schon einmal so weit gewesen sind.

Alma hat recht daran getan, Ihnen das alles zu erzählen. Ich bin eine lächerliche Figur. Gott hat mir manchen Streich gespielt, und je mehr Sie davon wissen, desto besser werden Sie meine Filme verstehen. Ich freue mich schon darauf, was Sie dazu zu sagen haben werden, Zimmer. Ihre Meinung ist mir sehr wichtig.

Ich habe von Filmen keine Ahnung.

Aber Sie beschäftigen sich mit der Kunst anderer Menschen. Auch diese Bücher habe ich gelesen. Ihre Übersetzungen, Ihre Essays über Dichter. Es ist kein Zufall, dass Sie sich jahrelang mit Rimbaud befasst haben. Sie verstehen, was es heißt, sich von einer Sache abzuwenden. Ich bewundere Menschen, die so denken können. Das macht Ihre Meinung so wichtig für mich.

Bis jetzt haben Sie es ohne die Meinung anderer geschafft. Woher dieses plötzliche Bedürfnis zu erfahren, was andere denken?

Weil ich nicht allein bin. Hier leben noch andere, und ich darf nicht nur an mich selbst denken.

Nach allem, was ich weiß, haben Sie und Ihre Frau immer zusammengearbeitet.

Ja, das stimmt. Aber Alma ist ja auch noch da.

Die Biographie?

Ja, das Buch, an dem sie arbeitet. Nach dem Tod ihrer Mutter glaubte ich, ihr das schuldig zu sein. Alma besitzt so wenig, und ich hielt es für lohnend, einige meiner Gedanken über mich selbst preiszugeben, wenn sie dadurch die Chance bekäme, im Leben voranzukommen. Ich habe angefangen, mich wie ein Vater zu benehmen. Nicht das Schlechteste, was mir passieren konnte.

Ich denke, Charlie Grund ist ihr Vater.

Richtig. Aber ich bin ebenfalls ihr Vater. Alma ist das Kind dieser Ranch. Wenn sie aus meinem Leben ein Buch machen kann, wird es ihr vielleicht einmal besser gehen. Immerhin ist es eine interessante Geschichte. Eine dumme Geschichte, mag sein, aber nicht ohne interessante Momente.

Sie sagen, Ihr Schicksal kümmert Sie nicht mehr, Sie haben aufgegeben.

Mein Schicksal hat mich noch nie gekümmert. Warum sollte es mich stören, anderen als Beispiel hingestellt zu werden? Vielleicht bringt es sie zum Lachen. Das wäre kein schlechtes Resultat – die Leute noch einmal zum Lachen zu bringen. Sie haben gelacht, Zimmer. Vielleicht werden andere in Ihr Gelächter einstimmen.

Wir kamen gerade erst in Schwung, unser Gespräch lief gerade erst an, doch ehe ich auf Hectors letzte Bemerkung antworten konnte, trat Frieda ins Zimmer und berührte mich an der Schulter.

Ich denke, wir sollten ihn jetzt ausruhen lassen, sagte sie. Sie können morgen früh weiterreden.

Es war demoralisierend, so unterbrochen zu werden, aber ich konnte natürlich nicht widersprechen. Frieda hatte mir weniger als fünf Minuten mit ihm gewährt, und schon hatte er mich für sich gewonnen, schon war er mir sympathischer geworden, als ich je für möglich gehalten hätte. Wenn ein Sterbender über solche Macht gebietet, sagte ich mir, wie muss er dann erst auf der Höhe seiner Kräfte gewesen sein.

Ich weiß, dass er noch etwas sagte, bevor ich aus dem Zimmer ging, kann mich aber an den Wortlaut nicht erinnern. Etwas Einfaches und Höfliches, aber was genau, habe ich vergessen. *Fortsetzung folgt,* das könnte es gewesen sein, oder aber *Bis morgen, Zimmer*, eine alltägliche Phrase, die nichts wirklich Wichtiges aussagte – außer vielleicht, dass er noch an eine Zukunft glaubte, so kurz diese Zukunft auch sein mochte. Als ich aufstand, packte er mich am Arm. Das weiß ich noch genau. Ich erinnere mich an den kalten, krallenartigen Druck seiner Hand, und wie ich bei mir dachte: Das ist Realität. Hector Mann lebt, und seine Hand berührt mich. Ich erinnere mich auch, dass ich mir sagte: Du darfst diese Hand nicht vergessen. Wenn er den nächsten Tag nicht mehr erlebte, wäre diese Berührung der einzige Beweis dafür, dass ich ihn lebendig gesehen hatte.

AUF diese ersten hektischen Minuten folgte eine Ruhephase von mehreren Stunden. Frieda blieb oben, wachte auf dem Stuhl, auf dem ich während meines Be-

suchs bei Hector gesessen hatte, und Alma und ich gingen nach unten in die Küche, einen großen, hell erleuchteten Raum mit Steinwänden, einem Kamin und einer Reihe alter Gerätschaften, die aus den frühen sechziger Jahren zu stammen schienen. Es gefiel mir dort, es gefiel mir, neben Alma an dem langen Holztisch zu sitzen und ihre Hand auf meinem Arm zu spüren, genau dort, wo Hector mich nur Augenblicke zuvor angefasst hatte. Zwei verschiedene Gesten, zwei verschiedene Erinnerungen – eine auf der anderen. Meine Haut war zu einem Palimpsest flüchtiger Sinneseindrücke geworden, und jede Schicht trug eine Spur meiner selbst.

Das Abendessen bestand aus einer wahllosen Ansammlung warmer und kalter Gerichte: Linsensuppe, Salami, Käse, Salat, eine Flasche Rotwein. Es wurde von Juan und Conchita aufgetragen, diesen *seltsamen kleinen Leuten, die nicht sprechen konnten.* Ich will zwar nicht bestreiten, dass sie mich ein wenig aus der Fassung brachten, aber ich war doch zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um sie richtig wahrzunehmen. Die beiden seien Zwillinge, sagte Alma, sie arbeiteten seit über zwanzig Jahren für Hector und Frieda, seit ihrem achtzehnten Lebensjahr. Ich bemerkte die vollkommene Gestalt ihrer Miniaturkörper, ihre groben Bauerngesichter, ihr überschwängliches Lächeln und ihre offenkundige Gutmütigkeit; dennoch sah ich lieber Alma zu, wie sie in Gebärdensprache mit ihnen redete, als dass ich die beiden bei ihrer Kommunikation mit Alma beobachtete. Es faszinierte mich, wie fließend Alma mit den Händen sprach, wie sie mit wenigen schnellen Drehungen und Wendungen ihrer Finger ganze Sätze formulieren konnte, und da es Almas Finger waren, wollte ich auch nur ihnen zusehen. Schließlich war es schon spät, und bald

würden wir ins Bett gehen. Trotz allem anderen, was dort auf mich einstürmte, war dies das beherrschende Thema für mich.

Erinnerst du dich an die drei mexikanischen Brüder?, fragte Alma.

Die beim Bau des ersten Hauses geholfen haben?

Die Lopez-Brüder. Es gab auch vier Mädchen in der Familie, und Juan und Conchita sind die jüngsten Kinder der dritten Schwester. Die Lopez-Brüder haben die meisten Kulissen für Hectors Filme gebaut. Sie hatten zusammen elf Söhne, und sechs oder sieben dieser Jungen hat Hector zu Filmtechnikern ausgebildet. Das war die ganze Mannschaft. Die Väter haben die Sets gebaut, und die Söhne haben die Filme eingelegt und die Kamerawagen geschoben, als Tonleute und Requisiteure, Kulissenarbeiter und Beleuchter gearbeitet. Viele Jahre lang. Ich habe mit Juan und Conchita gespielt, als wir Kinder waren. Sie waren die ersten Freunde, die ich überhaupt hatte.

Schließlich kam Frieda herunter und setzte sich zu uns an den Küchentisch. Conchita wusch gerade einen Teller ab (sie stand auf einem Fußschemel an der Spüle und arbeitete in ihrem Kinderkörper so effizient wie ein Erwachsener), und als sie Frieda bemerkte, sah sie sie fragend an, als warte sie auf Anweisungen. Frieda nickte, und Conchita legte den Teller hin, trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab und ging hinaus. Kein Wort war gefallen, und doch war klar, dass sie nach oben ging und sich zu Hector setzte, dass sie schichtweise bei ihm Wache hielten.

Ich schätzte Frieda Spelling auf neunundsiebzig Jahre. Nach Almas Beschreibung hatte ich mich auf eine grimmige alte Frau gefasst gemacht – kaltschnäuzig und einschüchternd, sozusagen überlebensgroß –, aber die Person,

die sich an diesem Abend zu uns setzte, war unauffällig und schweigsam, fast reserviert in ihrem Gebaren. Kein Lippenstift, kein Make-up, nichts, was man eine Frisur hätte nennen können, und dennoch weiblich und auf eine reduzierte, körperlose Weise schön. Während ich sie betrachtete, begann ich zu spüren, dass sie einer der seltenen Menschen war, bei denen der Geist sich am Ende gegen die Materie durchsetzt. Das Alter nimmt diesen Menschen nichts. Es macht sie alt, aber es verändert sie nicht, und je länger sie leben, desto mehr und radikaler verkörpern sie sich selbst.

Verzeihen Sie das Durcheinander, Professor Zimmer, sagte sie. Sie kommen in einer schwierigen Zeit. Hector hatte einen schlimmen Vormittag, aber als ich ihm sagte, dass Sie und Alma auf dem Weg seien, wollte er unbedingt aufbleiben. Ich hoffe, das hat ihn nicht überfordert.

Wir haben uns gut unterhalten, sagte ich. Ich glaube, er ist froh, dass ich gekommen bin.

Froh ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort, aber er empfindet tatsächlich etwas, und das sehr intensiv. Sie haben in diesem Haus für reichlich Wirbel gesorgt, Professor. Ich nehme an, Sie sind sich dessen bewusst.

Ehe ich antworten konnte, schaltete sich Alma ein und wechselte das Thema. Hast du mit Huyler gesprochen?, fragte sie. Sein Atem klingt nicht gut. Viel schlechter als gestern.

Frieda seufzte und fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht – erschöpft von Schlafmangel, Aufregung und Sorgen. Ich rufe Huyler nicht an, sagte sie (mehr zu sich selbst als zu Alma, als wiederhole sie etwas, das sie schon ein Dutzend Mal gesagt hatte), weil Huyler doch nur sagen wird: *Er muss ins Krankenhaus,* und ins Krankenhaus geht Hector nicht mehr. Er hat Krankenhäuser satt. Ich habe es ihm ver-

sprechen müssen, und ich habe ihm mein Wort gegeben. Keine Krankenhäuser mehr, Alma. Was hat es also für einen Sinn, Huyler anzurufen?

Hector hat eine Lungenentzündung, sagte Alma. Er hat nur noch einen Lungenflügel, und er kann kaum noch atmen. Deshalb musst du Huyler anrufen.

Er will hier im Haus sterben, sagte Frieda. Das hat er mir in den letzten zwei Tagen stündlich gesagt, und ich werde mich seinem Wunsch nicht widersetzen. Ich habe ihm mein Wort gegeben.

Ich fahre ihn selbst ins Saint Joseph's, wenn du zu müde bist, sagte Alma.

Nicht ohne seine Erlaubnis, sagte Frieda. Und jetzt können wir nicht mit ihm reden, weil er schläft. Wenn du willst, versuchen wir's morgen früh, aber ohne seine Erlaubnis werde ich das auf keinen Fall machen.

Während die beiden Frauen weiterredeten, sah ich mich um und erblickte Juan, der auf einem Schemel vor dem Herd balancierte und in einer Pfanne Rührei briet. Als das Essen fertig war, schob er es auf einen Teller und stellte es neben Frieda auf den Tisch. Die Eier, heiß und gelb, dampften kräftig auf dem blauen Porzellan – als sei ihr Geruch sichtbar geworden. Frieda sah kurz hin, schien aber nicht zu begreifen, was das war. Es hätte ein Haufen Steine sein können, oder ein Ektoplasma, das aus dem Weltraum herabgefallen war, aber Essen war es für sie nicht, und selbst wenn sie es als Essen erkannte, hatte sie jedenfalls nicht die Absicht, es zu sich zu nehmen. Stattdessen goss sie sich ein Glas Wein ein, das sie aber nach einem Schluck wieder absetzte. Sehr behutsam schob sie das Glas von sich fort, dann mit der anderen Hand den Teller.

Ungünstiger Zeitpunkt, sagte sie zu mir. Ich hatte ge-

hofft, mit Ihnen reden zu können, Sie ein wenig kennen zu lernen, aber es sieht nicht so aus, als ob das möglich wäre.

Dazu haben wir morgen noch Zeit, sagte ich.

Möglich, sagte sie. Aber im Augenblick denke ich nur an jetzt.

Du solltest dich hinlegen, Frieda, sagte Alma. Wann hast du das letzte Mal geschlafen?

Ich weiß nicht mehr. Vorgestern, glaube ich. Die Nacht vor deiner Abreise.

Na, jetzt bin ich wieder da, sagte Alma, und David ist auch da. Du musst nicht mehr alles alleine machen.

Muss ich nicht, sagte Frieda, und hab ich auch nicht. Die kleinen Leute haben mir sehr geholfen, aber ich muss mich zu ihm setzen, falls er reden will. Für die Zeichensprache ist er zu schwach.

Ruh dich ein bisschen aus, sagte Alma. Ich bleibe bei ihm. David und ich können das zusammen machen.

Ich hoffe, du hast nichts dagegen, sagte Frieda, aber ich würde mich besser fühlen, wenn du heute Nacht hier im Haus bleiben würdest. Professor Zimmer kann drüben in deinem Haus schlafen, aber dich hätte ich lieber oben bei mir. Nur falls was passiert. Geht das? Ich habe Conchita schon das Bett im großen Gästezimmer herrichten lassen.

Gut, sagte Alma, aber David muss nicht drüben schlafen. Er kann bei mir bleiben.

Ach?, sagte Frieda völlig überrascht. Und was sagt Professor Zimmer dazu?

Professor Zimmer heißt den Plan gut, sagte ich.

Ach?, wiederholte sie, und zum ersten Mal, seit sie die Küche betreten hatte, lächelte Frieda. Das Lächeln war mir unheimlich, ein verwundertes, ein verblüfftes Lächeln, das immer breiter wurde, je länger sie zwischen Almas und mei-

nem Gesicht hin- und herblickte. Mein Gott, sagte sie, ihr zwei seid ja ganz schön schnell. Wer hätte *das* gedacht?

Niemand, wollte ich schon sagen, aber ehe ich den Mund aufbekam, klingelte das Telefon. Eine bizarre Störung, und da sie so unmittelbar auf Friedas Bemerkung folgte, schien es zwischen den beiden Ereignissen einen Zusammenhang zu geben, als habe das Telefon direkt auf diese Bemerkung reagiert. Das Klingeln verdarb die Stimmung, löschte die Heiterkeit, die sich auf ihren Zügen ausgebreitet hatte, vollkommen aus. Frieda erhob sich, und als ich sie zum Telefon gehen sah (das an der Wand neben dem offenen Durchgang hing, fünf oder sechs Schritte rechts von ihr), kam mir der Gedanke, der Zweck des Anrufs sei, ihr mitzuteilen, dass sie nicht lächeln dürfe, dass Lächeln in einem Sterbehaus nicht gestattet sei. Ein verrückter Gedanke, aber deshalb war meine Ahnung noch längst nicht verkehrt. Ich hatte gerade *niemand* sagen wollen, und als Frieda den Hörer abnahm und fragte, wer da sei, stellte sich heraus, das dort niemand war. Hallo, sagte sie, wer spricht dort?, und als niemand antwortete, fragte sie noch einmal und legte dann auf. Sie drehte sich um und sah uns mit qualvoller Miene an. Niemand, sagte sie. Niemand, verdammter Mist.

HECTOR starb wenige Stunden später, irgendwann zwischen drei und vier Uhr morgens. Alma und ich schliefen, als es geschah, nackt im Gästezimmerbett. Wir liebten uns, sprachen miteinander, liebten uns wieder, und ich kann nicht genau sagen, wann unsere Körper schließlich den Dienst versagten. Alma war in zwei Tagen zweimal

quer durchs ganze Land gereist, war Hunderte Meilen zu Flughäfen hin- und von Flughäfen weggefahren, und trotzdem vermochte sie sich aus den Tiefen des Schlafs zu reißen, als Juan an die Tür klopfte. Ich nicht. Ich schlief bei all dem Lärm und Aufruhr weiter und bekam schlichtweg gar nichts mit. Nach Jahren der Schlaflosigkeit und ruheloser Nächte schlief ich endlich einmal tief und fest, und das ausgerechnet in der einen Nacht, in der ich hätte wach sein sollen.

Erst um zehn Uhr morgens schlug ich die Augen auf. Alma saß neben mir auf der Bettkante, streichelte meine Wange und flüsterte mit ruhiger, aber drängender Stimme meinen Namen, und selbst nachdem ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben und mich auf einen Ellbogen hochgestützt hatte, behielt sie die schlimme Nachricht noch zehn oder fünfzehn Minuten für sich. Erst küssten wir uns und tauschten uns auf sehr intime Weise über unsere Gefühle aus, dann reichte sie mir einen Becher Kaffee, den sie mich bis zur Neige austrinken ließ, ehe sie zu erzählen anfing. Ich habe sie immer für die Kraft und Disziplin bewundert, die sie dabei aufbrachte. Indem sie nicht sofort von Hector sprach, gab sie mir zu verstehen, dass sie uns nicht in dieser Geschichte untergehen lassen würde. Wir hatten jetzt unsere eigene Geschichte begonnen, und die war ihr genauso wichtig wie die andere – die ihr Leben war, ihr ganzes Leben bis zu dem Augenblick, da sie mich kennen gelernt hatte.

Sie sei froh, dass ich von alldem nichts mitbekommen habe, sagte sie. Das habe ihr die Möglichkeit gegeben, eine Weile allein zu sein und ein paar Tränen zu vergießen; so habe sie, bevor der Tag anfing, das Schlimmste schon hinter sich bringen können. Das werde ein schwerer Tag, fuhr

sie fort, ein schwerer und ereignisreicher Tag für uns beide. Frieda sei auf dem Kriegspfad – sie rücke an allen Fronten vor und mache sich bereit, so bald wie möglich alles zu verbrennen.

Ich dachte, wir hätten vierundzwanzig Stunden, sagte ich.

Das dachte ich auch. Aber Frieda sagt, es muss *innerhalb* von vierundzwanzig Stunden geschehen. Wir hatten einen Riesenstreit über diesen Punkt, bevor sie weggefahren ist.

Weggefahren? Das heißt, sie ist nicht auf der Ranch?

Das war eine unglaubliche Szene. Zehn Minuten nachdem Hector gestorben ist, hat Frieda die Vista-Verde-Leichenhalle in Albuquerque angerufen und gebeten, man möge so bald wie möglich einen Wagen zu uns rausschicken. Der kam zwischen sieben und halb acht, das heißt, sie müssten jetzt fast schon zurück sein. Sie will, dass Hector heute noch eingeäschert werden soll.

Kann sie das machen? Muss man da nicht vorher eine Menge Formalitäten erledigen?

Sie braucht nur einen Totenschein. Hat der Arzt den Leichnam untersucht und festgestellt, dass Hector eines natürlichen Todes gestorben ist, kann sie machen, was sie will.

Sie muss das die ganze Zeit so geplant haben. Sie hat es dir bloß nicht erzählt.

Aber es ist haarsträubend. Während wir uns im Vorführraum Hectors Filme ansehen, wird seine Leiche in einem Ofen zu Asche verbrannt.

Und wenn sie zurückkommt, werden auch die Filme zu Asche verbrannt.

Wir haben nur ein paar Stunden. Nicht genug Zeit, sie alle zu sehen, aber zwei oder drei könnten wir schaffen, wenn wir sofort anfangen.

Nicht grade viel, wie?

Sie wollte sie schon alle heute früh verbrennen. Das habe ich ihr immerhin ausreden können.

Wie du das sagst, könnte man meinen, sie habe den Verstand verloren.

Ihr Mann ist tot, und als Erstes soll sie seine Arbeit vernichten, alles vernichten, was sie gemeinsam geschaffen haben. Wenn sie nur eine Sekunde darüber nachdenken würde, brächte sie das gar nicht fertig. Natürlich hat sie den Verstand verloren. Vor fast fünfzig Jahren hat sie ihm dieses Versprechen gegeben, und heute ist der Tag, an dem sie es einzulösen hat. Ich an ihrer Stelle würde das auch so schnell wie möglich hinter mich bringen wollen. Es hinter mich bringen – und dann zusammenbrechen. Deshalb hat Hector ihr nur vierundzwanzig Stunden gelassen. Damit sie keine Zeit zum Nachdenken hat.

Alma stand auf, und während sie umherging und die Jalousien aufzog, stieg ich aus dem Bett und zog mich an. Es waren noch hundert Dinge zu sagen, aber das mussten wir alles auf später verschieben, denn erst einmal mussten wir uns die Filme ansehen. Sonnenschein strömte durch die Fenster, als Alma die Jalousien hochriss, und füllte das Zimmer mit blendender vormittäglicher Helligkeit. Sie trug Blue Jeans, das weiß ich noch, und einen weißen Baumwollpullover. Keine Schuhe, keine Strümpfe, und die Nägel ihrer prächtigen kleinen Zehen waren rot lackiert. So hätte das nicht kommen dürfen. Ich hatte darauf gezählt, dass Hector für mich am Leben bleiben, dass er mir eine Reihe geruhsamer, beschaulicher Tage auf der Ranch gewähren würde, an denen ich nichts anderes zu tun gehabt hätte, als mir seine Filme anzusehen und im Dunkel seines Zimmers bei ihm zu sitzen. Ich wusste kaum, welche Ent-

täuschung mich mehr schmerzte, welche Frustration größer war: nie mehr mit ihm reden zu können – oder die Gewissheit, dass die Filme verbrannt würden, ehe ich Gelegenheit hätte, sie alle zu sehen.

Auf dem Weg nach unten kamen wir an Hectors Zimmer vorbei, und als ich hineinsah, zogen die kleinen Leute gerade das Bett ab. Das Zimmer war vollkommen leer geräumt. Die Gegenstände, die auf der Kommode und dem Nachttisch herumgelegen hatten, waren verschwunden (Pillenflaschen, Trinkgläser, Bücher, Thermometer, Handtücher), und abgesehen von den Decken und Kissen, die jetzt auf dem Boden lagen, wies nichts daraufhin, dass hier vor nur sieben Stunden ein Mensch gestorben war. Sie wollten gerade das unterste Laken abnehmen. Einander auf beiden Seiten des Betts gegenüberstehend, streckten sie die Hände vor und schickten sich an, die Zipfel am Kopfende herauszuziehen. Das hatte synchron zu geschehen, weil sie so klein waren (ihre Köpfe ragten kaum über die Matratze), und als das Laken sich einmal kurz aufbauschte, sah ich diverse Flecken und Verfärbungen darauf, die letzten intimen Spuren von Hectors Dasein auf der Welt. Wir alle sterben in Pisse und Blut, scheißen uns ein wie Neugeborene, ersticken an unserem eigenen Schleim. Gleich darauf lag das Laken wieder flach, und die taubstummen Diener schlugen es, indem sie am Bett hinunterschritten, übereinander und ließen es lautlos zu Boden fallen.

Alma hatte Sandwichs und Getränke vorbereitet, die wir in den Vorführraum mitnehmen konnten. Als sie in die Küche ging, um den Picknickkorb zu füllen, schlenderte ich unten durchs Haus und sah mir die Kunstwerke an den Wänden an. Allein im Wohnzimmer hingen mindestens drei Dutzend Gemälde und Zeichnungen, ein weiteres Dut-

zend im Flur: farbenfrohe, wogende abstrakte Bilder, Landschaften, Porträts, Skizzen in Bleistift und Tusche. Nichts davon war signiert, doch alles schien das Werk eines einzigen Künstlers zu sein, und dafür kam nur Frieda in Frage. Ich blieb vor einer kleinen Zeichnung stehen, die über dem Plattenschrank hing. Da ich keine Zeit hatte, mir alles anzusehen, beschloss ich, mich auf dieses eine Bild zu beschränken und den Rest zu ignorieren. Es zeigte ein Kind: einen zweijährigen Jungen, der mit geschlossenen Augen in seiner Wiege auf dem Rücken lag, offenbar schlafend. Das Papier war vergilbt und an den Rändern schon etwas brüchig, und als ich sah, wie alt es war, stand für mich fest: das Kind auf dem Bild war Tad, Hectors und Friedas toter Sohn. Nackt und biegsam die Arme und Beine; nackt der Oberkörper; eine geraffte Baumwollwindel, zusammengehalten von einer Sicherheitsnadel; die Gitterstäbe des Bettchens hinter dem Kopf nur angedeutet. Die Linienführung schien mir zupackend und spontan – eine Komposition aus rhythmischen, sicheren Strichen, die vermutlich in weniger als fünf Minuten entstanden war. Ich versuchte, mir die Szene vorzustellen, mich in den Augenblick zu versetzen, in dem die Spitze des Bleistifts zum ersten Mal das Papier berührt hatte. Eine Mutter sitzt neben ihrem Kind, das sein Mittagsschläfchen hält. Sie liest in einem Buch, doch als sie aufblickt und den Sohn in dieser ungeschützten Haltung sieht – den Kopf nach hinten und zur Seite gedreht –, kramt sie einen Bleistift aus der Jackentasche und beginnt ihn zu zeichnen. Da sie kein Papier zur Hand hat, benutzt sie die letzte Seite des Buchs, die zufällig leer ist. Als die Zeichnung fertig ist, reißt sie das Blatt aus dem Buch und legt es weg – oder lässt es drin und vergisst die ganze Sache. Und falls sie es vergisst, werden Jahre vergehen, bis sie das Buch

wieder aufschlägt und die vergessene Zeichnung entdeckt. Erst dann schneidet sie das spröde Blatt heraus, rahmt es und hängt es an die Wand. Wann das geschehen sein mochte, blieb mir verschlossen. Das konnte vor vierzig Jahren gewesen sein, es konnte vorigen Monat gewesen sein, aber wann auch immer sie auf dieses Porträt ihres Sohnes gestoßen war, war der Junge auf jeden Fall schon tot gewesen – vielleicht schon seit langem, vielleicht schon länger, als ich am Leben war.

Als Alma aus der Küche kam, nahm sie mich an der Hand und führte mich aus dem Wohnzimmer in einen angrenzenden Flur mit weiß getünchten Stuckwänden und rotem Kachelboden. Ich möchte dir etwas zeigen, sagte sie. Ich weiß, unsere Zeit ist knapp, aber es dauert höchstens eine Minute.

Wir gingen an zwei oder drei Türen vorbei ans Ende des Flurs und blieben dann vor der letzten Tür stehen. Alma stellte den Essenskorb ab und zog einen dicken Schlüsselbund aus der Tasche. An dem Ring mochten fünfzehn bis zwanzig Schlüssel befestigt sein, aber sie fand sofort den richtigen und schob ihn ins Schloss. Hectors Arbeitszimmer, sagte sie. Hier hat er mehr Zeit verbracht als irgendwo sonst. Die Ranch war seine Welt, und das hier war das Zentrum dieser Welt.

Das Zimmer war voller Bücher. Das fiel mir beim Eintreten als Erstes auf – wie viele Bücher dort waren. Drei der vier Wände waren vom Fußboden bis zur Decke mit Regalen besetzt, und diese Regale waren bis zum letzten Zentimeter mit Büchern voll gestopft. Weitere Haufen und Stapel türmten sich auf Stühlen und Tischen, auf dem Teppich, auf dem Schreibtisch. Leinenbände und Taschenbücher, neue Bücher und alte Bücher, Bücher in Englisch,

Spanisch, Französisch und Italienisch. Der Schreibtisch war ein langer Holztisch und stand in der Mitte des Zimmers – ein Pendant des Tisches, der in der Küche stand –, und unter den Titeln darauf, an die ich mich noch erinnere, war auch *Mein letzter Seufzer* von Luis Buñuel. Da das Buch aufgeschlagen und umgedreht vor dem Sessel lag, fragte ich mich, ob Hector es an dem Tag gelesen haben mochte, an dem er gestürzt war und sich das Bein gebrochen hatte – dem letzten Tag, den er jemals in seinem Arbeitszimmer verbracht hatte. Ich wollte es schon aufheben und nachsehen, an welcher Stelle er aufgehört hatte, als Alma mich wieder an der Hand nahm und zu den Regalen in der hinteren Ecke des Zimmers führte. Ich glaube, das wird dich interessieren, sagte sie. Sie zeigte auf eine Reihe Bücher ein paar Handbreit über ihrem Kopf (aber genau auf meiner Augenhöhe), und ich sah, dass sie alle von französischen Autoren stammten: Baudelaire, Balzac, Proust, Lafontaine. Etwas weiter links, sagte Alma, und als ich den Blick nach links über die Buchrücken wandern ließ und zu ergründen versuchte, was sie mir wohl zeigen wollte, entdeckte ich plötzlich die vertrauten grüngoldenen Rücken der zweibändigen Pléiade-Ausgabe von Chateaubriands *Mémoires d'outre-tombe.*

Das hätte mich völlig kalt lassen können, tat es aber nicht. Chateaubriand war kein obskurer Schriftsteller, aber es bewegte mich, dass Hector das Buch gelesen hatte, dass er dasselbe Labyrinth von Erinnerungen betreten hatte, durch das ich in den vergangenen achtzehn Monaten gewandert war. Auch dies war ein Berührungspunkt, ein weiteres Glied in der Kette zufälliger Begegnungen und eigenartiger Einverständnisse, die mich von Anfang an zu ihm hingezogen hatte. Ich nahm den ersten Band aus dem Re-

gal und schlug ihn auf. Ich wusste, dass Alma und ich es eilig hatten, konnte aber nicht dem Drang widerstehen, ein paar Seiten mit den Fingern zu befühlen, einige der Worte zu berühren, die Hector in der Stille dieses Zimmers gelesen hatte. Das Buch öffnete sich irgendwo in der Mitte, und mir fiel auf, dass ein Satz schwach mit Bleistift unterstrichen war. *Les moments de crise produisent un redoublement de vie chez les hommes.* Augenblicke der Krise bewirken eine Steigerung der Lebenskräfte. Oder vielleicht etwas pointierter: Der Mensch beginnt erst dann richtig zu leben, wenn er mit dem Rücken an der Wand steht.

WIR eilten mit unseren Sandwichs und kalten Getränken in den heißen Sommermorgen hinaus. Einen Tag zuvor waren wir in New England durch die Zerstörungen eines Gewittersturms gefahren. Jetzt gingen wir unter wolkenlosem Himmel durch die Wüste und atmeten dünne, nach Wacholder duftende Luft. Weiter rechts sah ich Hectors Bäume, und als wir außen um den Garten herumschritten, lärmten im hohen Gras die Zikaden los. Tupfer von Schafgarbe, Flohkraut und Labkraut. Ich war überwachsam, erfüllt von einer Art irrer Entschlossenheit, in einer konfusen Stimmungsmelange aus Angst, Erwartung und Glück – als hätte ich drei Köpfe, die alle auf einmal arbeiteten. In weiter Ferne erhob sich eine gigantische Bergkette; hoch oben kreiste ein Raubvogel; ein blauer Schmetterling landete auf einem Stein. Wir hatten uns noch keine hundert Meter vom Haus entfernt, und schon spürte ich, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat. Alma

zeigte auf ein lang gestrecktes, eingeschossiges Lehmziegelgebäude, vor dessen rissigen Zementstufen Unkraut wucherte. Dort haben die Schauspieler und Techniker geschlafen, wenn gerade ein Film produziert wurde, sagte sie, aber jetzt waren die Fenster mit Brettern zugenagelt, Wasser und Strom abgestellt. Der Gebäudekomplex für die Postproduktion lag noch einmal fünfzig Meter weiter, aber was meine Aufmerksamkeit fesselte, war das Haus dahinter. Das Filmstudio war ein riesiger, unregelmäßiger Würfel, der weiß in der Sonne gleißte, ein Anblick, der in dieser Gegend einen seltsamen Eindruck auf mich machte, eher wie ein Flugzeughangar oder ein Lastwagendepot als ein Ort, an dem man Filme drehte. Einer plötzlichen Regung folgend, drückte ich Almas Hand und verschränkte dann meine Finger mit ihren. Welchen Film sehen wir uns als Erstes an?, fragte ich.

Das Innenleben des Martin Frost.

Warum den und keinen anderen?

Weil es der kürzeste ist. Den können wir auf jeden Fall zu Ende sehen, und wenn Frieda dann noch nicht zurück ist, nehmen wir uns den nächstkürzeren vor. Was Besseres ist mir nicht eingefallen.

Das ist alles meine Schuld. Ich hätte schon vor einem Monat kommen sollen. Du glaubst gar nicht, wie blöd ich mir vorkomme.

Friedas Briefe waren nicht sehr einladend. Ich an deiner Stelle hätte auch gezögert.

Erst konnte ich nicht akzeptieren, dass Hector noch am Leben ist. Und als ich es dann akzeptierte, konnte ich nicht akzeptieren, dass er im Sterben lag. Diese Filme liegen hier seit Jahren herum. Wenn ich sofort gehandelt hätte, hätte ich sie alle sehen können. Ich hätte sie mir zwei-

oder dreimal ansehen, sie auswendig lernen und ganz in mich aufnehmen können. Und jetzt müssen wir uns hetzen, um wenigstens einen zu sehen. Absurd.

Hadere nicht mit dir, David. Ich habe monatelang versucht, die beiden davon zu überzeugen, dass du auf die Ranch kommen solltest. Wenn hier jemand Schuld hat, dann ich. Ich war zu langsam. Ich bin es, die sich blöd vorkommt.

Alma öffnete die Tür mit einem anderen ihrer Schlüssel, und kaum traten wir über die Schwelle in das Gebäude hinein, sank die Temperatur um zehn Grad. Die Aircondition lief, und falls man sie nicht die ganze Zeit laufen ließ (was ich bezweifelte), musste Alma heute Morgen also schon einmal hier gewesen sein. Das schien nicht weiter wichtig, doch als ich kurz darüber nachgedacht hatte, stieg unendliches Mitgefühl in mir auf. Um sieben oder halb acht hatte sie Frieda mit Hectors Leichnam fortfahren sehen, und statt dann zu mir zu kommen und mich zu wecken, war sie zum Postproduktions-Gebäude hinübergegangen und hatte die Aircondition angestellt. Dann hatte sie, während es allmählich kühler wurde, zweieinhalb Stunden lang allein hier drin gesessen und Hector betrauert, weil sie sich erst ausweinen musste, ehe sie wieder vor mich treten konnte. In diesen Stunden hätten wir schon einen ganzen Film sehen können, aber da war sie noch nicht so weit, und so war ihr ein Teil des Tages unter den Händen zerronnen. Alma war nicht hart. Sie war tapferer, als ich ihr zugetraut hatte, aber hart war sie nicht, und als ich ihr durch den kalten Korridor zum Vorführraum folgte, begriff ich endlich, wie furchtbar dieser Tag für sie werden würde, wie furchtbar er bereits gewesen war.

Türen links, Türen rechts, aber keine Zeit, eine davon

zu öffnen, keine Zeit, irgendwo hineinzugehen und im Schneideraum oder im Tonstudio herumzustöbern, keine Zeit, auch nur zu fragen, ob die ganze Technik überhaupt noch da sei. Am Ende des Korridors wandten wir uns nach links in einen weiteren Gang, dessen kahle Wände (mattblau, erinnere ich mich) aus Schlackensteinen gemauert waren, und gelangten schließlich durch eine Doppeltür in das kleine Theater. Drei Reihen gepolsterte Klappsessel – ungefähr acht bis zehn pro Reihe –, der Fußboden leicht abwärts geneigt. Die Leinwand, ohne Bühne oder Vorhang davor, war direkt an der Wand befestigt, ein undurchsichtiges weißes Rechteck aus Plastik mit winzigen Perforationen, das einen matten Glanz ausstrahlte. In der Vorführkabine, die etwas aus der hinteren Wand hervorragte, war Licht; und als ich mich danach umdrehte, fiel mir als Erstes auf, dass dort zwei Projektoren waren – und dass in jedem davon ein Film eingelegt war.

Von einigen Daten und Zahlen abgesehen, erzählte Alma mir nicht viel über den Film. *Das Innenleben des Martin Frost* sei der vierte Film, den Hector auf der Ranch gedreht habe, sagte sie; nach Abschluss der Dreharbeiten habe er weitere fünf Monate daran gesessen, ehe er am 12. August die Endfassung bei einer Privatvorführung vorgestellt habe. Der Film habe eine Spieldauer von einundvierzig Minuten. Wie alle Filme Hectors sei *Martin Frost* in Schwarzweiß gedreht, unterscheide sich aber dadurch ein wenig von den anderen, dass man ihn als Komödie bezeichnen könne (beziehungsweise als Film mit komischen Elementen); er sei also das einzige seiner späteren Werke, das in einem gewissen Zusammenhang mit den Slapstickfilmen der zwanziger Jahre stehe. Sie habe ihn wegen seiner Länge ausgewählt, sagte sie, jedoch bedeute das nicht, dass er kein guter Aus-

gangspunkt sei. In diesem Film habe ihre Mutter ihre erste Rolle für Hector gespielt, und wenn es auch nicht gerade ihr ehrgeizigstes gemeinsames Projekt gewesen sei, sei es immerhin wohl das bezauberndste. Alma wandte kurz den Blick ab. Sie holte einmal tief Luft, dann drehte sie sich wieder zu mir um und fügte hinzu: Faye war damals so lebendig, so stark. Ich kann nie genug von ihr bekommen.

Ich wartete darauf, dass sie noch mehr erzählte, aber bei dieser einen Bemerkung blieb es; es war der einzige Satz, der so etwas wie eine subjektive Meinung zum Ausdruck brachte. Nach kurzem Schweigen klappte sie den Picknickkorb auf und nahm ein Notizbuch und einen Kugelschreiber heraus – Letzterer zum Schreiben im Dunkeln mit einer winzigen Lichtquelle ausgestattet. Falls du dir was notieren willst, sagte sie. Als ich die Sachen entgegennahm, beugte sie sich vor und gab mir einen Kuss auf die Wange – ein Küsschen, wie ein Schulmädchen –, dann drehte sie sich um und ging zur Tür. Zwanzig Sekunden später vernahm ich ein Klopfen. Ich blickte auf, und da war sie wieder, hinter der Glasscheibe der Vorführkabine, und winkte mir zu. Ich winkte zurück – warf ihr vielleicht sogar eine Kusshand zu –, und als ich es mir auf dem mittleren Sitz in der ersten Reihe bequem machte, ließ Alma das Licht ausgehen. Sie kam erst wieder herunter, als der Film vorbei war.

ICH brauchte etwas Zeit, mich zu orientieren, mich in dem Film zurechtzufinden. Die Handlung war mit so trockenem Realismus gefilmt, mit so ausschließlicher Konzentration auf die Einzelheiten des Alltagslebens, dass

mir die Magie der Geschichte zunächst völlig entging. Der Film begann wie jede andere Liebeskomödie, und in den ersten zwölf oder fünfzehn Minuten hielt Hector sich exakt an die abgedroschenen Konventionen dieses Genres: die zufällige Begegnung von Mann und Frau, das Missverständnis, das die beiden auseinander bringt, die plötzliche Wendung und die Explosion des Verlangens, der jähe Liebestaumel, das Auftreten von Schwierigkeiten, das Ringen mit Zweifeln, die Überwindung der Zweifel – was alles (so glaubte ich jedenfalls) auf ein triumphales Happy End zusteuerte. Aber etwa nach dem ersten Drittel wurde mir klar, dass ich mich geirrt hatte. Ungeachtet aller Äußerlichkeiten spielte der Film nicht in Tierra del Sueño oder auf dem Gelände der Blue Stone Ranch. Vielmehr spielte er im Kopf eines Mannes – und die Frau, die in diesen Kopf hineingeraten war, war nicht real. Sie war ein Geist, eine Phantasiegestalt des Mannes, eine flüchtige Erscheinung, die seine Muse werden sollte.

Wäre der Film irgendwo anders gedreht worden, wäre ich vielleicht nicht so begriffsstutzig gewesen. Die Unmittelbarkeit der Landschaft verwirrte mich, und in den ersten Minuten musste ich gegen den Eindruck ankämpfen, dass ich es hier mit einem gut gemachten, technisch anspruchsvollen Amateurfilm zu tun hatte. Das Haus in dem Film war Hectors und Friedas Haus; der Garten war ihr Garten; die Straße war ihre Straße. Sogar Hectors Bäume waren da – vielleicht jünger und dürrer als heute, aber doch dieselben Bäume, an denen ich vor zehn Minuten auf dem Weg zum Postproduktions-Gebäude vorbeigekommen war. Und da war das Schlafzimmer, in dem ich nachts zuvor geschlafen hatte, der Stein, auf dem vorhin der Schmetterling gelandet war, der Küchentisch, von dem Frieda aufgestanden

war, um ans Telefon zu gehen. Bis der Film sich vor mir auf der Leinwand entwickelte, waren alle diese Dinge real gewesen. Jetzt, in den Schwarzweißbildern von Charlie Grunds Kamera, wurden sie zu Bestandteilen einer fiktiven Welt. Ich sollte sie als Schatten deuten, aber mein Kopf brauchte einige Zeit, sich darauf einzustellen. Immer wieder sah ich sie als das, was sie waren, und nicht als das, was sie sein sollten.

Der Vorspann lief stumm ab, ohne Musik im Hintergrund, ohne akustische Hinweise, die den Zuschauer auf das Folgende vorbereiteten. Eine Folge weiß auf schwarz beschrifteter Tafeln mit den wesentlichen Informationen. Das Innenleben des Martin Frost. Drehbuch und Regie: Hector Spelling. Mitwirkende: Norbert Steinhaus und Faye Morrison. Kamera: C. P. Grund. Kulissen und Kostüme: Frieda Spelling. Der Name Steinhaus sagte mir nichts, und als der Schauspieler wenig später auf der Leinwand erschien, war ich mir sicher, dass ich ihn nie zuvor gesehen hatte. Ein großer, schlaksiger Mann Mitte dreißig, mit durchdringendem, aufmerksamem Blick und etwas schütteren Haaren. Nicht besonders gut oder heldenhaft aussehend, aber sympathisch, menschlich, und mit einem Mienenspiel, das auf eine gewisse Geistestätigkeit schließen ließ. Ich sah ihm gerne zu und sträubte mich nicht, seiner Darstellung zu glauben; genau dies aber fiel mir bei Almas Mutter ziemlich schwer. Nicht weil sie keine gute Schauspielerin war, und nicht weil sie mich enttäuscht hätte (sie war reizend anzuschauen und spielte ihre Rolle ausgezeichnet), sondern schlicht weil sie Almas Mutter war. Zweifellos steigerte diese Tatsache das Gefühl der Verwirrung, das ich zu Beginn des Films erlebte. Dort war Almas Mutter – aber jung, fünfzehn Jahre jünger, als Alma jetzt war –, und

ich musste einfach nach Hinweisen auf Alma suchen, nach Spuren einer Ähnlichkeit zwischen den beiden. Faye Morrison war dunkler und größer als Alma, unstreitig schöner als Alma, aber ihre Körper waren von ähnlicher Gestalt, und der Ausdruck ihrer Augen, die Neigung ihrer Köpfe und der Klang ihrer Stimmen hatten ebenfalls manches gemeinsam. Ich will damit nicht sagen, dass sie wie Zwillinge wirkten, aber es gab so viele Parallelen, so viele genetische Echos, dass ich mir vorstellen konnte, ich sähe Alma ohne das Muttermal vor mir, Alma, bevor ich sie kennen gelernt hatte, Alma als Mädchen von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren – Alma, die in Gestalt ihrer Mutter eine Alternativversion ihres eigenen Lebens lebte.

Der Film beginnt mit einer langsamen, methodischen Kamerafahrt durch das Haus. Die Kamera gleitet an den Wänden entlang, schwebt über die Möbel im Wohnzimmer und kommt schließlich vor der Tür zum Stillstand. *Das Haus war leer*, berichtet eine Stimme aus dem Off, und gleich darauf öffnet sich die Tür, und Martin Frost tritt ein, in einer Hand einen Koffer, in der anderen eine Tüte mit Lebensmitteln. Als er die Tür hinter sich zutritt, fährt der Erzähler fort: *Ich hatte drei Jahre lang an einem Roman geschrieben und fühlte mich erschöpft, ich brauchte Ruhe. Als die Spellings beschlossen, den Winter in Mexiko zu verbringen, boten sie mir an, hier in ihrem Haus zu wohnen. Hector und Frieda waren gute Freunde von mir, und beide wussten, wie sehr mich die Arbeit an dem Buch mitgenommen hatte. Ich fand, ein paar Wochen in der Wüste könnten mir gut tun, und so stieg ich eines Morgens in mein Auto und fuhr von San Francisco nach Tierra del Sueño. Ich hatte keine Pläne. Ich wollte einfach nur hier sein und nichts tun, das Leben eines Steins führen.*

Während wir Martins Erzählung lauschen, sehen wir ihn

durchs Haus gehen. Er bringt die Lebensmittel in die Küche, aber kaum hat er die Tüte auf der Anrichte abgestellt, folgt ein Schnitt ins Wohnzimmer, wo wir ihn mit suchendem Blick vor den Bücherregalen sehen. Als er die Hand nach einem Buch ausstreckt, springen wir nach oben ins Schlafzimmer, wo Martin Schubladen auf- und zumacht und seine Sachen in die Kommode legt. Eine Schublade knallt zu, und schon sitzt er auf dem Bett und testet die Federung der Matratze. Diese schroffe, effektvoll inszenierte Montage kombiniert Nahaufnahmen und Halbtotalen zu einer Folge leicht schiefer Blickwinkel, Tempowechsel und kleiner optischer Überraschungen. Normalerweise würde man zu einer solchen Sequenz Musik erwarten, aber Hector verzichtet auf Instrumente und verlässt sich ganz auf natürliche Geräusche: das Knarren der Bettfedern, Martins Schritte auf dem Kachelboden, das Rascheln der Papiertüte. Die Kamera richtet sich auf die Zeiger einer Uhr, und bei den letzten Worten des einleitenden Monologs *(Ich wollte einfach nur hier sein und nichts tun, das Leben eines Steins führen)* wird das Bild langsam unscharf. Es folgt Schweigen. Ein paar Sekunden lang scheint es, als habe alles angehalten – die Stimme, die Geräusche, die Bilder –, und dann wechselt der Schauplatz ganz abrupt nach draußen ins Freie. Martin geht durch den Garten. Der Totalen schließt sich eine Nahaufnahme an: Martins Gesicht. Dann wird schleppend und ausführlich die Umgebung gezeigt: Bäume und Sträucher, der Himmel, eine Krähe, die sich auf dem Ast einer Pappel niederlässt. Als die Kamera ihn wieder findet, hockt Martin am Boden und beobachtet eine Ameisenprozession. Wir hören den Wind in den Bäumen – ein lang gezogenes Rauschen wie das Tosen der Meeresbrandung. Martin blickt auf, hebt schützend die Hände

über die Augen, und wieder führt uns ein Schnitt in einen anderen Teil der Landschaft: Wir sehen einen Felsen, über den eine Eidechse kriecht. Die Kamera schwenkt eine Handbreit hoch, und am oberen Bildrand schwebt eine Wolke über dem Felsen. *Aber wie konnte ich das ahnen?,* sagt Martin. *Ein paar Stunden Stille, ein paar Züge Wüstenluft, und mit einem Mal ging mir die Idee für eine Geschichte durch den Kopf. So scheint es mit Geschichten immer zu gehen. Erst ist nichts. Und plötzlich ist etwas da und lauert in dir.*

Die Kamera zieht von einer Nahaufnahme von Martins Gesicht zu einer Totalen der Bäume auf. Wieder pfeift der Wind, und als die Blätter und Zweige unter der Attacke zu zittern beginnen, steigert sich das Rauschen zu einem pulsierenden, atemartigen Wogen, einem hohlen, rhythmischen Heulen. Die Einstellung dauert drei oder vier Sekunden länger, als wir erwarten. Die Wirkung dieser Szene ist seltsam ätherisch, doch gerade als wir uns fragen wollen, was dieses eigenartige Beharren zu bedeuten haben könnte, werden wir jäh ins Haus zurückversetzt. Ein harter, abrupter Schnitt. Martin sitzt an einem Tisch in einem der oberen Zimmer und hämmert auf einer Schreibmaschine herum. Wir hören die Tasten klappern und sehen ihn aus verschiedenen Blickwinkeln und Entfernungen an seiner Geschichte arbeiten. *Es sollte kein langer Text werden,* sagt er. *Fünfundzwanzig oder dreißig Seiten, höchstens vierzig. Ich wusste nicht, wie viel Zeit ich dafür brauchen würde, beschloss aber, im Haus zu bleiben, bis ich damit fertig wäre. Das war der neue Plan. Ich würde die Geschichte schreiben, und ich würde erst gehen, wenn ich sie fertig hätte.*

Das Bild wird schwarz. Als es weitergeht, ist es morgens. Wir sehen Martins Gesicht von ganz nahe, er schläft, sein Kopf ruht auf dem Kissen. Die Sonne scheint durch die

Fensterläden, und während er die Augen aufschlägt und sich aus dem Schlaf ringt, zieht die Kamera auf und zeigt uns etwas, das nicht wahr sein kann, das gegen die Regeln der Vernunft verstößt. Martin hat die Nacht nicht allein verbracht. Neben ihm im Bett schläft eine Frau, und als die Kamera weiter ins Zimmer zurückfährt, sehen wir sie unter der Bettdecke, zusammengerollt auf der Seite, Martin zugewandt – ihr linker Arm liegt lässig auf seiner Brust, ihre langen dunklen Haare fließen bis über sein Kissen. Als Martin allmählich aus seiner Betäubung auftaucht, bemerkt er den nackten Arm auf seiner Brust, dann erkennt er, dass der Arm zu einem Körper gehört, und nun fährt er senkrecht hoch und macht ein Gesicht wie jemand, dem man einen Elektroschock verpasst hat.

Von der plötzlichen Bewegung durchgerüttelt, stöhnt die junge Frau, vergräbt das Gesicht im Kopfkissen und macht schließlich die Augen auf. Zunächst scheint sie Martin nicht zu bemerken. Noch benommen, noch auf dem mühsamen Rückweg ins Bewusstsein, wälzt sie sich auf den Rücken und gähnt. Als sie die Arme ausstreckt, streift sie mit der rechten Hand Martins Körper. Ein, zwei Sekunden lang geschieht nichts, dann stützt sie sich sehr langsam auf, starrt in Martins verwirrtes, entsetztes Gesicht und kreischt auf. Fast im selben Augenblick schleudert sie die Decke weg, springt aus dem Bett und rennt in einer Mischung aus wilder Panik und Verlegenheit durchs Zimmer. Sie hat nichts an. Kein bisschen, gar nichts, nicht einmal den Hauch eines verhüllenden Schattens. Atemberaubend in ihrer Nacktheit, die bloßen Brüste und den bloßen Bauch frontal zur Kamera, stürmt sie auf das Objektiv zu, reißt ihren Morgenmantel von einer Stuhllehne und fahrt hastig in die Ärmel.

Es dauert eine Weile, das Missverständnis aufzuklären. Martin, nicht weniger aufgebracht und erregt als seine mysteriöse Bettgenossin, gleitet aus dem Bett, zieht seine Hose an und fragt sie dann, wer sie ist und was sie hier zu suchen hat. Die Frage scheint sie zu verletzen. Nein, sagt sie, wer ist *er*, und was hat *er* hier zu suchen? Martin kann es nicht fassen. Was reden Sie da?, sagt er. Ich bin Martin Frost – nicht dass Sie das was anginge –, und wenn Sie mir nicht auf der Stelle sagen, wer Sie sind, hole ich die Polizei. Unerklärlicherweise reagiert sie auf seine Erklärung mit Verwunderung. Sie sind Martin Frost?, sagt sie. Der echte Martin Frost? Genau das habe ich soeben gesagt, sagt Martin zunehmend gereizt, soll ich es noch einmal wiederholen? Nun ja, ich kenne Sie, antwortet die junge Frau. Nicht dass ich Sie wirklich kenne, aber ich weiß, wer Sie sind. Sie sind ein Freund von Hector und Frieda.

Was sie mit Hector und Frieda zu tun habe?, will Martin wissen, und als sie erklärt, sie sei Friedas Nichte, fragt er sie zum dritten Mal nach ihrem Namen. Claire, sagt sie schließlich. Claire, und weiter? Sie zögert kurz und sagt dann: Claire… Claire Martin. Martin schnaubt entrüstet. Soll das, fragt er, ein Witz sein? Ich kann doch nichts dafür, sagt Claire. Ich heiße wirklich so.

Und was haben Sie hier zu suchen, Claire *Martin*?

Frieda hat mich eingeladen.

Als Martin sie ungläubig ansieht, nimmt sie ihre Handtasche vom Stuhl. Nachdem sie einige Sekunden lang darin herumgewühlt hat, zieht sie einen Schlüssel heraus und hält ihn Martin hin. Sehen Sie?, sagt sie. Den hat Frieda mir geschickt. Das ist der Haustürschlüssel.

Noch gereizter als zuvor greift Martin in seine Hosentasche, zieht einen genau gleichen Schlüssel hervor und hält

ihn Claire wütend hin – fuchtelt ihr damit vor der Nase herum. Und warum hat Hector mir dann den hier geschickt?, fragt er.

Weil…. erwidert Claire, indem sie vor ihm zurückweicht, weil… er Hector ist. Und Frieda hat mir den hier geschickt, weil sie Frieda ist. So was machen die beiden immer wieder.

Claires Bemerkung hat eine unbestreitbare Logik. Martin kennt seine Freunde gut genug, um einzusehen, dass ihnen derart unkoordinierte Handlungen absolut zuzutrauen sind. Zwei Leute zur gleichen Zeit ins Haus einladen: so etwas kann man von den Spellings ohne weiteres erwarten.

Martin beginnt mit zerknirschter Miene im Zimmer auf und ab zu gehen. Das gefällt mir nicht, sagt er. Ich bin hier, weil ich allein sein will. Ich habe zu arbeiten, und wenn Sie hier im Haus sind… naja, dann bin ich eben nicht allein, richtig?

Keine Sorge, sagt Claire. Ich werde Sie nicht stören. Ich bin ebenfalls zum Arbeiten hier.

Claire, so stellt sich heraus, ist Studentin. Sie bereite sich auf den Abschluss in Philosophie vor, sagt sie, und habe viele Bücher zu lesen, in wenigen Wochen müsse sie die Arbeit eines ganzen Semesters erledigen. Martin ist skeptisch. Was haben hübsche Mädchen mit Philosophie zu tun?, scheint sein Blick zu fragen, und dann quetscht er sie über das Studium aus, fragt nach dem College, das sie besucht, nach dem Namen des Professors, bei dem sie studiert, nach den Titeln der Bücher, die sie zu lesen hat, und so weiter. Claire überhört geflissentlich die Beleidigung, die in diesen Fragen steckt. Sie gehe aufs Cal Berkeley, sagt sie. Ihr Professor sei Norbert Steinhaus, das Seminar heiße

«Von Descartes zu Kant: Grundlagen der modernen philosophischen Forschung».

Ich verspreche, ganz leise zu sein, sagt Claire. Ich bringe meine Sachen in ein anderes Zimmer; Sie werden gar nicht merken, dass ich hier bin.

Martin sind die Argumente ausgegangen. Na schön, gibt er widerstrebend nach, ich gehe Ihnen aus dem Weg, Sie gehen mir aus dem Weg. Abgemacht?

Abgemacht. Sie geben sich die Hand darauf, und als Martin aus dem Zimmer stapft, um mit der Arbeit an seiner Geschichte anzufangen, schwenkt die Kamera herum und fährt langsam auf Claires Gesicht zu. Die Aufnahme ist bezwingend in ihrer Schlichtheit: Zum ersten Mal sehen wir Claire in Ruhe, und durch die geduldige und fließende Bewegung der Kamera entsteht der Eindruck, dass sie nicht die Absicht hat, uns Claire von außen zu zeigen, sondern eher, dass sie in sie eindringen und ihre Gedanken lesen, sie liebkosen will. Claire folgt Martin mit den Augen, sieht ihn aus dem Zimmer gehen, und kurz nachdem die Kamera vor ihr zur Ruhe gekommen ist, hören wir die Tür ins Schloss fallen. Claires Gesichtsausdruck ändert sich nicht. Bis bald, Martin, sagt sie. Ihre Stimme ist leise, kaum mehr als ein Flüstern.

Den Rest des Tages arbeiten Martin und Claire in verschiedenen Zimmern. Martin sitzt im Arbeitszimmer am Schreibtisch, tippt, schaut aus dem Fenster, tippt wieder, liest sich murmelnd vor, was er geschrieben hat. Claire, die in Jeans und Sweatshirt wie eine Studentin aussieht, lümmelt sich mit den *Prinzipien der menschlichen Erkenntnis* von George Berkeley auf dem Bett. Einmal bemerken wir kurz, dass der Name des Philosophen in Blockbuchstaben auf ihrem Sweatshirt steht: BERKELEY – was zufällig auch der

Name ihres Colleges ist. Hat das etwas zu bedeuten, oder ist es nur ein kleiner optischer Scherz? Während die Szene zwischen den beiden Zimmern hin- und herwechselt, liest Claire laut vor: *Und es scheint nicht weniger offensichtlich, dass die verschiedenen, von den Sinnesorganen wahrgenommenen Empfindungen oder Ideen, sosehr sie auch miteinander vermischt oder verschmolzen sein mögen, nirgendwo anders existieren können als in dem Geist, der sie wahrnimmt.* Und weiter: *Zweitens wird der Einwand erhoben, dass zwischen wirklichem Feuer und der Idee des Feuers, zwischen dem Traum oder der Vorstellung, verbrannt zu werden, und dem tatsächlichen Vorgang ein großer Unterschied besteht.*

Am späten Nachmittag klopft es an die Tür. Claire liest weiter, doch als sich, diesmal lauter, das Klopfen wiederholt, legt sie das Buch weg und sagt, Martin könne hereinkommen. Die Tür öffnet sich eine Handbreit, und Martins Kopf erscheint. Verzeihung, sagt er. Ich war heute früh nicht sehr nett zu Ihnen. Das hätte ich nicht tun dürfen. Eine steife, plumpe Entschuldigung, aber so unbeholfen und zaghaft vorgetragen, dass sie Claire ein amüsiertes, vielleicht sogar etwas mitleidiges Lächeln entlockt. Ein Kapitel müsse sie noch schaffen, sagt sie. Wie war's, wenn sie sich in einer halben Stunde im Wohnzimmer treffen und etwas trinken würden? Gute Idee, sagt Martin. Wenn sie schon hier zusammen seien, könnten sie sich auch wie zivilisierte Menschen betragen.

Schnitt ins Wohnzimmer. Martin und Claire haben eine Flasche Wein aufgemacht, aber Martin wirkt immer noch nervös, ein wenig im Zweifel darüber, was er von dieser seltsamen, attraktiven Philosophieleserin halten soll. In einem unbeholfenen Versuch, einen Scherz zu machen, zeigt er auf ihr Sweatshirt und fragt: Steht da Berkeley, weil Sie

gerade Berkeley lesen? Und wenn Sie anfangen, Hume zu lesen, ziehen Sie dann eins mit seinem Namen an?

Claire lacht. Nein, nein, sagt sie, das wird verschieden ausgesprochen. *Berk*-ley und *Bark*-ley. Das erste ist ein College, das andere der Philosoph. Das wissen Sie doch. Jeder weiß das.

Es wird aber gleich geschrieben, sagt Martin. Also ist es dasselbe Wort.

Es wird gleich geschrieben, sagt Claire, aber es sind zwei verschiedene Wörter.

Claire will noch mehr sagen, unterbricht sich aber, denn plötzlich wird ihr bewusst, dass Martin sie auf den Arm nimmt. Sie setzt ein breites Lächeln auf, hält Martin ihr Glas hin und bittet ihn, ihr nachzuschenken. Sie haben eine Kurzgeschichte über zwei Leute mit demselben Namen geschrieben, sagt sie, und ich will Ihnen einen Vortrag über die Prinzipien des Nominalismus halten. Das muss am Wein liegen. Ich kann nicht mehr klar denken.

Sie haben diese Geschichte also gelesen, sagt Martin. Damit sind Sie einer von höchstens sechs Menschen im Universum, die das getan haben.

Ich habe alles von Ihnen gelesen, antwortet Claire. Die beiden Romane und den Erzählungsband.

Aber ich habe nur einen Roman veröffentlicht.

Aber den zweiten haben Sie schon fertig, oder? Sie haben Hector und Frieda das Manuskript gegeben. Frieda hat es mir geliehen, und vorige Woche habe ich es gelesen. *Reisen in der Schreibstube.* Ich halte es für das Beste, was Sie bisher geschrieben haben.

Jegliche Vorbehalte, die Martin ihr gegenüber gehabt haben mag, haben sich nun in Luft aufgelöst. Claire ist nicht nur lebendig und intelligent, nicht nur schön anzuschauen,

sondern sie kennt und versteht auch seine Arbeit. Er schenkt sich noch einmal das Glas voll. Claire verbreitet sich über die Struktur seines neuen Romans, und Martin lehnt sich lächelnd zurück und lauscht ihren ebenso prägnanten wie schmeichelhaften Ausführungen. Es ist das erste Mal seit der Eröffnungsszene des Films, dass der nachdenkliche, immer ernste Martin Frost sich locker gibt. Mit anderen Worten, sagt er, Miss Martin ist mit dem Buch einverstanden. O ja, sagt Claire, absolut. Miss Martin ist mit Martin einverstanden. Dieses Spiel mit ihren Namen bringt sie auf den Scherz mit Berk-ley/Bark-ley zurück, und Martin wiederholt die Bitte, sie möge ihm das Wort auf ihrem Sweatshirt erklären. Welches von beiden ist gemeint?, sagt er. Der Mann oder das College? Beides, antwortet Claire. Das können Sie halten, wie Sie wollen.

Bei diesen Worten blitzen ihre Augen schelmisch auf. Irgendetwas ist ihr in den Sinn gekommen – ein Gedanke, eine Idee, eine plötzliche Eingebung. Oder aber, sagt sie, indem sie ihr Glas auf den Tisch stellt und sich von der Couch erhebt, es hat überhaupt nichts zu bedeuten.

Um dies zu demonstrieren, zieht sie sich das Hemd über den Kopf und wirft es ruhig zu Boden. Darunter trägt sie nur einen schwarzen Spitzen-BH – schwerlich die Art von Kleidung, die man bei einer so ernsten Studentin der Ideengeschichte erwarten würde. Aber auch dies ist natürlich eine Idee, und nachdem sie diese jetzt mit einer so kühnen und entschiedenen Geste in die Tat umgesetzt hat, kann Martin nur mit offenem Mund staunen. Nicht in seinen wildesten Träumen hätte er sich ausmalen können, dass die Dinge sich so schnell entwickeln würden.

Nun, sagt er schließlich, auch auf diese Weise kann man die Verwirrung beseitigen.

Einfache Logik, erwidert Claire. Ein philosophischer Beweis.

Und doch, fährt Martin nach einer weiteren langen Pause fort, schafft man, indem man die eine Art von Verwirrung beseitigt, nur eine andere.

Ach, Martin, sagt Claire. Seien Sie nicht verwirrt. Ich versuche so deutlich zu sein, wie ich kann.

Es gibt eine schmale Grenze zwischen Charme und Aggressivität – ob man sich jemandem an den Hals wirft oder der Natur ihren Lauf lässt. In dieser Szene, die mit den eben gesprochenen Worten endet *(Ich versuche so deutlich zu sein, wie ich kann)*, gelingt es Claire, beides zugleich auszudrücken. Sie verführt Martin, tut dies aber auf so kluge, unbeschwerte Weise, dass es uns gar nicht in den Sinn kommt, ihre Motive in Frage zu stellen. Sie will ihn, weil sie ihn will. Wir haben es hier mit der Tautologie des Begehrens zu tun, und statt weiter über die unendlichen Nuancen eines solchen Vorhabens zu debattieren, kommt sie sofort zur Sache. Das Ausziehen des Sweatshirts ist als Erklärung ihrer Absichten keineswegs vulgär. Es ist ein Augenblick von souveräner Größe, und von diesem Augenblick an ist Martin klar, dass er seinen Meister gefunden hat.

Sie landen im Bett. Es ist dasselbe Bett, in dem sie sich am Morgen kennen gelernt haben, aber diesmal haben sie es nicht eilig, voneinander loszukommen, jede Berührung zu meiden und in ihre Kleider zu steigen. Sie stürzen, im Gehen einander umschlungen haltend, zur Tür herein, und als sie sich in einem Knäuel aus Armen, Beinen und Mündern aufs Bett werfen, bleibt uns kein Zweifel mehr, wohin all dies Tasten und Stöhnen führen wird. Nach den 1946 geltenden Konventionen des Kinos hätte die Szene hier abbrechen müssen. Sobald Mann und Frau sich zu küssen an-

fingen, musste der Regisseur einen Schnitt machen: weg vom Schlafzimmer, stattdessen aufflatternde Spatzen, tosende Brandung oder ein Zug, der in einen Tunnel einfährt – irgendeins der stereotypen Symbole für körperliche Leidenschaft, die Erfüllung der Fleischeslust –, aber New Mexico war nicht Hollywood, und Hector konnte die Kamera so lange weiterlaufen lassen, wie es ihm gefiel. Kleider werden abgelegt, nackte Haut ist zu sehen, und Martin und Claire beginnen ihr Liebesspiel. Alma hatte Recht, mich auf die erotischen Momente in Hectors Filmen hinzuweisen, falsch war nur ihre Annahme, dass sie mich schockieren könnten. Ich fand die Szene ziemlich verhalten, geradezu schmerzlich in der Banalität ihrer Absicht. Die Beleuchtung ist schwach, die Körper sind in Schatten getaucht, und das Ganze dauert nur etwa neunzig bis hundert Sekunden. Hector will uns nicht aufreizen oder erregen, vielmehr sollen wir vergessen, dass wir einen Film sehen, und wenn Martin anfängt, mit dem Mund über Claires Körper zu streichen (über ihre Brüste und die Wölbung der rechten Hüfte, über ihr Schamhaar und das weiche Innere ihrer Schenkel), möchten wir tatsächlich glauben, dass wir es vergessen haben. Auch hier wird keine Musik gespielt. Die einzigen Geräusche, die wir hören, sind Atemzüge, das Rascheln von Laken und Decken, das Knarren der Bettfedern, das Rauschen des Windes in den Bäumen, draußen in der unsichtbaren Dunkelheit.

Am nächsten Morgen setzt Martin seinen Bericht fort. Zu einer Montage, die andeutet, dass unterdessen fünf oder sechs Tage vergehen, erzählt er uns vom Fortgang seiner Geschichte und seiner wachsenden Liebe zu Claire. Wir sehen ihn allein an seiner Schreibmaschine, sehen Claire allein mit ihren Büchern, sehen die beiden zusammen an

verschiedenen Stellen im Haus. Sie machen Essen in der Küche, küssen sich auf dem Sofa im Wohnzimmer, gehen im Garten spazieren. Einmal hockt sich Martin auf den Fußboden neben seinem Schreibtisch, taucht einen Pinsel in eine Farbdose und schreibt die Buchstaben H-U-M-E auf ein weißes T-Shirt. Später sitzt Claire in diesem T-Shirt im Schneidersitz auf dem Bett und liest ein Buch des nächsten Philosophen auf ihrer Liste, David Hume. Zwischen diesen kleinen Vignetten sind Nahaufnahmen von allerlei Gegenständen verteilt, abstrakte Details, die in keinem erkennbaren Zusammenhang zu Martins Ausführungen stehen: ein Topf mit kochendem Wasser, eine Wolke Zigarettenrauch, weiße Vorhänge, die in der Laibung eines halb geöffneten Fensters flattern. Dampf, Rauch, Wind – ein Katalog formloser, körperloser Dinge. Martin schildert eine Idylle, einen Moment anhaltenden und vollkommenen Glücks, aber die traumartigen Bilder, die uns die Kamera dazu auf der Leinwand zeigt, sagen uns, dass wir der Oberfläche der Dinge nicht trauen dürfen, dass wir am Zeugnis unserer Augen zweifeln sollen.

Einmal sehen wir Martin und Claire beim Mittagessen in der Küche. Martin erzählt ihr gerade eine Geschichte (*Und dann habe ich zu ihm gesagt: Wenn du mir nicht glaubst, beweise ich es dir. Und dann habe ich in die Tasche gegriffen und* –), als das Telefon klingelt. Martin steht auf, um abzunehmen, und sobald er aus dem Bild verschwindet, schwenkt die Kamera herum und richtet sich auf Claire. Ihr Gesichtsausdruck wechselt von geselliger Heiterkeit zu Bestürzung, vielleicht sogar Angst. Es ist Hector, der aus Cuernavaca anruft; wir können zwar nicht hören, was er sagt, aber aus Martins Reaktionen ist deutlich genug zu schließen, worum es geht. Offenbar nähert sich der Wüste eine Kaltfront.

Der Heizkessel ist nicht in Ordnung, und wenn die Temperatur wirklich so sehr fallen sollte, wie man erwartet, muss Martin den Wartungsdienst kommen lassen. Falls etwas schief geht, soll er Jim anrufen, Jim Fortunato von der Klempnerei Fortunato.

Es geht bloß um ein banales Alltagsproblem, aber je länger Claire sich das anhört, desto unruhiger wird sie. Als Martin beiläufig ihren Namen erwähnt *(Ich habe Claire gerade von der Wette erzählt, die wir bei meinem letzten Besuch hier abgeschlossen haben),* steht Claire auf und rennt aus dem Zimmer. Martin ist überrascht von ihrem plötzlichen Verschwinden, aber diese Überraschung ist nichts im Vergleich zu der, die er eine Sekunde später erlebt. *Was soll das heißen: Wer ist Claire?,* sagt er zu Hector. *Claire Martin, Friedas Nichte.* Wir brauchen Hectors Antwort nicht zu hören, um zu erfahren, was er sagt. Ein Blick auf Martins Gesicht, und wir begreifen, dass Hector ihm geantwortet hat, er habe noch nie von ihr gehört, er wisse nichts von einer Claire.

Unterdessen ist Claire bereits draußen und läuft vom Haus weg. In einer Reihe schneller, scharfer Schnitte sehen wir Martin aus der Haustür stürzen und ihr nachsetzen. Er ruft ihr hinterher, aber Claire läuft weiter, und erst nach weiteren zehn Sekunden hat er sie eingeholt. Er streckt die Hand aus, packt sie von hinten am Ellbogen, schleudert sie herum und zwingt sie, stehen zu bleiben. Beide sind außer Atem. Schwer keuchend, nach Luft ringend, bringt keiner von ihnen ein Wort heraus.

Schließlich sagt Martin: Was soll das, Claire? Erklär mir, was das soll. Als Claire nicht antwortet, beugt er sich vor und schreit ihr ins Gesicht: Du musst es mir sagen!

Nicht so laut, sagt Claire mit ruhiger Stimme. Du brauchst nicht so zu schreien, Martin.

Ich habe gerade erfahren, dass Frieda einen Bruder hat, sagt Martin. Der hat zwei Kinder, und das sind zufällig beides Jungen. Sie hat also zwei Neffen, Claire, aber keine Nichte.

Mir ist nichts Besseres eingefallen, sagt Claire. Ich wollte unbedingt, dass du mir vertraust. Ich dachte, nach ein paar Tagen würdest du schon von allein dahinter kommen – und dann hätte es keine Rolle mehr gespielt.

Dahinter kommen?

Bis jetzt hat Claire verlegen gewirkt, ein wenig zerknirscht, nicht so sehr beschämt ob ihres Täuschungsmanövers als vielmehr enttäuscht, dass man ihr auf die Schliche gekommen ist. Doch als Martin seine Unwissenheit bekennt, ändert sich ihr Gesichtsausdruck. Nun scheint sie aufrichtig erstaunt. Verstehst du nicht, Martin?, sagt sie. Wir sind seit einer Woche zusammen, und du willst mir erzählen, dass du das immer noch nicht kapierst?

Ganz offensichtlich versteht er es nicht – ebenso wenig wie wir. Die schöne kluge Claire ist zu einem Rätsel geworden, und je mehr sie redet, desto weniger vermögen wir ihr zu folgen.

Wer bist du?, fragte Martin. Was zum Teufel treibst du hier?

Ach, Martin, sagt Claire, plötzlich den Tränen nahe. Es ist doch egal, wer ich bin.

Von wegen. Das ist nicht egal.

Doch, mein Liebling, es ist völlig egal.

Wie kannst du das sagen?

Es ist egal, weil du mich liebst. Weil du mich begehrst. Allein das zählt. Alles andere ist unwichtig.

Die Szene endet mit einer Nahaufnahme von Claires Gesicht; es wird ausgeblendet, und bevor das nächste Bild

erscheint, hören wir wie von weitem das leise Geklapper von Martins Schreibmaschine. Mit einer langsamen Aufblende hellt sich die Leinwand wieder auf, und gleichzeitig scheinen die Tippgeräusche näher zu kommen, als bewegten wir uns von außen ins Haus hinein, die Treppe hinauf bis vor Martins Zimmertür. Als das neue Bild scharf wird, ist die gesamte Leinwand mit einer extremen Nahaufnahme von Martins Augen gefüllt. Die Kamera bleibt mehrere Sekunden in dieser Position, und erst als die Erzählerstimme wieder einsetzt, zieht sie sich zurück und zeigt uns Martins Gesicht, Martins Schultern, Martins Hände auf der Schreibmaschine und schließlich Martin an seinem Schreibtisch. Ohne in der Rückwärtsbewegung innezuhalten, verlässt die Kamera das Zimmer und schwebt durch den Flur. *Leider,* sagt Martin, *hatte Claire Recht. Ich habe sie geliebt, und ich habe sie begehrt. Aber wie kann man jemanden lieben, dem man nicht vertraut?* Die Kamera hält vor Claires Tür. Wie auf telepathisches Kommando schwingt die Tür auf – und schon sind wir drinnen und fahren auf Claire zu, die vor einem Frisierspiegel sitzt und sich schminkt. Ihr Körper ist in einen Unterrock aus schwarzem Satin gehüllt, die Haare hat sie zu einem lose geschlungenen Knoten hochgesteckt, ihr Nacken ist frei. *Claire war wie keine andere,* sagt Martin. *Sie war stärker als alle anderen, wilder als alle anderen, klüger als alle anderen. Ich hatte mein Leben lang auf sie gewartet, und doch, als wir nun zusammen waren, bekam ich es mit der Angst zu tun. Was verbarg sie vor mir? Welch furchtbares Geheimnis wollte sie mir nicht verraten? Ein Teil von mir dachte, ich sollte einfach verschwinden – einfach meine Sachen packen und gehen, bevor es zu spät wäre. Und ein anderer Teil von mir dachte: Sie stellt mich auf die Probe. Wenn ich durchfalle, verliere ich sie.*

Augenbrauenstift, Wimperntusche, Wangenrouge, Puder, Lippenstift. Während Martin seinen konfusen selbstkritischen Monolog hält, macht Claire vor dem Spiegel weiter und verwandelt sich von einem Frauentyp in einen anderen. Die impulsive Range verschwindet, statt ihrer erscheint eine glamouröse, raffinierte Verführerin, ein Filmstar. Claire steht auf, schlängelt sich in ein enges schwarzes Cocktailkleid, steigt in ein Paar Stöckelschuhe – und wir erkennen sie kaum noch wieder. Sie ist schlichtweg hinreißend: selbstbeherrscht, zuversichtlich, das Inbild weiblicher Macht. Mit einem leisen Lächeln auf den Lippen prüft sie sich ein letztes Mal im Spiegel und geht dann aus dem Zimmer.

Schnitt auf den Flur. Claire klopft bei Martin an und sagt: Das Essen ist fertig, Martin. Ich warte unten auf dich.

Schnitt ins Esszimmer. Claire sitzt am Tisch und wartet auf Martin. Sie hat bereits die Vorspeisen hingestellt, der Wein ist entkorkt, die Kerzen brennen. Martin kommt schweigend herein. Claire begrüßt ihn mit einem warmen, freundlichen Lächeln, aber Martin ignoriert es. Er wirkt misstrauisch, bedrückt, völlig unsicher, wie er sich verhalten soll.

Claire argwöhnisch musternd, geht er an die Tischseite, die sie für ihn gedeckt hat, zieht den Stuhl heraus und schickt sich an, Platz zu nehmen. Der Stuhl macht einen soliden Eindruck, aber kaum senkt er sein Gewicht darauf, zerbricht er in ein Dutzend Stücke. Martin stürzt zu Boden.

Diese komische Wendung kommt völlig unerwartet. Claire bricht in lautes Gelächter aus, aber Martin ist keineswegs amüsiert. Breitbeinig auf dem Hintern hockend, kocht er vor Wut und verletztem Stolz, und je länger Claire ihn auslacht (sie kann nicht anders, es ist einfach zu ko-

misch), desto lächerlicher sieht er aus. Ohne ein Wort zu sagen, stemmt er sich langsam hoch, tritt die Stuhltrümmer beiseite und nimmt sich einen anderen Stuhl. Diesmal setzt er sich vorsichtig hin, und als er endlich die Gewissheit hat, dass der Stuhl die nötige Stabilität besitzt, wendet er seine Aufmerksamkeit dem Essen zu. Sieht gut aus, sagt er in einem verzweifelten Versuch, seine Würde zu bewahren, seine Verlegenheit zu unterdrücken.

Claire scheint sich über seine Bemerkung unbändig zu freuen. Mit strahlendem Lächeln beugt sie sich zu ihm vor und fragt: Wie kommst du mit deiner Geschichte voran, Martin?

Unterdessen hat Martin mit der linken Hand ein Zitronenviertel genommen, um es über seinem Spargel auszupressen. Statt sofort auf Claires Frage zu antworten, drückt er die Zitrone mit Daumen und Zeigefinger – und der Saft spritzt ihm ins Auge. Martin schreit auf. Wieder bricht Claire in Gelächter aus, und wieder ist unser mürrischer Held kein bisschen amüsiert. Er taucht seine Serviette in sein Wasserglas und betupft sich das Auge, um das Brennen loszuwerden. Er wirkt deprimiert, zutiefst gedemütigt von diesem neuen Beweis seiner Ungeschicklichkeit. Als er schließlich die Serviette weglegt, wiederholt Claire die Frage.

Also, Martin, sagt sie, wie kommst du mit deiner Geschichte voran?

Martin hält es kaum noch aus. Er will ihre Frage nicht beantworten, sondern sieht ihr in die Augen und fragt: Wer bist du, Claire? Was machst du hier?

Claire lächelt ihn unerschüttert an. Nein, sagt sie, erst musst du meine Frage beantworten. Wie kommst du mit deiner Geschichte voran?

Martin sieht aus, als platze ihm gleich der Kragen. Wütend über ihre ausweichende Reaktion, starrt er sie nur schweigend an.

Bitte, Martin, sagt Claire. Es ist sehr wichtig.

Mühsam seinen Zorn beherrschend, brummt Martin sarkastisch – die Worte sind nicht direkt an Claire gerichtet; er denkt nur laut, spricht mit sich selbst: Willst du das wirklich wissen?

Ja, ich will es wirklich wissen.

Na schön… na schön, ich sag dir, wie ich vorankomme. Es… (er überlegt kurz) – es (denkt weiter nach)… Eigentlich geht es ganz gut voran.

Ganz gut… oder sehr gut?

Hm… (überlegt)… sehr gut. Ich würde sagen, es geht sehr gut voran.

Siehst du?

Was soll ich sehen?

Ach, Martin. Das ist doch klar.

Nein, Claire, ist es nicht. Ich sehe gar nichts. Wenn du die Wahrheit wissen willst, ich verstehe überhaupt nichts mehr.

Du Ärmster. Du solltest nicht so streng mit dir sein.

Martin lächelt sie lahm an. Sie sind in eine Art Sackgasse geraten, fürs Erste ist nichts mehr zu sagen. Claire macht sich über ihren Teller her. Sie isst mit offensichtlichem Vergnügen, genießt ihre Kreation mit zögernden kleinen Bissen. Hmm, sagt sie. Nicht schlecht. Und wie schmeckt es dir, Martin?

Martin hebt die Gabel, um zu probieren, doch gerade als er sich das Essen in den Mund schieben will, sieht er zu Claire hinüber; ihr leises, wonniges Stöhnen lenkt ihn ab, er vergisst für einen Augenblick, was er gerade tun will, und

lässt die Hand um ein paar Grad sinken. Die Gabel nähert sich weiter seinem Mund, und ein dünnes Rinnsal Salatdressing tröpfelt herunter und landet auf seinem Hemd. Martin bekommt davon zunächst nichts mit, doch als er den Mund öffnet und sein Blick auf das Spargelstück vor seiner Nase fällt, bemerkt er, was sich da abspielt. Er fährt zurück und lässt die Gabel fallen. Herrgott!, sagt er. Schon wieder!

Die Kamera schneidet auf Claire (die zum dritten Mal laut auflacht) und fährt auf sie zu. Die Nahaufnahme ähnelt der am Ende der Schlafzimmerszene zu Beginn des Films, doch während Claires Miene, als sie Martin aus dem Zimmer gehen sah, ganz unbewegt war, ist sie jetzt lebhaft, geradezu entzückt, und scheint ein schier überirdisches Vergnügen auszudrücken. *Sie war damals so lebendig,* hatte Alma gesagt, *so stark.* Keine andere Szene des Films gibt den Eindruck von Fülle und Leben besser wieder als diese. Für einige Sekunden ist Claire unzerstörbar geworden, die Verkörperung reiner menschlicher Ausstrahlung. Dann löst sich das Bild auf, bricht vor einem lückenlos schwarzen Hintergrund auseinander; Claires Lachen ist noch etwas länger zu hören, bricht dann aber ebenfalls auseinander – verliert sich in Echos, zerstückelten Atemzügen und immer entfernter klingendem Widerhall.

Es folgt eine längere Stille, und in den nächsten zwanzig Sekunden beherrscht ein nächtliches Bild die Leinwand: der Mond am Himmel. Wolken treiben vorüber, der Wind raschelt in den Bäumen darunter, im Wesentlichen ist aber nichts als der Mond zu sehen. Es ist ein gewollt krasser Wechsel, der uns den komischen Klamauk der Szene davor sehr schnell vergessen lässt. *In dieser Nacht,* sagt Martin, *habe ich einen der wichtigsten Entschlüsse meines Lebens gefasst.*

Ich habe beschlossen, keine weiteren Fragen mehr zu stellen. Claire hat mich gebeten, ihr blindlings zu vertrauen, mich einfach fallen zu lassen, und statt sie weiter zu bedrängen, beschloss ich, die Augen zu schließen und den Sprung zu wagen. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, aber damit war nicht gesagt, dass es das Risiko nicht wert war. Und so fiel ich, und fiel... und als ich nach einer Woche schon das Gefühl hatte, es könnte nichts mehr schiefgehen, brach Claire zu einem Spaziergang auf.

Martin sitzt im ersten Stock an seinem Schreibtisch. Er dreht sich von der Schreibmaschine weg und blickt aus dem Fenster, und ein Gegenschnitt zeigt uns aus seinem Blickwinkel, also von oben, in einer langen Einstellung, wie Claire allein im Garten umhergeht. Die Kaltfront ist offenbar angekommen. Claire trägt Mantel und Schal, sie hat die Hände in den Taschen, leichter Schneefall hat den Boden bestäubt. Als die Kamera auf Martin zurückschneidet, sieht er immer noch aus dem Fenster – er kann den Blick einfach nicht von ihr losreißen. Wiederum Gegenschnitt, und wieder sehen wir Claire allein im Garten. Sie macht ein paar Schritte, dann bricht sie völlig unvermittelt zusammen. Der Sturz ist grauenhaft effektvoll. Kein benommenes Schwanken, kein allmähliches Nachgeben der Knie. Claire fällt einfach zwischen einem Schritt und dem nächsten in totale Bewusstlosigkeit, und so plötzlich, so gnadenlos, wie ihre Kräfte sie verlassen, könnte man meinen, sie sei tot.

Die Kamera fährt vom Fenster aus auf Claire zu und bringt ihren leblosen Körper in den Vordergrund. Schon sehen wir Martin zu ihr hinlaufen, atemlos, in Panik. Er sinkt auf die Knie, wiegt ihren Kopf in seinen Händen und forscht nach irgendeinem Lebenszeichen. Wir wissen nicht mehr, was wir erwarten sollen. Die Geschichte hat sich auf

eine andere Ebene verlagert: Während wir uns eben noch kaputtgelacht haben, sehen wir uns jetzt einer zermürbenden, melodramatischen Szene gegenüber. Endlich schlägt Claire die Augen auf, aber erst nach so langer Zeit, dass wir erkennen: Das ist keine Erholung, sondern bloß ein Aufschub, ein böses Omen. Sie blickt zu Martin auf und lächelt. Das Lächeln ist irgendwie vergeistigt, nach innen gerichtet, es ist das Lächeln eines Menschen, der nicht mehr an die Zukunft glaubt. Martin küsst sie, dann bückt er sich, hebt Claire vom Boden auf und trägt sie zum Haus. *Sie schien nicht ernstlich krank,* sagt er. *Nur ein kleiner Ohnmachtsanfall, dachten wir. Aber am nächsten Morgen erwachte Claire mit hohem Fieber.*

Schnitt. Wir sehen Claire im Bett. Martin umsorgt sie wie eine Krankenschwester, misst ihre Temperatur, gibt ihr Aspirin, tupft ihr mit einem feuchten Handtuch die Stirn, flößt ihr mit einem Löffel Brühe ein. *Sie hat nicht geklagt,* fährt er fort. *Ihre Haut war fiebrig heiß, aber sie schien guten Mutes. Nach einer Weile scheuchte sie mich aus dem Zimmer. Schreib deine Geschichte weiter, sagte sie. Ich möchte lieber bei dir bleiben, erklärte ich, aber Claire lachte nur, zog einen komischen Schmollmund und sagte, wenn ich nicht auf der Stelle an die Arbeit ginge, werde sie aus dem Bett springen, sich die Kleider vom Leib reißen und nackt ins Freie laufen. Und das hätte ihr sicher nicht gut getan, oder?*

Als Nächstes sehen wir Martin am Schreibtisch, er tippt an seiner Geschichte. In dieser Szene ist der Ton besonders aufdringlich – das rasende Rattern der Tasten, ein Stakkato hektischer Aktivität –, und nur langsam nimmt die Lautstärke ab, bis es nahezu still ist und Martin wieder zu sprechen anfängt. Schnitt zurück ins Schlafzimmer. Wir sehen eine Folge einzelner, sehr detaillierter Nahaufnah-

men, Stillleben aus der winzigen Welt um Claires Krankenlager: ein Glas Wasser, den Rücken eines Buchs, ein Thermometer, den Knauf an der Nachttischschublade. *Aber am nächsten Morgen,* erzählt Martin, *war das Fieber noch schlimmer. Ich sagte ihr, ich werde mir den Tag freinehmen, ob ihr das gefalle oder nicht. Stundenlang saß ich bei ihr, und im Lauf des Nachmittags schien es sich mit ihr zum Besseren zu wenden.*

Die Kamera zieht zu einer Totalen auf und zeigt Claire aufrecht im Bett: Sie wirkt wieder so munter wie eh und je. Mit spöttischem Ernst in der Stimme liest sie Martin aus einem Text von Kant vor:… *dass die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen... und dass, wenn wir unser Subjekt oder auch nur die subjektive Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objekte im Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden.*

Der Alltag scheint zurückzukehren. Claire ist auf dem Weg der Besserung, und am nächsten Tag wendet sich Martin wieder seiner Geschichte zu. Er arbeitet zwei, drei Stunden durch, dann macht er eine Pause, um bei Claire nach dem Rechten zu sehen. Als er ihr Zimmer betritt, liegt sie schlafend unter einem Berg von Steppdecken. Es ist kalt in dem Zimmer – so kalt, dass Martin den eigenen Atem sieht, wenn er ausatmet. Hector hat ihn wegen des Heizkessels gewarnt, aber Martin hat offenbar vergessen, sich darum zu kümmern. Nach diesem Anruf sind zu viele verrückte Dinge passiert, und auf den Namen Fortunato kann er sich nicht mehr besinnen.

Es gibt aber einen Kamin in dem Zimmer, und etwas Brennholz ist ebenfalls vorhanden. So leise wie möglich, um Claire nicht zu wecken, schickt Martin sich an, Feuer zu machen. Als die Flammen auflodern, schiebt er die

Scheite mit einem Schürhaken zusammen, wobei ihm einer unter den anderen wegrutscht. Das Geräusch dringt in Claires Schlaf. Sie bewegt sich, wälzt sich mit leisem Stöhnen unter den Decken und schlägt die Augen auf. Martin, noch immer vor dem Kamin, fährt herum. Ich wollte dich nicht wecken, sagt er. Entschuldige.

Claire lächelt. Sie wirkt schwach, physisch erschöpft, kaum bei Bewusstsein. Hallo, Martin, flüstert sie. Wie geht's meinem schönen Mann?

Martin tritt ans Bett, setzt sich und legt Claire eine Hand auf die Stirn. Du glühst ja richtig, sagt er.

Mir geht's gut, antwortet sie. Alles in Ordnung.

Das ist der dritte Tag, Claire. Ich finde, wir sollten einen Arzt holen.

Nicht nötig. Gib mir einfach noch ein paar Aspirin. In einer halben Stunde bin ich wieder wie neu.

Martin schüttelt drei Aspirin aus der Flasche und gibt sie ihr mit einem Glas Wasser. Als Claire die Tabletten schluckt, sagt Martin: Das gefällt mir nicht. Ich finde wirklich, du solltest dich von einem Arzt untersuchen lassen.

Claire gibt ihm das leere Glas, und er stellt es auf den Tisch zurück. Erzähl mir von deiner Geschichte, sagt sie. Dann geht's mir gleich besser.

Du solltest dich ausruhen.

Bitte, Martin. Nur ein bisschen.

Da er sie nicht enttäuschen, ihre Kräfte aber auch nicht überstrapazieren will, beschränkt Martin sich auf eine Zusammenfassung in wenigen Sätzen. Es ist dunkel, sagt er. Nordstrum hat das Haus verlassen. Anna ist auf dem Weg, aber das weiß er nicht. Wenn sie nicht bald kommt, läuft er in die Falle.

Schafft sie's?

Das spielt keine Rolle. Wichtig ist nur, dass sie zu ihm kommt.

Sie hat sich doch in ihn verliebt, oder?

Auf ihre Weise, ja. Sie riskiert ihr Leben für ihn. Das ist auch eine Form von Liebe, stimmt's?

Claire antwortet nicht. Martins Frage hat sie überwältigt, sie bringt vor Rührung kein Wort heraus. Ihre Augen füllen sich mit Tränen, ihre Lippen beben, ihre Miene strahlt wie in Verzückung. Es ist, als sei sie zu irgendeiner Erkenntnis über sich selbst gelangt, als habe ihr ganzer Körper plötzlich zu leuchten angefangen. Wie lange brauchst du noch?, fragt sie.

Zwei oder drei Seiten, sagt Martin. Ich bin kurz vor dem Ende.

Dann geh jetzt und schreib.

Das kann warten. Ich mach's morgen.

Nein, Martin, mach's jetzt. Mach's jetzt gleich.

Die Kamera verweilt ein paar Sekunden auf Claires Gesicht – und auf einmal, wie angetrieben von ihrer eindringlichen Bitte, sitzt Martin wieder am Schreibtisch und tippt. Dies leitet eine Reihe von Gegenschnitten zwischen den beiden Darstellern ein. Das Bild wechselt von Martin zu Claire, von Claire zu Martin, und nachdem es zehnmal so hin und her gegangen ist, begreifen wir endlich, verstehen wir endlich, was passiert ist. Dann geht Martin wieder zu ihr, und nach zehn weiteren Bildern hat auch er es endlich begriffen.

1. Claire krümmt sich in heftigen Schmerzen auf dem Bett, krampfhaft bemüht, nicht um Hilfe zu rufen.
2. Martin gelangt ans Ende der Seite, zieht das Blatt aus der Maschine und legt das nächste ein. Er tippt weiter.
3. Wir sehen den Kamin. Das Feuer ist fast ausgegangen.

4. Nahaufnahme von Martins Fingern beim Tippen.
5. Nahaufnahme von Claires Gesicht. Sie ist schwächer als vorhin, windet sich nicht mehr.
6. Nahaufnahme von Martins Gesicht. Am Schreibtisch, tippend.
7. Nahaufnahme des Kamins. Nur noch glühende Asche.
8. Halbtotale von Martin. Er tippt das letzte Wort seiner Geschichte. Kurze Pause. Dann zieht er das Blatt aus der Maschine.
9. Halbtotale von Claire. Sie bebt leicht auf- und scheint zu sterben.
10. Martin steht am Schreibtisch und legt das Manuskript zusammen. Er verlässt das Arbeitszimmer, die fertige Geschichte in der Hand.
11. Martin tritt lächelnd in Claires Zimmer. Er sieht nach dem Bett, und gleich darauf ist das Lächeln verschwun den.
12. Halbtotale von Claire. Martin setzt sich neben sie und legt ihr die Hand auf die Stirn. Keine Reaktion. Er presst ihr sein Ohr auf die Brust – immer noch keine Reaktion. In jäher Panik wirft er das Manuskript bei seite; verzweifelt bemüht, sie aufzuwärmen, beginnt er mit beiden Händen ihren Körper zu massieren. Sie ist ganz schlaff, ihre Haut kalt; sie atmet nicht mehr.
13. Der Kamin. Die erlöschende Glut. Kein Brennholz mehr da.
14. Martin springt vom Bett auf. Er schnappt sich das Ma nuskript und stürzt damit zum Kamin. Er wirkt wie ein Besessener, außer sich vor Angst. Es gibt nur noch eins zu tun – und es muss getan werden. Jetzt. Ohne zu zö gern zerknüllt Martin die erste Seite seiner Geschichte und wirft sie in den Kamin.

15. Nahaufnahme des Kamins. Das Papierknäuel landet in der Glut und geht in Flammen auf. Wir hören, wie Mar tin die nächste Seite zerknüllt. Gleich darauf landet das zweite Knäuel in der Glut und flammt auf.
16. Schnitt zu einer Nahaufnahme von Claires Gesicht. Ihre Augenlider zucken.
17. Halbtotale von Martin, der vor dem Kamin kauert. Er packt das nächste Blatt, zerknüllt es und wirft es hin ein. Wieder schlagen die Flammen hoch.
18. Claire macht die Augen auf.
19. In fliegender Hast knüllt Martin weitere Blätter zu sammen und wirft sie in den Kamin. Eins nach dem an deren fangen sie Feuer, eins entzündet sich am ande ren. Die Flammen schlagen immer höher.
20. Claire richtet sich auf. Blinzelt verwirrt, gähnt, reckt die Arme; von Krankheit keine Spur mehr. Sie ist aus dem Reich der Toten zurückgekehrt.

Allmählich kommt sie zu sich, sieht im Zimmer umher, und als sie Martin, der immer noch wie rasend sein Manuskript zerknüllt und ins Feuer wirft, vor dem Kamin erblickt, macht sie ein bestürztes Gesicht. Was tust du da?, fragt sie. Mein Gott, Martin, was tust du da?

Ich kaufe dich zurück, sagt er. Siebenunddreißig Seiten für dein Leben, Claire. Das beste Geschäft, das ich jemals gemacht habe.

Aber das geht nicht. Das ist nicht erlaubt.

Mag sein. Aber ich tue es trotzdem, siehst du? Ich habe die Regeln geändert.

Claire ist völlig außer sich, kurz davor, in Tränen auszubrechen. Ach, Martin, sagt sie. Du weißt nicht, was du da getan hast.

Ohne sich von Claires Einwänden entmutigen zu lassen,

wirft Martin ein Blatt nach dem anderen in die Flammen. Als er zum letzten kommt, dreht er sich triumphierend zu ihr um. Siehst du, Claire?, sagt er. Das sind doch nur Worte. Siebenunddreißig Seiten – alles nur Worte.

Er setzt sich aufs Bett, und Claire umschlingt ihn mit den Armen. Eine überraschend heftige und leidenschaftliche Geste, und zum ersten Mal seit Beginn des Films macht Claire einen ängstlichen Eindruck. Sie will ihn, und sie will ihn nicht. Sie ist begeistert, sie ist entsetzt. Sie ist immer die Starke gewesen, die Mutige und Zuversichtliche, doch jetzt, nachdem Martin das Rätsel dieser Verzauberung gelöst hat, wirkt sie verloren. Was hast du vor?, fragt sie. Sag mir, Martin, was um Gottes willen sollen wir tun?

Bevor Martin antworten kann, wechselt die Szene nach draußen. Wir sehen das Haus aus ungefähr fünfzig Metern Entfernung, es steht mitten im Nichts. Die Kamera schwenkt erst nach oben, dann nach rechts und kommt auf den Ästen einer großen Pappel zur Ruhe. Alles ist still. Kein Wind, kein Rauschen in den Zweigen, kein Blättchen bewegt sich. Zehn Sekunden vergehen, fünfzehn Sekunden, dann wird die Leinwand völlig unvermittelt schwarz. Der Film ist zu Ende.

8

Noch am selben Tag wurde *Das Innenleben des Martin Frost* vernichtet. Ich sollte vielleicht froh darüber sein, dass ich diesen Film sehen durfte, dass ich der letzten Vorführung eines Films auf der Blue Stone Ranch beiwohnen konnte, aber etwas in mir wünscht, Alma hätte den Projektor an diesem Morgen nie angestellt, und ich wäre niemals mit diesem eleganten, eindringlichen kleinen Meisterwerk konfrontiert worden. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn mir der Film nicht gefallen hätte, wenn ich ihn als schlechtes oder dilettantisches Erzählkino hätte abtun können, aber er war nun einmal eindeutig nicht schlecht, eindeutig nicht dilettantisch, und als mir aufging, was hier zerstört werden sollte, erkannte ich, dass ich über zweitausend Meilen weit gereist war, um an einem Verbrechen teilzunehmen. Als *Das Innenleben* an diesem Julinachmittag zusammen mit Hectors anderen Werken in Flammen aufging, empfand ich das als Tragödie, als himmelschreienden Skandal, es kam mir vor wie das Ende der Welt.

Die anderen Filme habe ich nicht gesehen. Dazu blieb keine Zeit mehr, und wenn man bedenkt, dass ich *Martin Frost* nur einmal sehen konnte, hat Alma gut daran getan, mir Notizbuch und Kugelschreiber zu geben. Daran ist nichts Widersprüchliches. Ich mag mir wünschen, dass ich den Film nie gesehen hätte, aber ich habe ihn nun einmal

gesehen, und nun, da die Worte und Bilder unmerklich in mich eingegangen waren, war ich dankbar für die Möglichkeit, sie festzuhalten. Die Notizen dieses Vormittags haben mir geholfen, Einzelheiten, die mir ansonsten wieder entfallen wären, zu bewahren und den Film nach so vielen Jahren im Kopf zu rekonstruieren. Ich habe beim Schreiben – beim hastigen Kritzeln in der telegraphischen Kurzschrift, die ich mir als Student angewöhnt hatte – kaum einmal aufs Papier geblickt, und wenn auch vieles nahezu unleserlich war, gelang es mir schließlich doch, ungefähr neunzig, fünfundneunzig Prozent davon zu entziffern. Das hat mich mehrere Wochen sorgfältigster Anstrengungen gekostet, aber als endlich eine saubere Abschrift der Dialoge vor mir lag und ich die Geschichte in durchnummerierte Szenen geteilt hatte, wurde es mir möglich, wieder mit dem Film in Berührung zu kommen. Um so etwas zu tun, muss ich in eine Art Trance verfallen (und das heißt, es gelingt mir nicht immer), aber wenn ich mich stark genug konzentriere und mich in die richtige Stimmung versetze, können die Worte mir tatsächlich die Bilder in den Kopf projizieren, und dann ist es fast so, als sähe ich *Das Innenleben des Martin Frost* noch einmal – zumindest in kurzen Ausschnitten, eingeschlossen im Vorführraum meines Schädels. Als ich voriges Jahr mit der Idee für dieses Buch zu spielen begann, bin ich für einige Sitzungen zu einem Hypnotiseur gegangen. Beim ersten Mal kam nicht viel dabei heraus, aber die nächsten drei Besuche brachten erstaunliche Ergebnisse. Die Kassettenaufnahmen dieser Sitzungen halfen mir, gewisse Lücken auszufüllen und mir einiges ins Gedächtnis zurückzurufen, das bereits zu verschwinden drohte. Wie auch immer, es scheint, dass die Philosophen Recht haben. Nichts, was uns widerfährt, geht jemals verloren.

Die Vorführung endete kurz nach zwölf. Alma und ich hatten schon wieder Hunger, wir brauchten eine kurze Pause, und statt uns direkt in den nächsten Film zu stürzen, gingen wir mit unserem Essenskorb auf den Flur. Ein seltsamer Ort für ein Picknick – wir hockten auf dem staubigen Linoleumboden, machten uns unter einer Reihe flackernder Neonröhren über unsere Käsebrote her –, aber wir wollten keine Zeit mit der Suche nach einem schöneren Ort irgendwo im Freien verlieren. Wir unterhielten uns über Almas Mutter, über Hectors andere Filme, über die eigenartig überzeugende Mischung aus Schrulligkeit und Ernst in dem Film, den wir gerade gesehen hatten. Filme könnten uns dazu bringen, allen möglichen Unsinn zu glauben, sagte ich, aber diesmal sei ich wirklich darauf reingefallen. Als Claire in der Schlussszene wieder zum Leben erwacht sei, hätte ich eine Gänsehaut bekommen, mir sei gewesen, als hätte ich einem echten Wunder beigewohnt. Martin habe seine Geschichte verbrannt, um Claire von den Toten zu erlösen, zugleich aber sei er auch Hector gewesen, der Brigid O'Fallon erlöst habe, und Hector, der seine Filme verbrannt habe, und je mehr Dinge in diesem Film eine solche Doppelnatur angenommen hätten, desto tiefer sei ich darin eingedrungen. Äußerst schade, dass wir ihn nicht noch einmal sehen können, sagte ich. Ich sei mir nicht sicher, ob ich den Wind genau genug beobachtet, ob ich den Bäumen genug Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Ich hatte mit meiner Quasselei offenbar viel Zeit vergeudet, denn kaum nannte Alma den Titel des nächsten Films, den wir uns ansehen würden (*Bericht aus der Gegenwelt*), schlug irgendwo im Gebäude eine Tür zu. Wir standen auf – wischten uns die Krümel von den Kleidern, nahmen einen letzten Schluck Eistee aus der Thermoskanne

und wollten gerade wieder hineingehen, als wir das Geräusch von Tennisschuhen auf dem Linoleumboden hörten. Sekunden später erschien Juan am Ende des Flurs, und als er – eher laufend als gehend – auf uns zutrabte, wussten wir beide, dass Frieda zurückgekommen war.

In den nächsten Minuten wurde ich wie Luft behandelt. Juan und Alma kommunizierten lautlos miteinander, besprachen sich mit fliegenden Fingern, ausholenden Armbewegungen und nachdrücklichem Nicken und Kopfschütteln. Ich verstand überhaupt nichts, bekam aber bei dieser stummen Wechselrede immerhin mit, dass Alma zunehmend ärgerlich reagierte. Die Gebärden, mit denen sie Juans Erklärungen von sich wies, wurden schroff, trotzig, fast aggressiv. Juan warf kapitulierend die Hände hoch (Ich kann nichts dafür, schien er zu sagen, ich bin doch nur der Bote), doch Alma attackierte ihn weiter, und seine Augen nahmen einen feindseligen Ausdruck an. Er schlug sich mit der Faust in die Handfläche, wandte sich um und zeigte mir mit dem Finger ins Gesicht. Das war kein Gespräch mehr. Es war ein Streit, und plötzlich ging es bei dem Streit um mich.

Ich sah den beiden zu, versuchte zu begreifen, worüber sie redeten, konnte aber den Code nicht knacken, wurde einfach nicht schlau aus ihren Gesten. Dann ging Juan, und erst als er auf seinen kurzen, stämmigen Beinen den Flur hinunterstapfte, erklärte mir Alma, was passiert war. Frieda ist vor zehn Minuten zurückgekommen, sagte sie. Sie will sofort anfangen.

Das ging ja ungeheuer schnell, sagte ich.

Hector wird erst am Nachmittag eingeäschert, um fünf Uhr. So lange wollte sie nicht in Albuquerque warten, also ist sie wieder nach Hause gefahren. Sie will die Asche morgen früh abholen.

Worüber hast du dich mit Juan gestritten? Ich habe überhaupt nichts kapiert, aber er hat mit dem Finger auf mich gezeigt. Ich mag es nicht, wenn jemand mit dem Finger auf mich zeigt.

Wir haben über dich gesprochen.

Das dachte ich mir. Aber was habe ich mit Friedas Plänen zu tun? Ich bin doch bloß zu Besuch hier.

Das hast du nicht verstanden?

Ich verstehe die Gebärdensprache nicht, Alma.

Aber du hast gesehen, dass ich wütend war.

Ja, sicher. Aber ich weiß immer noch nicht, warum.

Frieda will dich nicht dabeihaben. Das ist eine Privatangelegenheit, sagt sie, und Fremde stören da nur.

Das heißt, sie schmeißt mich raus?

Nicht direkt. Aber es läuft darauf hinaus. Sie will, dass du morgen abreist. Wenn wir morgen nach Albuquerque fahren, will sie dich am Flughafen absetzen.

Aber sie hat mich doch eingeladen. Hat sie das vergessen?

Da hat Hector noch gelebt. Jetzt ist er tot. Die Umstände haben sich geändert.

Nun, da mag sie Recht haben. Ich bin hier, um mir Filme anzusehen. Und wenn es keine Filme mehr zu sehen gibt, gibt's wohl auch keinen Grund, hier zu bleiben. Einen habe ich gesehen. Jetzt kann ich zusehen, wie die anderen verbrannt werden, und dann verschwinde ich.

Genau darum geht es. Sie will nicht, dass du dabei bist. Nach dem, was Juan mir eben gesagt hat, geht dich das nichts an.

Ah. Jetzt verstehe ich, warum du so wütend warst.

Das hat nichts mit dir zu tun, David. Es geht um mich. Sie weiß, dass ich dich dabeihaben will. Wir haben heute

Morgen darüber gesprochen, und jetzt hat sie ihr Versprechen gebrochen. Ich bin so sauer, dass ich ihr ins Gesicht schlagen könnte.

Und wo soll ich mich verkriechen, während ihr euer Grillfest veranstaltet?

In meinem Haus. Sie hat gesagt, du kannst so lange in meinem Haus bleiben. Aber ich rede noch mit ihr. Ich bringe sie dazu, sich das nochmal zu überlegen.

Spar dir die Mühe. Wenn sie mich nicht dabeihaben will, kann ich schlecht auf meine Rechte pochen. Es bringt nichts, Krach zu schlagen. Ich habe hier keine Rechte. Das Land gehört Frieda, und ich muss tun, was sie sagt.

Dann gehe ich auch nicht hin. Dann soll sie die verdammten Filme mit Juan und Conchita verbrennen.

Natürlich gehst du hin. Das ist das letzte Kapitel deines Buchs, Alma, du musst dabei sein und es mit eigenen Augen sehen. Du musst das Ende miterleben.

Ich möchte aber, dass du auch dabei bist. Ohne dich ist mir das alles nichts wert.

Vierzehn Filme und Negative – das wird ein gewaltiges Feuer. Viel Rauch, viel Flammen. Mit etwas Glück werde ich es von deinem Fenster aus beobachten können.

ICH bekam das Feuer tatsächlich zu sehen, aber es war mehr Rauch als Flammen, und da die Fenster in Almas kleinem Haus offen standen, roch ich mehr, als ich sah. Das brennende Zelluloid verströmte einen beißenden chemischen Gestank, der noch lange, nachdem der Rauch sich verzogen hatte, in der Luft schwebte. Am Abend erfuhr ich

von Alma, dass sie zu viert über eine Stunde dazu gebraucht hatten, die Filme aus dem unterirdischen Lagerraum zu schleppen. Dann schnallten sie die Dosen auf Handkarren und schoben sie über den felsigen Boden zu dem Gelände unmittelbar hinter dem Filmstudio. Mit Hilfe von Zeitungspapier und Kerosin machten sie in zwei Ölfässern Feuer – eins für die Filme selbst, eins für die Negative. Das ältere, nitrathaltige Material brannte wie Zunder, aber die Filme, die nach 1951 kopiert worden waren, bestanden aus widerstandsfähigerem, schlechter entflammbarem Material auf Triazetatbasis und ließen sich nur mit Mühe entzünden. Sie mussten die Filme von den Rollen spulen und einen nach dem anderen ins Feuer werfen, erzählte Alma, und das dauerte wesentlich länger, als sie erwartet hatten. Sie hatten angenommen, gegen drei Uhr fertig zu sein, tatsächlich aber schufteten sie bis sechs.

Ich verbrachte diese Stunden allein in ihrem Haus und gab mir alle Mühe, über meinen Ausschluss keinen Groll zu empfinden. Ich hatte Alma gegenüber gute Miene gemacht, in Wahrheit aber war ich genauso wütend wie sie. Friedas Verhalten war unverzeihlich. Man lädt nicht jemanden zu sich ein, und wenn er dann da ist, lädt man ihn wieder aus. Und wenn doch, gibt man wenigstens eine Erklärung ab, und zwar nicht über einen taubstummen Dienstboten, der es wiederum jemand anderem sagt und einem dabei mit dem Finger ins Gesicht zeigt. Natürlich war Frieda verzweifelt, natürlich war dies ein schlimmer Tag für sie, voller Ängste und Zukunftssorgen, aber sosehr ich sie zu rechtfertigen versuchte, ich musste mich einfach verletzt fühlen. Was sollte ich dort? Warum hatte man Alma nach Vermont geschickt, um mich mit Waffengewalt zu holen, wenn man mich dann doch nicht sehen wollte? Immer-

hin hatte Frieda die Briefe geschrieben. Sie war es, die mich gebeten hatte, nach New Mexico zu kommen und mir die Filme anzusehen. Alma zufolge hatte sie Monate gebraucht, die beiden dazu zu überreden, mich einzuladen. Ich hatte angenommen, Hector habe sich dagegen gesträubt, und Alma und Frieda hätten ihn schließlich dazu überredet. Jetzt, nach achtzehn Stunden auf der Ranch, kam mir allmählich der Verdacht, dass ich mich geirrt hatte.

Wäre man nicht so beleidigend mit mir umgesprungen, hätte ich wahrscheinlich nicht weiter über die Sache nachgedacht. Nach unserem Gespräch im Postproduktions-Gebäude packten Alma und ich die Reste unseres Essens zusammen und gingen zu ihrem Lehmziegelhaus, das auf einer kleinen Anhöhe etwa dreihundert Meter vom Haupthaus stand. Alma öffnete die Tür – und was erblicken wir unmittelbar hinter der Schwelle? Meine Reisetasche. Ich hatte sie am Morgen im Gästezimmer des anderen Hauses gelassen, und nun hatte sie jemand (Conchita vermutlich) auf Friedas Anweisung hierher getragen und auf den Boden gestellt. Ich empfand das als arrogante, herrische Geste. Wieder tat ich, als ginge ich mit einem Lachen darüber hinweg (Immerhin, sagte ich, erspart mir das die Mühe, die Tasche selbst zu holen), doch unter dieser flapsigen Bemerkung kochte ich vor Wut. Alma ging zu den anderen, und in den nächsten fünfzehn, zwanzig Minuten streifte ich im Haus umher, von einem Zimmer ins andere, und versuchte meinen Zorn zu beschwichtigen. Bald hörte ich in der Ferne das Rattern der Handkarren, das Scharren von Metall auf Stein, das Klappern der aufgestapelten Filmdosen, die gelegentlich aneinander stießen. Das Autodafé stand kurz bevor. Ich ging ins Bad, stieg aus den Kleidern und drehte beide Wasserhähne der Wanne voll auf.

Während ich im warmen Wasser einweichte, ließ ich die Gedanken treiben und zählte mir bedächtig die Tatsachen auf, wie ich sie interpretierte. Dann drehte ich sie um und betrachtete sie aus einem anderen Blickwinkel, versuchte diese Tatsachen mit den Ereignissen der vergangenen Stunde in Einklang zu bringen: Juans aggressiver Dialog mit Alma, Almas heftige Reaktion auf Friedas Botschaft *(Sie hat ihr Versprechen gebrochen... ich könnte ihr ins Gesicht schlagen),* meine Verbannung von der Ranch. Es war reine Spekulation, doch als ich an den vorigen Abend dachte (wie freundlich Hector mich begrüßt hatte, wie sehr ihm daran gelegen gewesen war, mir seine Filme zu zeigen) und das alles mit dem verglich, was sich seither ereignet hatte, begann ich mich zu fragen, ob Frieda nicht von Anfang an gegen meinen Besuch gewesen sein mochte. Ich vergaß nicht, dass sie selbst mich nach Tierra del Sueño eingeladen hatte, aber vielleicht hatte sie diese Briefe wider bessere Einsicht geschrieben und dem Drängen Hectors erst nach monatelangen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten nachgegeben. Wenn dem so war, dann stellte es keinen plötzlichen Sinneswandel dar, dass sie mich von ihrem Grund und Boden gewiesen hatte. Dann war dies nur etwas, das sie nun, da Hector tot war, ungestraft tun konnte.

Bis dahin hatte ich die beiden für gleichberechtigte Partner gehalten. Alma hatte mir ausführlich von ihrer Ehe erzählt, und nicht ein einziges Mal war mir der Gedanke gekommen, dass sie verschiedene Motive gehabt haben könnten, dass ihr Denken nicht vollkommen harmonisch gewesen wäre. 1939 hatten sie einen Pakt geschlossen: Sie wollten Filme produzieren, die niemals öffentlich gezeigt würden, und beide hatten sich die Idee zu Eigen gemacht, dass ihr gemeinsam geschaffenes Werk letztlich vernichtet

werden sollte. Das war Hectors Bedingung für die Rückkehr zur Filmemacherei gewesen. Ein brutales Reglement, und dennoch, nur wenn er das eine opferte, das seiner Arbeit einen Sinn gegeben hatte – das Vergnügen, sie mit anderen zu teilen –, konnte er seine Entscheidung rechtfertigen, diese Arbeit überhaupt zu tun. Die Filme waren also eine Form der Buße, das Eingeständnis, dass seine Rolle bei dem, wenngleich unabsichtlichen, Mord an Brigid O'Fallon eine Sünde war, für die er niemals Vergebung erlangen konnte. *Ich bin eine lächerliche Figur. Gott hat mir manchen Streich gespielt.* Eine Form der Strafe war durch eine andere ersetzt worden, und in der wirren, selbstquälerischen Logik seiner Entscheidung hatte Hector seine Schuld weiterhin bei einem Gott abgetragen, an den er nicht glaubte. Die Kugel, die ihm in der Bank in Sandusky die Brust aufriss, hatte es ihm möglich gemacht, Frieda zu heiraten. Der Tod seines Sohnes hatte es ihm möglich gemacht, zum Filmemachen zurückzukehren. Beides jedoch hatte ihn nicht von seiner Verantwortung für die Geschehnisse in der Nacht des 14. Januar 1929 freigesprochen. Weder die körperlichen Schmerzen durch Knox' Kugel noch die seelischen durch Taddys Tod waren grausam genug, ihn zu erlösen. Mach Filme, ja. Nimm dazu all deine Talente und Kräfte zusammen. Mach sie, als hinge dein Leben davon ab, und wenn dein Leben vorbei ist, sorg dafür, dass sie vernichtet werden. Du darfst nicht die geringste Spur hinterlassen.

Frieda hatte das alles mitgemacht, aber für sie konnte es nicht das Gleiche gewesen sein. Sie hatte kein Verbrechen begangen; sie litt nicht unter der Last eines schlechten Gewissens; sie plagte nicht die Erinnerung, ein totes Mädchen in den Kofferraum eines Autos gelegt und die Leiche in den Bergen Kaliforniens begraben zu haben. Frieda war

unschuldig, und doch akzeptierte sie Hectors Bedingungen und opferte ihre eigenen Ziele, um sich der Erschaffung eines Werks zu widmen, dessen Hauptzweck seine Vernichtung war. Es wäre mir verständlich gewesen, wenn sie aus der Ferne zugesehen hätte – sich womöglich in Hectors Obsessionen gefügt und ihn in seinem Wahn bemitleidet, sich jedoch geweigert hätte, selbst ins Räderwerk dieses Unternehmens eingespannt zu werden. Aber Frieda war seine Komplizin, seine treueste Verteidigerin, und sie war von Anfang an voll und ganz beteiligt. Nicht nur überredete sie Hector, wieder Filme zu machen (und drohte, ihn andernfalls zu verlassen), sondern sie gab ja auch ihr Geld für diese Projekte her. Sie nähte Kostüme, zeichnete Storyboards, arbeitete am Schnitt, entwarf Kulissen. So viel Arbeit investiert man nur, wenn einem etwas Freude macht, wenn man das Gefühl hat, dass die Mühen etwas wert sind – aber was für eine Freude konnte es ihr gemacht haben, all diese Jahre im Dienst an einem Nichts zu verbringen? Hector, gefangen in seinem psychoreligiösen Kampf zwischen Verlangen und Selbstverleugnung, konnte sich wenigstens mit dem Gedanken trösten, dass sein Tun einen bestimmten Zweck verfolgte. Er machte Filme nicht, um sie zu vernichten – sondern trotzdem. Das waren zwei verschiedene Handlungen, und das Beste daran war, dass er bei der zweiten nicht anwesend zu sein brauchte. Wenn seine Filme ins Feuer wanderten, wäre er bereits tot, und es würde ihm nichts mehr ausmachen. Für Frieda mussten die beiden Handlungen jedoch ein und dieselbe gewesen sein, zwei Schritte in einem einzigen Prozess, der sich aus Erschaffen und Vernichten zusammensetzte. Die ganze Zeit über war sie dazu bestimmt gewesen, das Streichholz anzuzünden und ihr gemeinsames Werk zu

Ende zu bringen, und dieser Gedanke muss mit den Jahren in ihr gewachsen sein, bis er alles andere überwucherte. Ganz allmählich verselbständigte sich dieser Grundsatz, und während sie weiter mit Hector an seinen Filmen arbeitete, muss sie gespürt haben, dass es bei der Arbeit längst nicht mehr darum ging, Filme zu machen. Es ging darum, etwas herzustellen, um es zu vernichten. Darin bestand die Arbeit, und solange nicht jede Spur der Arbeit vernichtet war, existierte die Arbeit gar nicht. Sie würde erst im Augenblick ihrer Vernichtung ins Dasein treten – und wenn der Rauch in den heißen Tag New Mexicos aufstiege, wäre sie wieder verschwunden.

Die Vorstellung war bedrückend, hatte aber auch etwas Schönes. Ich begriff, wie verführerisch sie auf Frieda gewirkt haben musste, und dennoch, als ich mir erlaubte, die Sache mit ihren Augen zu sehen, die ganze Gewalt dieser hinreißenden Negation nachzuempfinden, verstand ich auch, warum sie mich loswerden wollte. Meine Anwesenheit befleckte die Reinheit dieses Augenblicks. Die Filme sollten eines jungfräulichen Todes sterben, von keinem Außenstehenden gesehen. Schlimm genug, dass ich mir einen davon hatte anschauen dürfen, aber nun, da die Klauseln von Hectors Testament realisiert werden sollten, konnte sie darauf bestehen, dass die Zeremonie so durchgeführt wurde, wie sie es sich immer vorgestellt hatte. Die Filme waren im Geheimen auf die Welt gekommen und sollten nun auch im Geheimen wieder verschwinden. Fremde durften nicht zugegen sein. Zwar hatten Alma und Hector sich alle Mühe gegeben, mich in letzter Minute in den inneren Kreis zu holen, aber für Frieda war ich immer ein Fremder gewesen. Alma gehörte zur Familie, daher war sie als offizielle Zeugin zugelassen. Sie war gewissermaßen die

Hofhistorikerin, und nach dem Tod des letzten Mitglieds der Generation ihrer Eltern blieben als einzige Erinnerungen an sie nur noch die in ihrem Buch. Ich hätte der Zeuge der Zeugin sein sollen, der unabhängige Beobachter, der die Genauigkeit der Aussagen der Zeugin bestätigen sollte. Eine kleine Rolle in einem so großen Drama, und selbst die hatte Frieda mir gestrichen. Für sie war ich von Anfang an überflüssig gewesen.

Ich saß in der Wanne, bis das Wasser kalt wurde, dann wickelte ich mich in ein paar Handtücher und trödelte noch zwanzig, dreißig Minuten herum – rasierte mich, zog mich an, kämmte mich. Es gefiel mir in Almas Badezimmer, in Gesellschaft der Röhrchen und Gläser, die auf den Regalen des Medizinschranks aufgereiht waren und sich auf der kleinen Holzkommode am Fenster drängten. Die rote Zahnbürste in ihrer Halterung über dem Waschbecken, die Lippenstifte in ihren goldenen Plastikhüllen, der Mascarapinsel, der Eyelinerstift, die Tamponschachtel, die Aspirintabletten, die Zahnseide, der Flakon mit Chanel No. 5, die Flasche mit dem rezeptpflichtigen antibiotischen Hautreiniger. Jeder dieser Gegenstände war etwas Intimes, ein Zeichen von Einsamkeit und intensiver Beschäftigung mit sich selbst. Sie nahm die Tabletten in den Mund, massierte sich die Cremes in die Haut, fuhr sich mit den Kämmen und Bürsten durchs Haar, und jeden Morgen kam sie in diesen Raum und stellte sich vor den Spiegel, in den jetzt ich blickte. Was wusste ich von ihr? So gut wie nichts, und doch war ich mir sicher, dass ich sie nicht verlieren wollte, dass ich dafür kämpfen würde, sie wieder zu sehen, nachdem ich am nächsten Morgen von der Ranch abgereist wäre. Mein Problem war Unwissenheit. Ich konnte nicht daran zweifeln, dass es in diesem Haus Schwierig-

keiten gab, aber ich kannte Alma nicht gut genug, um das wahre Ausmaß ihrer Verärgerung über Frieda ermessen zu können, und ebendarum wusste ich auch nicht, inwieweit ich mir darüber Sorgen machen sollte. Am Abend zuvor hatte ich die beiden am Küchentisch beobachtet und keine Spur eines Konfliktes wahrgenommen. Ich erinnerte mich an die Beunruhigung in Almas Stimme, an Friedas behutsam vorgetragene Bitte, Alma möge die Nacht im Haupthaus verbringen, an den familiären Eindruck, den die beiden auf mich machten. Bei Menschen, die einander so nahe sind, ist es nichts Ungewöhnliches, dass sie einander beschimpfen und sich in der Hitze des Gefechts Dinge sagen, die sie später bereuen – aber Almas Ausbruch war außerordentlich heftig gewesen, bis hin zur Androhung körperlicher Gewalt, was (nach meiner Erfahrung) bei Frauen nur selten vorkommt. *Ich bin so sauer, dass ich ihr ins Gesicht schlagen könnte.* Wie oft mochte sie so etwas gesagt haben? Neigte sie generell zu so unbesonnenen, übertriebenen Behauptungen, oder sprach dies für eine neue Phase ihrer Beziehung zu Frieda, einen plötzlichen Bruch nach Jahren stiller Feindschaft? Hätte ich mehr gewusst, dann hätte ich mir diese Frage nicht zu stellen brauchen. Dann wäre mir klar gewesen, dass Alma es wirklich ernst gemeint hatte, dass die Unbeherrschtheit ihrer Worte ein klarer Hinweis darauf war, dass die Dinge bereits außer Kontrolle gerieten.

Als ich im Badezimmer fertig war, setzte ich meine ziellosen Streifzüge durch das Haus fort. Es war klein und eng, kompakt gebaut, etwas unbeholfen in der Anlage, aber so beschränkt es auch sein mochte, Alma schien nur einen Teil davon zu bewohnen. Eines der hinteren Zimmer diente ausschließlich als Lagerraum. An anderthalb Wänden wa-

ren Pappkartons gestapelt, auf dem Fußboden lagen etwa ein Dutzend ausrangierte Gegenstände: ein Stuhl, dem ein Bein fehlte, ein verrostetes Dreirad, eine fünfzig Jahre alte mechanische Schreibmaschine, ein tragbarer Schwarzweißfernseher mit abgebrochener Teleskopantenne, ein Haufen Stofftiere, ein Diktaphon und ein paar angebrochene Farbeimer. Ein anderes Zimmer war vollständig leer. Keine Möbel, keine Matratze, nicht einmal eine Glühbirne. In einem Deckenwinkel hing ein riesiges, kompliziertes Spinnennetz. Darin baumelten drei oder vier tote Fliegen, aber deren vertrocknete Körper waren beinahe schon so schwerelos wie Staub, sodass ich vermutete, die Spinne habe ihr Netz aufgegeben und sich anderswo niedergelassen.

Damit blieben die Küche, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer und das Arbeitszimmer. Am liebsten hätte ich mich hingesetzt und Almas Buch gelesen, fühlte mich aber ohne ihre Erlaubnis nicht dazu berechtigt. Sie hatte inzwischen mehr als sechshundert Seiten geschrieben, aber die waren noch nicht über das Stadium des Rohentwurfs hinaus, und in ein unfertiges Werk darf man nur hineinsehen, wenn der Autor einen ausdrücklich darum bittet. Alma hatte mir das Manuskript gezeigt *(Da ist das Monster,* hatte sie gesagt), aber sie hatte nichts davon gesagt, dass ich es lesen sollte, und ich wollte mein Leben mit ihr nicht damit anfangen, dass ich ihr Vertrauen missbrauchte. Stattdessen schlug ich die Zeit tot, indem ich mir alles andere in den vier von ihr bewohnten Räumen ansah: die Nahrungsmittel im Kühlschrank, die Kleider im Schlafzimmerschrank, die Bücher, Schallplatten und Videos im Wohnzimmer. So erfuhr ich, dass sie Magermilch trank und sich ungesalzene Butter aufs Brot strich, dass sie die Farbe Blau bevorzugte (hauptsächlich in dunkleren Tönen) und in Literatur und Musik

einen breit gefächerten Geschmack hatte – ein Mädchen ganz nach meinem Herzen. Dashiell Hammett und André Breton; Pergolesi und Mingus; Verdi, Wittgenstein und Villon. In einer Ecke fand ich alle Bücher, die ich zu Helens Lebzeiten veröffentlicht hatte – die zwei Bände mit Rezensionen, die vier Bücher mit übersetzten Gedichten –, und wurde mir dessen bewusst, dass ich alle sechs zusammen noch niemals außerhalb meines Hauses gesehen hatte. In einem anderen Regal standen Bücher von Hawthorne, Melville, Emerson und Thoreau. Ich zog eine Taschenbuchauswahl von Hawthornes Erzählungen heraus und schlug *Das Muttermal* auf, das ich vor dem Regal auf dem kalten Kachelboden las, wobei ich mir vorzustellen versuchte, was Alma empfunden haben mochte, als sie es als junges Mädchen gelesen hatte. Ich kam gerade zum Schluss *(Der augenblickliche Zustand lastete zu schwer auf ihm; er vermochte nicht über das Schattenreich der Zeit hinauszublicken…*), als mir durch ein Fenster hinten im Haus Kerosingeruch in die Nase wehte.

Der Geruch machte mich etwas nervös, und sofort stand ich auf und begann wieder herumzugehen. Ich trat in die Küche, trank ein Glas Wasser und ging in Almas Arbeitszimmer, wo ich zehn, fünfzehn Minuten lang auf und ab schritt und gegen den Drang ankämpfte, einen Blick in ihr Manuskript zu werfen. Wenn ich schon nicht verhindern konnte, dass Hectors Filme vernichtet wurden, sollte ich wenigstens zu verstehen versuchen, warum das geschehen musste. Keine Antwort, die mir bisher auf diese Frage gegeben worden war, hatte dies auch nur annähernd klären können. Ich hatte mein Bestes getan, die Argumente gelten zu lassen, das Denken zu ergründen, das Frieda zu einer so harten und erbarmungslosen Einstellung gebracht

hatte, aber nun, da die Feuer entzündet waren, kam mir das alles plötzlich nur noch absurd, sinnlos und entsetzlich vor. Die Antworten standen in dem Buch, die Gründe standen in dem Buch, die Ursprünge der Idee, die zu diesem Augenblick geführt hatte, standen in dem Buch. Ich setzte mich an Almas Schreibtisch. Das Manuskript lag links neben dem Computer – ein gewaltiger Stapel Papier, mit einem Stein beschwert, damit die Blätter nicht fortfliegen konnten. Ich nahm den Stein weg, und darunter war zu lesen: *Das Nachleben von Hector Mann,* von Alma Grund. Ich nahm das nächste Blatt und las das Motto; es stammte aus Luis Buñuels *Mein letzter Seufzer,* dem Buch, das ich am Vormittag in Hectors Arbeitszimmer gesehen hatte. *Etwas später,* lautete das Zitat, *schlug ich vor, wir sollten das Negativ auf der Place du Tertre in Montmartre verbrennen; ich hätte das, wäre die Gruppe einverstanden gewesen, ohne zu zögern getan. Und ich würde es auch heute noch tun. Ich stelle mir einen riesigen Scheiterhaufen in meinem kleinen Garten vor, auf dem alle meine Negative und alle Kopien meiner Filme in Flammen aufgehen. Das würde mir absolut nichts ausmachen. (Seltsamerweise stimmten die Surrealisten jedoch gegen meinen Vorschlag.)*

Damit war der Bann gebrochen. Ich hatte in den sechziger und siebziger Jahren einige Filme Bunuels gesehen, aber seine Autobiographie kannte ich nicht; ich musste erst einmal kurz darüber nachdenken, was ich da gerade gelesen hatte. Ich blickte auf, und dadurch dass ich meine Aufmerksamkeit – wenn auch noch so kurz – von Almas Manuskript abwandte, gewann ich Zeit, mich neu zu sammeln, mich vom Weiterlesen abzuhalten. Ich legte das erste Blatt wieder auf seinen Platz und bedeckte den Titel mit dem Stein. Dabei rückte ich auf dem Stuhl nach vorn

und geriet so in eine Position, von der aus ich etwas sehen konnte, das ich vorher nicht bemerkt hatte: ein kleines grünes Notizbuch, das zwischen Manuskript und Wand auf dem Schreibtisch lag. Es war von der Größe eines Schulschreibhefts, und aus dem abgenutzten Zustand des Umschlags und dem aufgeplatzten Leinwandrücken konnte ich schließen, dass es ziemlich alt sein musste. So alt, dass es eines von Hectors Tagebüchern sein könnte, sagte ich mir – und genau das war es denn auch.

Die nächsten vier Stunden saß ich mit dem Notizbuch auf dem Schoß in einem uralten Clubsessel im Wohnzimmer und las es zweimal von Anfang bis Ende. Es hatte sechsundneunzig Seiten und behandelte einen Zeitraum von ungefähr anderthalb Jahren – vom Herbst 1930 bis zum Frühjahr 1932; der erste Eintrag schilderte eine von Hectors Englischstunden bei Nora, der letzte einen nächtlichen Spaziergang durch Sandusky, einige Tage nachdem er Frieda seine Schuld gestanden hatte. Falls ich noch irgendwelche Zweifel an der Geschichte, die Alma mir erzählt hatte, gehabt haben sollte, wurden sie durch die Lektüre des Tagebuchs zerstreut. Der Hector, der dies geschrieben hatte, war derselbe Hector, von dem sie im Flugzeug gesprochen hatte, derselbe gequälte Mensch, der aus dem Nordwesten weggelaufen war, der in Montana, Chicago und Cleveland mehrmals kurz davor gewesen war, sich umzubringen, der die Erniedrigung einer sechsmonatigen Verbindung mit Sylvia Meers ertragen und bei einem Banküberfall in Sandusky eine Schussverletzung erhalten und überlebt hatte. Seine Handschrift war klein und krakelig, mit vielen Streichungen und Bleistiftkorrekturen, Rechtschreibfehlern und Tintenklecksen, und da er das Papier beidseitig beschrieben hatte, war es nicht ganz einfach, da

mitzukommen. Aber es gelang mir. Nach und nach habe ich so ziemlich das meiste verstanden, und jeder Absatz, den ich entzifferte, deckte sich mit Almas Darstellungen; alles passte zusammen. Ich nahm das Notizbuch, das sie mir gegeben hatte, und schrieb einige wichtige Einträge ab – wörtlich und in voller Länge, um wenigstens etwas von Hectors eigenen Worten zu bewahren. Unter anderem sein letztes Gespräch mit Red O'Fallon im Bluebell Inn, die klägliche Kraftprobe mit Meers im Fond des von einem Chauffeur gesteuerten Wagens und folgende Szene aus seiner Zeit in Sandusky (als er nach der Entlassung aus dem Krankenhaus im Haus der Spellings wohnte), womit das Tagebuch endete:

31. 3. 32. Heute Abend F's Hund ausgeführt. Ein zappliger schwarzer Köter, Arp heißt er, nach dem Künstler. Dem Dadaisten. Die Straße war menschenleer. Dichter Nebel, konnte mich kaum orientieren. Vielleicht auch etwas Regen, aber so fein, dass er mir wie Dampf vorkam. Ein Gefühl, als hätte ich den Erdboden verlassen und ginge auf Wolken. Als wir uns einer Straßenlaterne näherten, begann in der trüben Suppe plötzlich alles zu glitzern. Eine Welt aus Pünktchen, hundert Millionen Pünktchen aus gebrochenem Licht. Sehr merkwürdig, sehr schön: Statuen aus leuchtendem Nebel. Arp zerrte schnüffelnd an der Leine. Wir gingen weiter, gelangten ans Ende des Blocks, bogen um die Ecke. Wieder eine Laterne, und dann, als ich kurz stehen blieb, weil Arp das Bein hob, fiel mir etwas auf. Ein Leuchten auf dem Gehsteig, ein helles Licht, das mir aus den Schatten entgegenstrahlte. Bläulich angehaucht – intensiv blau, das Blau von F's Augen. Um es besser zu sehen, ging ich in die Hocke und er kannte, dass es ein Stein war, möglicherweise ein Edelstein. Ein Mondstein, dachte ich, oder ein Saphir, vielleicht aber auch nur eine Glasscherbe. Klein genug für einen Ring; oder aber es war ein

Anhänger, der sich von einer Halskette oder einem Armband gelöst hatte, ein verlorener Ohrring. Mein erster Gedanke war, ihn F's Nichte Dorothea zu schenken, Freds vier Jahre alter Tochter. Die kleine Dotty. Sie kommt oft ins Haus. Liebt ihre Oma, spielt gern mit Arp, liebt F. Ein reizendes Kind, verrückt nach Flitter und Schmuck, zieht sich dauernd verrückte Sachen an. Ich sagte mir: Den Stein bringe ich Dotty mit. Als ich ihn aufheben will, als meine Finger den Stein berühren, stelle ich fest, dass es nicht das war, was ich gedacht hatte. Das Ding war weich, es löste sich auf, als ich es anfasste, und zerfloss zu einem glitschigen Schleim. Was ich für einen Stein gehalten hatte, war ein Klumpen menschlicher Spucke. Jemand war hier entlanggegangen, hatte seinen Rachen auf den Gehweg entleert, und der Speichel hatte sich zusammengezogen, sich zu einer blasigen, facettenreichen Kugel geballt. Angestrahlt vom Laternenlicht, das zu jenem leuchtendem Blau gebrochen wurde, hatte der Klumpen wie ein fester Gegenstand ausgesehen. Kaum erkannte ich meinen Irrtum, zuckte meine Hand zurück, als hätte ich mich verbrannt. Mir war schlecht, ich wurde von Ekel geschüttelt. Speichel troff mir von den Fingern. Wenn es der eigene ist, mag das nicht so schlimm sein, aber aus dem Mund eines Fremden ist er widerlich. Ich nahm mein Taschentuch und wischte mir so gut es ging die Finger ab. Als ich fertig war, brachte ich es nicht über mich, das Taschentuch wieder einzustecken. Ich hielt es auf Armeslänge von mir weg, ging ans Ende der Straße und warf es in die nächstbeste Mülltonne.

Drei Monate nachdem er dies geschrieben hatte, heirateten Hector und Frieda im Wohnzimmer von Mrs. Spellings Haus. Dann machten sie die Hochzeitsreise nach New Mexico, kauften etwas Land und beschlossen, sich dort niederzulassen. Jetzt verstand ich, warum sie ihr Haus Blue Stone Ranch genannt hatten. Hector hatte diesen Stein bereits gesehen, und er wusste, der Stein existierte

nicht, das Leben, das sie gemeinsam aufbauen wollten, war auf eine Illusion gegründet.

DIE Verbrennungsaktion dauerte bis sechs Uhr, doch bis Alma zurückkam, war es beinahe sieben. Draußen war es noch hell, aber die Sonne ging bereits unter, und ich erinnere mich, wie sich das Haus, kurz bevor sie durch die Tür trat, mit Licht erfüllte: Breite Strahlen strömten durch die Fenster, eine Flut aus glühendem Gold und Purpur, die sich in jeden Winkel des Zimmers ergoss. Das war erst mein zweiter Wüstensonnenuntergang, und auf eine so gleißende Attacke war ich nicht vorbereitet. Ich wechselte aufs Sofa, meinem Sessel gegenüber, weg von dem grellen Schein, aber kaum hatte ich es mir auf dem neuen Platz bequem gemacht, hörte ich in der Tür hinter mir das Schloss gehen. Noch mehr Licht fiel ins Zimmer: ein roter Sturzbach aus verflüssigter Sonne, eine Woge aus Helligkeit. Ich fuhr herum, riss schützend eine Hand über die Augen – und dort in der offenen Tür stand Alma, nahezu unsichtbar, ein gespenstischer Umriss, die Haarspitzen von Licht durchschossen, ein Wesen in Flammen.

Dann schloss sie die Tür, und ich konnte ihr Gesicht erkennen, ihr in die Augen sehen, als sie durchs Zimmer zum Sofa auf mich zukam. Ich weiß nicht, was ich in dem Moment von ihr erwartet habe. Tränen vielleicht, oder Wut, irgendeinen heftigen Gefühlsausbruch, aber Alma wirkte bemerkenswert ruhig, weniger aufgewühlt als vielmehr erschöpft, entkräftet. Sie kam von rechts um das Sofa herum, offenbar ohne daran zu denken, dass sie mir dabei die

linke Gesichtshälfte mit dem Muttermal zuwandte; mir fiel auf, es war das erste Mal, dass sie das tat. Ich war mir jedoch nicht sicher, ob ich das als Durchbruch oder als mangelnde Aufmerksamkeit, als Symptom ihrer Erschöpfung deuten sollte. Sie setzte sich wortlos neben mich und legte mir ihren Kopf an die Schulter. Ihre Hände waren schmutzig, ihr T-Shirt mit Ruß beschmiert. Ich umschlang sie mit beiden Armen und hielt sie eine Weile, wollte sie nicht gleich mit Fragen bedrängen oder gegen ihren Willen zum Reden zwingen. Schließlich fragte ich sie, ob alles mit ihr in Ordnung sei, und als sie antwortete: Ja, mir geht's gut, begriff ich, dass sie sich nicht in Einzelheiten ergehen wollte. Sie bitte um Entschuldigung, dass es so lange gedauert habe, sagte sie, doch nachdem sie mir mit wenigen Worten die Verzögerung erklärt hatte (auf diese Weise erfuhr ich von den Ölfässern, den Handkarren und so weiter), kam dieses Thema für den Rest des Abends kaum noch zur Sprache. Als es vorbei war, sagte sie, sei sie mit Frieda ins Haupthaus gegangen. Dort hätten sie besprochen, was morgen zu tun sei, und dann habe sie Frieda mit einer Schlaftablette zu Bett geschickt. Eigentlich wäre sie dann direkt zu mir gekommen, aber das Telefon hier im Haus sei kaputt (manchmal funktioniere es, manchmal nicht), und statt es von hier aus zu versuchen, habe sie das Telefon im Haupthaus benutzt, um mir ein Ticket für den ersten Flug morgen früh nach Boston zu buchen, um 8 Uhr 47. Die Fahrt zum Flughafen Albuquerque dauere zweieinhalb Stunden, und da Frieda so früh nicht aufstehen könne, um uns rechtzeitig dorthin zu bringen, sei als Lösung nur noch übrig geblieben, mir einen Wagen zu bestellen. Sie habe mich selbst hinfahren und mich persönlich verabschieden wollen, aber sie und Frieda müssten um elf Uhr in der Lei-

chenhalle sein, und zwei Fahrten nach Albuquerque seien bis elf Uhr einfach nicht zu schaffen. Das sei rechnerisch ausgeschlossen. Selbst wenn sie schon um fünf mit mir losfahren würde, könne sie nicht unter siebeneinhalb Stunden hin- und her- und wieder hinfahren. Wie kann ich schaffen, was nicht zu schaffen ist?, sagte sie. Das war keine rhetorische Frage. Es war eine klare Aussage, eine traurige Feststellung. Wie zum Teufel kann ich schaffen, was nicht zu schaffen ist? Und dann drückte sie mir das Gesicht auf die Brust und brach in Tränen aus.

Ich brachte sie in die Badewanne, und in der nächsten halben Stunde saß ich neben ihr auf dem Fußboden, wusch ihr den Rücken, die Arme, die Beine, die Brüste, das Gesicht und die Hände, die Haare. Es dauerte eine Weile, bis sie zu weinen aufhörte, aber nach und nach schien die Behandlung den gewünschten Effekt zu haben. Mach die Augen zu, sagte ich, beweg dich nicht, sag kein Wort, lös dich einfach im Wasser auf und lass dich treiben. Es beeindruckte mich, wie bereitwillig sie meinen Anweisungen folgte, wie wenig ihre Nacktheit sie verlegen machte. Es war das erste Mal, dass ich ihren Körper bei Licht sah, aber Alma benahm sich, als gehörte er mir schon, als seien wir beide bereits über das Stadium hinaus, in dem solche Dinge noch in Frage stehen. Sie wurde ganz weich in meinen Armen, ergab sich der Wärme des Wassers, ergab sich bedingungslos der Vorstellung, dass ich es war, der sich um sie kümmerte. Sonst gab es niemanden. Seit sieben Jahren hatte sie allein in diesem Haus gelebt, und wir wussten beide, es war an der Zeit, dass sie weiterzog. Du kommst nach Vermont, sagte ich. Dort wohnst du bei mir, bis dein Buch fertig ist, und jeden einzelnen Tag werde ich dich baden. Ich arbeite an meinem Chateaubriand, du arbeitest an deiner

Biographie, und wenn wir nicht arbeiten, treiben wir's im Bett, in jedem Winkel des Hauses. Wir treiben es drei Tage lang im Garten und in den Wäldern. Wir treiben es, bis wir nicht mehr können, und dann machen wir uns wieder an die Arbeit, und wenn die Arbeit fertig ist, verlassen wir Vermont und ziehen irgendwo anders hin. Wohin du willst, Alma. Ich bin bereit, auf alles einzugehen. Nichts ist ausgeschlossen.

Unter den gegebenen Umständen war es ziemlich voreilig, so etwas zu sagen, es war ein ebenso banales wie haarsträubendes Angebot, aber unsere Zeit war knapp bemessen, und ich wollte nicht aus New Mexico abreisen, ohne zu wissen, woran ich mit ihr war. Also nahm ich das Risiko auf mich, eine Entscheidung zu erzwingen, meinen Fall so drastisch und klar wie möglich darzulegen. Zu Almas Ehre sei gesagt, dass sie mit keiner Wimper zuckte. Als ich anfing, waren ihre Augen geschlossen, und sie behielt sie zu, bis ich ausgeredet hatte; nur bemerkte ich, wie von einem gewissen Punkt an ein Lächeln an ihren Mundwinkeln zog (ich glaube, es fing an, als ich zum ersten Mal den Ausdruck *wir treiben es* gebrauchte), und je länger ich auf sie einredete, desto breiter schien das Lächeln zu werden. Als ich jedoch fertig war, sagte sie gar nichts, und ihre Augen blieben geschlossen. Nun?, fragte ich. Was denkst du? Ich denke, antwortete sie bedächtig, dass du, wenn ich die Augen aufmache, vielleicht gar nicht da bist.

Ja, sagte ich, verstehe. Andererseits, wenn du sie nicht aufmachst, wirst du nie erfahren, ob es mich gibt oder nicht, stimmt's?

Ich glaube, dazu fehlt mir der Mut.

Aber nicht doch. Im Übrigen vergisst du, dass meine Hände bei dir in der Wanne sind. Ich berühre dein Rück-

grat, deinen Rücken. Könnte ich das etwa tun, wenn ich nicht da wäre?

Alles ist möglich. Du könntest jemand anders sein, jemand, der sich nur als David ausgibt. Ein Schwindler.

Und was sollte ein Schwindler hier bei dir im Badezimmer tun?

Mir den Kopf mit bösen Phantasien füllen, mir weismachen, dass ich haben kann, was ich will. Es kommt nicht häufig vor, dass jemand genau das sagt, was man von ihm hören will. Vielleicht habe ich das ja selbst gesagt.

Vielleicht. Oder jemand hat es gesagt, weil er das Gleiche will wie du.

Aber nicht genau das Gleiche. Es ist niemals *genau* das Gleiche. Wie könnte jemand *genau* dieselben Worte sagen, die mir durch den Kopf gehen?

Mit dem Mund. Da kommen Worte normalerweise heraus. Aus einem Mund.

Wo ist denn dieser Mund? Lass mich ihn anfassen. Drücken Sie diesen Mund auf meinen, Mister. Wenn er sich so anfühlt, wie er sich anfühlen soll, dann weiß ich, dass es dein Mund ist und nicht meiner. Dann fange ich vielleicht an, dir zu glauben.

Die Augen immer noch geschlossen, hob Alma die Arme, griff in die Luft, wie kleine Kinder es tun – heb mich hoch, trag mich –, und ich beugte mich vor und küsste sie, presste meinen Mund auf ihren und teilte ihre Lippen mit meiner Zunge. Ich war auf den Knien – die Arme im Wasser, die Hände auf ihrem Rücken, die Ellbogen innen an die Wanne gestützt –, und als Alma mich um den Nacken fasste und zu sich heranzog, verlor ich das Gleichgewicht und fiel auf sie hinunter. Unsere Köpfe versanken kurz im Wasser, und als wir wieder auftauchten, hatte Alma die Augen auf. Was-

ser schwappte über den Wannenrand, wir keuchten beide, und doch gönnten wir uns nur einen einzigen Atemzug, dann rückten wir uns wieder zurecht und küssten uns von neuem. Es war der erste von mehreren Küssen, der erste von vielen Küssen. Ich habe keine Erklärung für die folgenden Manöver, die komplizierten Handgriffe, die es mir ermöglichten, Alma aus der Wanne zu heben, während ihre Lippen auf meinen klebten und unsere Zungen in steter Berührung blieben, aber schließlich kam der Augenblick, da sie aus dem Wasser war und ich sie mit einem Handtuch trockenrieb. Daran kann ich mich erinnern. Ich erinnere mich auch daran, dass sie mir, als sie trocken war, das nasse Hemd auszog und den Gürtel aufschnallte, der meine Hose hielt. Ich sehe noch vor mir, wie sie das tut, und ich sehe auch, wie ich sie dann wieder mit Küssen bedecke, ich sehe, wie wir beide auf einen Haufen Handtücher sinken und uns auf dem Fußboden lieben.

Es war dunkel im Haus, als wir aus dem Badezimmer kamen. Ein matter Schimmer in den vorderen Zimmern, eine schmale, glänzende Wolke am Horizont, Reste der Dämmerung. Wir zogen uns an, tranken zwei Gläser Tequila im Wohnzimmer und gingen dann in die Küche, um uns rasch etwas zu essen zu machen. Tiefgefrorene Tacos, tiefgefrorene Erbsen, Kartoffelpüree – eine völlig wahllose Zusammenstellung, was eben zufällig vorhanden war. Es spielte keine Rolle. Das Essen war in neun Minuten verputzt, dann gingen wir ins Wohnzimmer zurück und gossen uns wieder die Gläser voll. Von da an unterhielten Alma und ich uns nur noch über die Zukunft, und als wir um zehn ins Bett krochen, machten wir immer noch Pläne, sprachen immer noch darüber, wie wir miteinander leben würden, wenn sie zu mir auf meinen kleinen Hügel in Vermont käme. Wir

wussten nicht, wann sie dorthin kommen konnte, nahmen aber an, sie würde nicht länger als ein oder zwei Wochen brauchen, ihre Angelegenheiten auf der Ranch zu regeln, im äußersten Fall vielleicht drei. Bis dahin würden wir telefonisch in Kontakt bleiben, und wann immer es zum Anrufen zu spät oder zu früh wäre, würden wir uns Faxe schicken. Komme was da wolle, sagten wir, wir würden täglich miteinander kommunizieren.

ICH verließ New Mexico, ohne Frieda noch einmal zu sehen. Alma hatte gehofft, sie würde vorbeikommen, um sich von mir zu verabschieden, aber ich rechnete nicht damit. Sie hatte mich bereits von ihrer Liste gestrichen, und bedenkt man die frühe Stunde meiner Abreise (um halb sechs sollte der Wagen mich abholen), schien es unwahrscheinlich, dass sie meinetwegen auch nur auf eine Stunde Schlaf verzichten würde. Als sie nicht auftauchte, schob Alma die Schuld auf die Tablette, die sie ihr vor dem Zubettgehen gegeben hatte. Mir kam das ziemlich schönfärberisch vor. Nach meiner Deutung der Dinge wäre Frieda unter gar keinen Umständen gekommen – nicht einmal, wenn der Wagen mich erst mittags abgeholt hätte.

Damals schien das alles nicht besonders wichtig. Um fünf ging der Wecker, und da mir nur eine halbe Stunde blieb, mich zur Abfahrt bereit zu machen, hätte ich, wenn ihr Name nicht gefallen wäre, an Frieda überhaupt nicht gedacht. Für mich zählte an diesem Morgen nur, mit Alma aufzuwachen, mit ihr auf den Stufen vor dem Haus Kaffee zu trinken, sie noch einmal berühren zu können. Noch

ganz benommen und zerzaust, betäubt vor Glück, völlig erschöpft von Sex und Haut und Gedanken an mein neues Leben. Wäre ich wachsamer gewesen, dann hätte ich begriffen, wovor ich hier davonlief, aber ich war zu müde und zu sehr in Eile, als dass mir mehr als die einfachsten Gesten gelungen wären: eine letzte Umarmung, ein letzter Kuss, und schon fuhr der Wagen vor, und ich musste aufbrechen. Wir gingen ins Haus, um meine Tasche zu holen, und als wir wieder ins Freie traten, nahm Alma ein Buch vom Tisch neben der Tür und gab es mir (Schau's dir im Flugzeug an, sagte sie), dann eine allerletzte Umarmung, ein allerletzter Kuss, und schon war ich auf dem Weg zum Flughafen. Erst auf halber Strecke fiel mir ein, dass Alma vergessen hatte, mir mein Xanax mitzugeben.

An jedem anderen Tag hätte ich dem Fahrer gesagt, er solle kehrtmachen und zur Ranch zurückfahren. Auch da hätte ich es fast getan, aber nachdem ich mir ausgemalt hatte, welche Demütigungen mir aus diesem Schritt erwachsen würden – das Flugzeug verpassen, mich als Feigling entlarven, meinen Status als neurotischer Schwächling bestätigen –, gelang es mir, meine Panik zu unterdrücken. Ich hatte ja mit Alma schon einen drogenlosen Flug geschafft. Jetzt galt es herauszufinden, ob ich es auch allein konnte. Soweit eine Ablenkung überhaupt nötig war, erwies sich das Buch, das sie mir mitgegeben hatte, als überaus hilfreich. Es hatte mehr als sechshundert Seiten und leistete mir während des ganzen Flugs gute Gesellschaft. Ein Pflanzenhandbuch mit dem schlichten, nüchternen Titel *Unkräuter des Westens*, zusammengestellt von einem siebenköpfigen Autorenteam (sechs davon wurden als Spezialisten für Unkrautbekämpfung bezeichnet; der siebte war Direktor eines Herbariums in Wyoming), veröffent-

licht, durchaus passend, von der Western Society of Weed Science, in Zusammenarbeit mit den Western United States Land Grant Universities Cooperative Extension Services. Botanik interessierte mich eigentlich nicht so sehr. Ich hätte nicht mehr als ein Dutzend Pflanzen und Bäume benennen können, aber dieses Nachschlagewerk mit seinen neunhundert Farbfotos und seinen exakten, sachlichen Beschreibungen der Lebensräume und Charakteristika von über vierhundert Arten vermochte mich dennoch mehrere Stunden lang zu fesseln. Ich weiß selbst nicht, was mich daran so faszinierte, aber vielleicht war der Grund einfach der, dass ich gerade aus einem von stachligen, immer halb verdursteten Gewächsen bevölkerten Landstrich kam und mehr davon sehen wollte, noch nicht genug davon hatte. Die meisten Fotos waren extreme Nahaufnahmen, im Hintergrund nichts als leerer Himmel. Auf manchen Bildern war auch ein wenig Gras zu sehen, ein Fleckchen Erde, ganz selten in der Ferne ein Fels oder ein Berg. Ins Auge fallend war die Abwesenheit von Menschen; es gab nicht den geringsten Hinweis auf menschliche Aktivität. New Mexico war seit Tausenden von Jahren bewohnt, aber beim Betrachten dieser Fotos hatte man das Gefühl, dass dort noch nie etwas geschehen, dass seine gesamte Geschichte ausgelöscht sei. Keine urzeitlichen Felsenbewohner, keine archäologischen Ruinen, keine spanischen Eroberer, keine Jesuitenpriester, kein Pat Garrett, kein Billy the Kid, keine indianischen Pueblos, keine Atombombenkonstrukteure. Nur das Land und das, was auf dem Land wuchs, die dürren Stiele und Stengel und winzigen Pflanzen, die aus dem verdorrten Boden sprossen: eine Zivilisation, die auf ein bisschen Unkraut reduziert war. Die Pflanzen selbst waren nicht sonderlich at-

traktiv, aber ihre Namen klangen beeindruckend, und nachdem ich die Bilder studiert und die begleitenden Texte gelesen hatte *(Blattspreite oval bis lanzettförmig… Achänen abgeflacht, gerippt und runzlig, mit Flaum aus haarfeinen Borsten),* legte ich eine kurze Pause ein und schrieb mir einige dieser Namen ins Notizbuch. Ich begann auf einer frischen Seite, unmittelbar im Anschluss an meine Auszüge aus Hectors Tagebuch, die wiederum auf die Inhaltsangabe von *Das Innenleben des Martin Frost* folgten. Die Worte hatten etwas Zähes, Klebriges, und ich machte mir den Spaß, sie laut vor mich hin zu sagen, ihren sturen, rasselnden Klang auf meiner Zunge zu spüren. Wenn ich mir die Liste heute ansehe, kommt sie mir beinahe wie Kauderwelsch vor, wie eine wahllose Ansammlung von Silben aus einer toten Sprache – vielleicht aus der Sprache, die einst auf dem Mars gesprochen wurde:

Eselskerbel. Hundskohl. Schlauchscheibling. Skelettblättrige Franseria. Gemeiner Strandbeifuß. Nickender Zweizahn. Kratzdistel. Sonnenwendflockenblume. Behaarter Alant. Borsten-Pippau. Gummipflanze. Fleckiges Ferkelkraut. Greiskraut. Zungenstendel. Mariendistel. Bleichgelbes Ruhrkraut. Brachbülz. Dornige Spitzklette. Bärtiger Igelsame. Leindotter. Besenkraut. Färbewaid. Rankender Nelkenzimt. Taubenkropfleimkraut. Mauergänsefuß. Teufelszwirn. Liegende Wolfsmilch. Marsilischer Boxdorn. Pyramidalische Trichterwinde. Haariger Spitzkiel. Ackermies. Taubnessel. Tintenmistblätterling. Kamm-Sommermalve. Unholdenkraut. Prachtkerze. Unbewehrte Trespe. Kallargras. Gabelblütige Hirse. Mäuseschwanz-Federschwingel. Tännelkraut. Lolch. Gamander-Ehrenpreis. Krötenmelde.

VERMONT sah anders aus, als ich zurückkam. Ich war nur drei Tage und zwei Nächte fort gewesen, aber während meiner Abwesenheit war alles kleiner geworden: geschrumpft, dunkel, klamm. Das Grün der Wälder um mein Haus kam mir unnatürlich vor, viel zu üppig im Vergleich zum Ocker und Braun der Wüste. Die Luft klebte vor Feuchtigkeit, die Erde war weich unter den Schuhen, und wohin ich mich auch wandte, überall sah ich das wilde Wuchern pflanzlichen Lebens und erschreckenden Verfall: durchnässte Zweige und Rindenstücke, die auf den Pfaden moderten, Pilze und Schwämme an den Bäumen, Mehltauflecken an den Mauern des Hauses. Nach einer Weile begriff ich, dass ich diese Dinge mit Almas Augen sah, dass ich sie mit einer neuen Klarheit zu sehen versuchte, um mich auf den Tag vorzubereiten, an dem sie bei mir einziehen würde. Der Flug nach Boston war gut gelaufen, viel besser, als ich zu hoffen gewagt hatte, und als ich aus dem Flugzeug stieg, glaubte ich, Bedeutendes geleistet zu haben. Im großen Weltenlauf war es gewiss nicht viel, aber im Kleinen, an dem mikroskopischen Ort, an dem private Schlachten gewonnen und verloren werden, zählte es als einzigartiger Sieg. Ich fühlte mich stärker als jemals in den vergangenen drei Jahren. Fast wieder gesund, sagte ich mir, fast wieder bereit, ein ganzer Mensch zu werden.

In den nächsten Tagen packte ich alles Mögliche zugleich an. Ich arbeitete am Chateaubriand weiter, brachte meinen ramponierten Wagen zur Reparatur und putzte das Haus bis in die letzten Winkel – schrubbte die Fußböden, polierte die Möbel, staubte die Bücher ab. Mir war klar, dass die fundamentale Hässlichkeit der Architektur sich durch nichts verbergen ließ, aber immerhin konnte ich die

Zimmer ansehnlich herrichten und ihnen zu einem Glanz verhelfen, den sie vorher nicht besessen hatten. Problematisch war nur die Entscheidung, was ich mit den Kartons im Gästezimmer anfangen sollte – denn das sollte Almas Arbeitszimmer werden. Sie würde einen Ort brauchen, an dem sie ihr Buch zu Ende schreiben konnte, einen Ort, an den sie sich zurückziehen konnte, und dieses Zimmer war das einzige, das dafür zur Verfügung stand. Die Möglichkeiten, im Haus etwas einzulagern, waren jedoch ziemlich beschränkt, und da ich weder einen Dachboden noch eine Garage hatte, blieb allein der Keller übrig. Das Problematische an dieser Lösung war der naturbelassene Fußboden. Bei Regen lief jedes Mal Wasser in den Keller, und dort unten abgestellte Kartons würden garantiert nass werden. Um diese Katastrophe zu verhindern, kaufte ich sechsundneunzig Löschbetonsteine und acht große Sperrholzplatten. Als Träger für diese Platten legte ich je drei Steine übereinander und schuf so ein Podest, das deutlich über der Wasserlinie der schlimmsten Überschwemmung lag, die mich jemals heimgesucht hatte. Als zusätzlichen Schutz vor Feuchtigkeit steckte ich die Kartons in starke Plastikmüllsäcke, die ich mit Klebeband verschloss. Das hätte eigentlich reichen müssen, aber dann brauchte ich noch einmal zwei Tage, um den Mut aufzubringen, sie nach unten zu tragen. In diesen Kartons war alles, was mir von meiner Familie geblieben war. Helens Kleider und Röcke. Ihre Haarbürste, ihre Strümpfe. Ihr großer Wintermantel mit der Fellkapuze. Todds Baseballhandschuh und Comic-Hefte. Marcos Puzzles und Plastikmännchen. Die goldene Puderdose mit dem gesprungenen Spiegel. Hooty Tooty, der Teddybär. Die Wahlkampfplakette von Walter Mondale. Ich hatte für diese Dinge keine Verwendung mehr, es aber nie

über mich gebracht, sie fortzuwerfen, nicht einmal daran gedacht, sie für irgendeinen guten Zweck zu spenden. Ich wollte nicht, dass Helens Kleider von einer anderen Frau getragen wurden, ich wollte nicht, dass andere Jungen die Red-Sox-Mützen meiner Söhne trugen. Die Sachen in den Keller zu bringen – das war nichts anderes, als sie zu begraben. Es war vielleicht nicht das Ende, aber es war der Anfang vom Ende, der erste Meilenstein auf der Straße des Vergessens. Ein schwieriges Unternehmen, aber nicht halb so schwierig, wie es das Einsteigen ins Flugzeug nach Boston gewesen war. Als ich das Zimmer leer geräumt hatte, fuhr ich nach Brattleboro und suchte für Alma Möbel aus. Ich kaufte ihr einen Mahagoni-Schreibtisch, einen Ledersessel, dessen Sitzfläche sich per Knopfdruck verstellen ließ, einen Aktenschrank aus Eiche und einen schicken bunten Läufer. Das waren die besten Sachen, die in dem Laden zu haben waren, erstklassige Büroausstattung. Die Rechnung belief sich auf über dreitausend Dollar, und ich bezahlte in bar.

Sie fehlte mir. So impulsiv unser Plan auch gewesen sein mochte, ich hatte doch nie den geringsten Zweifel daran. Blind vor Glück lebte ich weiter und wartete auf den Augenblick, da sie endlich in den Osten kommen konnte, und wenn die Sehnsucht nach ihr mich zu überwältigen drohte, machte ich das Gefrierfach auf und sah mir den Revolver an. Der Revolver war der Beweis, dass Alma schon einmal da gewesen war – und wenn sie einmal da gewesen war, gab es keinen Grund zu der Annahme, dass sie nicht zurückkommen würde. Anfangs kümmerte ich mich nicht darum, dass die Waffe noch geladen war, aber nach zwei, drei Tagen begann mir das Sorgen zu machen. Ich hatte sie in der ganzen Zeit kein einziges Mal angefasst, aber eines Nachmit-

tags nahm ich sie sicherheitshalber doch aus dem Kühlschrank und ging damit in den Wald, wo ich alle sechs Kugeln in den Boden schoss. Der Krach erinnerte an Knallfrösche, an platzende Papiertüten. Wieder im Haus, legte ich den Revolver ins oberste Schubfach des Nachttischs. Töten konnte das Ding jetzt nicht mehr, aber das bedeutete nicht, dass es nun weniger mächtig, weniger gefährlich war. Es verkörperte die Macht eines Gedankens, und sein Anblick erinnerte mich jedes Mal daran, wie kurz davor dieser Gedanke gewesen war, mich zu zerstören.

Das Telefon in Almas Haus hatte seine Launen, und ich kam nicht mit jedem Anruf zu ihr durch. Die Leitung sei nicht in Ordnung, sagte sie; es gab da irgendeinen Wackelkontakt, der dazu führte, dass ihr Telefon auch dann nicht klingelte, wenn ich nach dem Wählen ihrer Nummer das kurze schnelle Klicken und Piepen hörte, das einem normalerweise sagt, dass die Verbindung zustande gekommen ist. In der anderen Richtung funktionierte ihr Telefon jedoch einigermaßen zuverlässig. Am Tag meiner Rückkehr nach Vermont versuchte ich mehrmals vergeblich, sie zu erreichen, und als Alma schließlich um elf Uhr anrief (neun Uhr ihrer Zeit), verabredeten wir, es künftig immer so zu machen. Das heißt, sie sollte mich anrufen, und nicht ich sie. Bei jedem unserer späteren Telefonate vereinbarten wir zum Schluss die Zeit für den nächsten Anruf, und drei Abende hintereinander funktionierte das so reibungslos wie ein Trick in einer Zaubershow. Wir sagten zum Beispiel sieben Uhr, und um zehn vor sieben setzte ich mich in die Küche, schenkte mir einen Tequila ein (wir tranken weiterhin zusammen Tequila, selbst auf so weite Distanz), und Punkt sieben, wenn der Sekundenzeiger der Wanduhr über die Zwölf rückte, klingelte das Telefon. Schon wurde ich

abhängig von der Präzision dieser Anrufe. Almas Pünktlichkeit war ein Zeichen des Vertrauens, eine Huldigung an den Grundsatz, dass zwei Menschen sich an verschiedenen Orten befinden und dennoch über nahezu alles einer Meinung sein konnten.

Am vierten Abend jedoch (am fünften nach meiner Abreise aus Tierra del Sueño) rief Alma nicht an. Ich vermutete, dass ihr Telefon streikte, und unternahm daher zunächst einmal gar nichts. Ich blieb einfach sitzen und wartete geduldig auf das Klingeln, aber als das Schweigen sich weitere zwanzig, dreißig Minuten lang hinzog, begann ich, mir Sorgen zu machen. Wenn das Telefon kaputt wäre, hätte sie mir mit einem Fax erklärt, warum ich nichts von ihr hörte. Almas Faxgerät ging über eine andere Leitung, mit der es noch niemals Probleme gegeben hatte. Ich wusste, es war sinnlos, nahm aber trotzdem den Hörer ab und wählte ihre Nummer – mit dem erwarteten negativen Ergebnis. Dann dachte ich, sie habe vielleicht irgendetwas bei Frieda zu erledigen, und wählte die Nummer des Haupthauses; aber auch dort tat sich nichts. Ich rief noch einmal an, nur um sicherzugehen, dass ich mich nicht verwählt hatte, aber wieder nahm niemand ab. Als letzten Ausweg schickte ich ein kurzes Fax. *Wo bist du, Alma? Ist alles in Ordnung? Bin verwirrt. Bitte schreib mir (Fax), wenn das Telefon nicht funktioniert. Ich liebe dich, David.*

In meinem Haus gab es nur ein Telefon, und das stand in der Küche. Nach oben ins Schlafzimmer gehen wollte ich nicht, weil ich fürchtete, das Klingeln zu überhören, wenn Alma später doch noch anrufen sollte – oder dass ich, falls ich es hörte, nicht rechtzeitig nach unten käme, um abzunehmen. Ich wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Erst wartete ich stundenlang in der Küche und hoffte, dass

irgendetwas passieren würde, und dann, gegen ein Uhr morgens, ging ich ins Wohnzimmer und legte mich aufs Sofa. Es war dasselbe klumpige Ensemble aus Sprungfedern und Polstern, das ich Alma in unserer ersten gemeinsamen Nacht zum Schlafen zurechtgemacht hatte - ein guter Ort für morbide Gedanken. Dort blieb ich bis zum Morgengrauen und quälte mich mit Bildern von Autounfällen, Bränden, medizinischen Notfällen und tödlichen Treppenstürzen. Irgendwann erwachten draußen in den Bäumen die Vögel und fingen zu singen an. Wenig später schlief ich unvermutet ein.

Ich hätte nie gedacht, dass Frieda mit Alma machen würde, was sie mit mir gemacht hatte. Hector hatte gewünscht, dass ich auf der Ranch blieb und mir seine Filme ansah; dann starb er, und Frieda hatte die Sache vereitelt. Hector hatte gewünscht, das Alma seine Biographie schrieb. Jetzt war er tot – und warum war mir nie in den Sinn gekommen, dass Frieda es womöglich wagen würde, die Veröffentlichung des Buchs zu verhindern? Die Fälle waren nahezu identisch, und doch war mir die Ähnlichkeit nicht aufgefallen, hatte ich die Parallelen einfach nicht wahrgenommen. Der Grund dafür mochte sein, dass die Zahlen so differierten. Die Filme hätte ich mir in vier oder fünf Tagen ansehen können; Alma hatte an ihrem Buch fast sieben Jahre lang gearbeitet. Niemals kam mir der Gedanke, dass jemand so grausam sein könnte, das in sieben Jahren entstandene Werk eines Menschen zu vernichten. Mir fehlte einfach der Mut, so etwas zu denken.

Hätte ich das kommen sehen, hätte ich Alma nicht allein auf der Ranch zurückgelassen. Dann hätte ich sie gezwungen, ihr Manuskript einzupacken, hätte sie an diesem letzten Morgen in den Wagen geschoben und zum Flugha-

fen mitgenommen. Und selbst wenn ich nicht sofort gehandelt hätte, wäre es mir immer noch möglich gewesen, etwas zu unternehmen, bevor es zu spät war. Wir hatten seit meiner Rückkehr nach Vermont viermal miteinander telefoniert, und jedes Mal war dabei Friedas Name erwähnt worden. Aber ich hatte nicht über Frieda sprechen wollen. Dieser Teil der Geschichte war für mich abgeschlossen, ich wollte einzig und allein über die Zukunft reden. Ich erzählte Alma weitschweifig von dem Haus, von dem Zimmer, das ich für sie einrichtete, von den Möbeln, die ich gekauft hatte. Ich hätte ihr Fragen stellen sollen, sie nach Einzelheiten über Friedas Geisteszustand ausquetschen müssen, aber Alma schien mir gern zuzuhören, wenn ich von diesen häuslichen Angelegenheiten redete. Immerhin bereitete sie schon ihren Umzug vor – packte ihre Kleider in Kartons, überlegte, was sie mitnehmen und was sie zurücklassen würde, fragte mich nach den Büchern in meiner Bibliothek, damit sie keine überflüssigen mitschleppen musste –, und das Letzte, was sie erwartete, waren irgendwelche Schwierigkeiten.

Drei Stunden nach meiner Abfahrt zum Flughafen waren Alma und Frieda zu dem Bestattungsinstitut in Albuquerque gefahren, um die Urne abzuholen. Später hatten sie in einer windgeschützten Ecke des Gartens Hectors Asche über die Rosensträucher und Tülpenbeete gestreut. Es war die Stelle, an der Taddy von der Biene gestochen worden war, und Frieda war während der ganzen Zeremonie sehr schwach, konnte sich nur selten für ein, zwei Minuten beherrschen und brach immer wieder in stumme Tränen aus. Als Alma und ich an diesem Abend miteinander telefonierten, erzählte sie mir, nie zuvor habe Frieda auf sie so verletzlich gewirkt, so bedenklich nahe an einem Zu-

sammenbruch. Als sie jedoch am nächsten Morgen zum Haupthaus ging, stellte sie fest, dass Frieda bereits aufgestanden war – sie saß in Hectors Arbeitszimmer auf dem Fußboden und wühlte sich durch Berge von Papieren, Fotos und Zeichnungen, die sie im Kreis um sich ausgebreitet hatte. Die Drehbücher kämen als Nächstes dran, sagte sie zu Alma, und danach werde sie eine systematische Suche nach allen anderen Dokumenten beginnen, die mit der Produktion der Filme zu tun hätten: Storyboards, Kostümskizzen, Kopien von Kulissenentwürfen, Beleuchtungspläne, Hinweise für die Schauspieler. Das alles müsse verbrannt werden, sagte sie, nicht das kleinste bisschen dürfe übrig bleiben.

Demnach waren schon einen Tag nach meiner Abreise von der Ranch die Grenzen der Vernichtung verändert und ausgedehnt worden, um Hectors letzten Willen mit mehr Spielraum interpretieren zu können. Jetzt ging es nicht mehr nur um die Filme, sondern um alles, was beweisen konnte, dass diese Filme jemals existiert hatten.

An den nächsten beiden Tagen loderten wieder Feuer, aber diesmal machte Alma nicht mit, sie ließ Juan und Conchita dabei helfen und kümmerte sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten. Am dritten Tag wurden Kulissenteile aus den hinteren Räumen des Filmstudios geschleppt und verbrannt. Requisiten wurden verbrannt, Kostüme wurden verbrannt, Hectors Tagebücher wurden verbrannt. Auch das Notizbuch, das ich in Almas Haus gelesen hatte, wurde verbrannt, und noch immer konnten wir nicht ahnen, worauf das alles hinauslaufen sollte. Das Notizbuch war Anfang der dreißiger Jahre entstanden, lange bevor Hector wieder anfing, Filme zu machen. Es hatte lediglich Wert als Informationsquelle für Almas Biographie. Vernichtete man die-

se Quelle, dann wäre die Geschichte, wenn das Buch schließlich erschiene, nicht mehr nachprüfbar. Das hätten wir sehen müssen, doch als wir an diesem Abend miteinander telefonierten, erwähnte Alma es nur beiläufig. Die große Neuigkeit des Tages hatte mit Hectors Stummfilmen zu tun. Kopien waren natürlich bereits in Umlauf, aber da Frieda sich Sorgen machte, jemand könnte die Filme auf der Ranch entdecken und so dem Zusammenhang zwischen Hector Spelling und Hector Mann auf die Spur kommen, beschloss sie, auch die zu verbrennen. Es sei grässlich, gab Alma ihre Worte wieder, aber wenn es schon getan werden müsse, dann auch gründlich. Solange auch nur ein einziger Teil der Arbeit unerledigt bleibe, seien alle anderen Teile sinnlos.

Wir verabredeten unser nächstes Telefonat für den folgenden Abend, neun Uhr (sieben Uhr ihrer Zeit). Am Nachmittag wollte Alma nach Sorocco – im Supermarkt einkaufen, einige persönliche Dinge regeln –, und wenngleich sie für die Rückfahrt nach Tierra del Sueño anderthalb Stunden brauchen würde, nahmen wir an, dass sie um sechs wieder in ihrem Haus wäre. Als sie dann nicht anrief, begann meine Phantasie sofort die Lücken auszufüllen, und als ich mich um eins aufs Sofa legte, war ich davon überzeugt, dass Alma es nicht nach Hause geschafft hatte, dass ihr irgendetwas Furchtbares zugestoßen war.

Wie sich herausstellte, lag ich damit falsch und richtig zugleich. Falsch damit, dass sie es nicht nach Hause geschafft hatte, aber richtig, was alles andere betraf – wenn auch ganz und gar nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Kurz nach sechs kam Alma zurück. Sie schloss nie die Haustür ab und war daher nicht sonderlich beunruhigt, als sie feststellte, dass die Tür offen stand; aber aus dem Kamin

stieg Rauch auf, und das kam ihr höchst ungewöhnlich vor, vollkommen unverständlich. Es war ein heißer Tag mitten im Juli, und selbst wenn Juan und Conchita gekommen wären, um ihr frische Wäsche zu bringen oder den Müll abzuholen – warum nur hatten sie Feuer im Kamin gemacht? Alma ließ die Lebensmittel im Kofferraum und ging sofort ins Haus. Vor dem Kamin im Wohnzimmer hockte Frieda, knüllte Papier zusammen und warf es ins Feuer. Jede einzelne Bewegung war eine exakte Wiederholung der Schlussszene von *Martin Frost,* in der Norbert Steinhaus in dem verzweifelten Versuch, Almas Mutter wieder zum Leben zu erwecken, das Manuskript seiner Erzählung verbrennt. Ascheflocken schwebten im Zimmer umher, taumelten um Frieda wie verwundete schwarze Schmetterlinge. Ihre Flügel glühten an den Rändern rot auf und erloschen zu weißlichem Grau. Hectors Witwe war so in ihr Tun vertieft, so entschlossen, die angefangene Arbeit zu Ende zu bringen, dass sie nicht einmal aufblickte, als Alma zur Tür hereinkam. Die noch nicht verbrannten Blätter lagen auf ihren Knien, ein kleiner Stapel Din-A-4-Bögen, vielleicht noch zwanzig oder dreißig, höchstens vierzig Seiten. Mehr war nicht übrig, die anderen sechshundert waren bereits weg.

Nach ihren eigenen Worten bekam Alma *einen Tobsuchtsanfall, schimpfte und fluchte, schrie und kreischte wie eine Wahnsinnige.* Sie stürzte auf Frieda zu, und als diese aufstand, um sich zu verteidigen, stieß Alma sie zur Seite. An mehr könne sie sich nicht erinnern, sagte sie. Ein heftiger Stoß, und schon war sie an Frieda vorbei und rannte zu ihrem Arbeitszimmer, zu ihrem Computer hinten im Haus. Das verbrannte Manuskript war nur ein Ausdruck. Das Buch war im Computer, und falls Frieda sich nicht an der Festplatte

zu schaffen gemacht und die Sicherungsdisketten gefunden hatte, wäre nichts verloren.

Aufflackernde Hoffnung, ein kurzes Aufwallen von Optimismus, als sie die Schwelle ihres Zimmers überschritt. Und dann keine Hoffnung mehr. Beim Eintreten sah Alma als Erstes die leere Stelle, an der ihr Computer gestanden hatte. Der Schreibtisch war abgeräumt: kein Monitor, keine Tastatur, kein Drucker, keine blaue Plastikbox mit den einundzwanzig etikettierten Disketten und den dreiundfünfzig verschiedenen Recherchedateien mehr. Frieda hatte alles abtransportiert. Zweifellos hatte Juan ihr dabei geholfen, und wenn Alma die Situation richtig deutete, war es längst zu spät, noch irgendetwas zu unternehmen. Der Computer wäre zertrümmert, die Disketten zerbrochen. Und selbst wenn das noch nicht geschehen wäre – wo sollte sie danach zu suchen anfangen? Die Ranch war hundertsechzig Hektar groß. Man brauchte sich nur irgendeine Stelle auszusuchen und ein Loch zu graben, und schon wäre das Buch für alle Zeiten verschwunden.

Wie lange sie in ihrem Arbeitszimmer geblieben war, vermochte sie nicht zu sagen. Ein paar Minuten, nahm sie an, es könnte aber auch viel länger gewesen sein, vielleicht eine Viertelstunde. Sie wusste noch, dass sie sich an den Schreibtisch gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen hatte. Am liebsten hätte sie geweint, sagte sie, ihre Wut und Verzweiflung herausgebrüllt und Ströme von Tränen vergossen. Aber sie war so fassungslos, dass sie nicht weinen konnte, und so saß sie einfach nur da und hörte sich durch ihre Hände atmen. Irgendwann fiel ihr auf, dass es im Haus ganz still geworden war. Sie nahm an, dass Frieda sich verzogen hatte – dass sie einfach zum Haupthaus zurückgegangen war. Auch gut, dachte Alma. Kein noch so lan-

ger Streit, kein Erklärungsversuch konnte das Geschehene ungeschehen machen, und im Übrigen stand für sie fest, dass sie mit Frieda nie mehr ein Wort reden würde. Wirklich? Ja, entschied sie, ganz bestimmt. Und deshalb war es an der Zeit, dass sie endlich von dort verschwand. Sie konnte eine Tasche packen, ins Auto steigen und zu einem Motel in der Nähe des Flughafens fahren. Und am nächsten Morgen konnte sie das Flugzeug nach Boston nehmen.

Alma stand vom Schreibtisch auf und ging aus dem Arbeitszimmer. Es war noch nicht sieben Uhr, aber sie kannte mich gut genug, um zu wissen, dass ich zu Hause wäre – dass ich in der Küche neben dem Telefon wartete und mir in Vorfreude auf ihren Anruf einen Tequila einschenkte. Sie wollte nicht bis zur vereinbarten Zeit warten. Man hatte ihr gerade etliche Jahre ihres Lebens gestohlen, die Welt explodierte in ihrem Kopf, und sie musste sofort mit mir reden, musste mit irgendjemandem zu reden anfangen, bevor die Tränen hervorbrachen und sie kein Wort mehr herausbringen konnte. Das Telefon stand im Schlafzimmer, gleich neben dem Arbeitszimmer. Wenn sie dort aus der Tür kam, brauchte sie sich nur nach rechts zu wenden, und zehn Sekunden später konnte sie auf ihrem Bett sitzen und meine Nummer wählen. Auf der Schwelle des Arbeitszimmers zögerte sie jedoch einen Augenblick und wandte sich dann nach links. Im Wohnzimmer waren überall Funken herumgeflogen, und ehe sie sich auf ein langes Gespräch mit mir einließ, musste sie sich vergewissern, dass das Feuer erloschen war. Das war vernünftig, es war unter diesen Umständen das einzig Richtige. Also machte sie den Umweg in die andere Hälfte des Hauses, und Sekunden später wurde die Geschichte dieses Abends zu einer ganz anderen Geschichte – der Abend selbst wurde zu einem

anderen Abend. Das ist für mich das Entsetzliche: nicht nur, dass ich unfähig war, das Folgende zu verhindern, sondern auch das Bewusstsein, dass es, wenn Alma zuerst mich angerufen hätte, wahrscheinlich gar nicht geschehen wäre. Frieda läge zwar immer noch tot im Wohnzimmer, aber Alma hätte ganz anders darauf reagiert, und nichts von dem, was auf die Entdeckung der Leiche folgte, wäre so geschehen, wie es dann geschehen ist. Nach einem Gespräch mit mir wäre sie etwas stärker gewesen, etwas weniger fassungslos, etwas besser darauf vorbereitet, den Schock zu verdauen. Wenn sie mir zum Beispiel von dem Schubser erzählt hätte, mir beschrieben hätte, wie sie Frieda mit der flachen Hand vor die Brust gestoßen hatte, bevor sie an ihr vorbei zum Arbeitszimmer gerannt war, dann wäre ich vielleicht in der Lage gewesen, sie vor den möglichen Konsequenzen zu warnen. Menschen verlieren das Gleichgewicht, hätte ich womöglich zu ihr gesagt, sie stolpern rückwärts, sie stürzen, sie schlagen mit dem Kopf an harte Gegenstände. Geh ins Wohnzimmer und sieh nach. Finde heraus, ob Frieda noch da ist. Und Alma wäre ins Wohnzimmer gegangen, ohne den Hörer aufzulegen. Ich hätte unmittelbar nachdem sie die Leiche entdeckt hätte, mit ihr reden können, und das hätte sie beruhigt, das hätte ihr eine Chance gegeben, klarer zu denken, noch einmal mit sich zu Rate zu gehen, statt das Schreckliche zu tun, das ihr nun in den Sinn kam. Aber Alma zögerte in der Tür, wandte sich nach links und nicht nach rechts, und als sie Friedas Leiche zusammengekrümmt auf dem Fußboden sah, vergaß sie, mich anzurufen. Nein, ich glaube nicht, dass sie es vergessen hat; das will ich nicht unterstellen – aber die Idee nahm in ihrem Kopf bereits Gestalt an, und sie konnte sich einfach nicht mehr überwinden, jetzt noch den Hörer abzu-

nehmen. Stattdessen ging sie in die Küche, nahm eine Flasche Tequila und einen Kugelschreiber, setzte sich hin und verbrachte den Rest der Nacht damit, mir einen Brief zu schreiben.

Ich schlief auf dem Sofa, als das Fax kam. Sechs Uhr morgens in Vermont, aber noch vier Uhr nachts in New Mexico, und das Gerät weckte mich mit dem dritten oder vierten Klingeln. Ich war weniger als eine Stunde weg gewesen, in ein Koma der Erschöpfung gesunken, und die ersten Klingeltöne drangen nicht zu mir durch, beeinflussten nur den Traum, den ich gerade hatte – einen Albtraum, in dem es um Wecker und Termine ging und ich rechtzeitig aufwachen musste, um einen Vortrag zum Thema «Die Metaphern der Liebe» zu halten. Ich erinnere mich nur selten an meine Träume, aber an diesen erinnere ich mich so genau wie an alles andere, was mir geschah, nachdem ich die Augen aufschlug. Ich setzte mich auf, begriff endlich, dass der Lärm nicht von meinem Wecker im Schlafzimmer kam. Es war das Telefon in der Küche, doch bis ich aufgestanden und durchs Wohnzimmer getaumelt war, hatte das Klingeln aufgehört. Ich hörte das leise Klicken des Faxgeräts, mit dem der Beginn der Übertragung signalisiert wurde, und als ich es endlich in die Küche geschafft hatte, quoll bereits der Anfang des Briefs aus dem Schlitz. 1988 gab es noch keine Faxgeräte für Normalpapier, sondern nur für Rollen – dünnes Pergamentpapier mit einer speziellen elektronischen Beschichtung – , und wenn man ein Fax bekam, sah es aus wie eine Botschaft aus grauer Vergangenheit: wie eine Thora, oder wie eine Nachricht von einem etruskischen Schlachtfeld. Alma hatte mehr als acht Stunden an ihrem Brief geschrieben, sie hatte aufgehört und wieder angefangen, den Kugelschreiber in die Hand genommen und

wieder weggelegt, und bei alldem war sie im Lauf der Nacht immer betrunkener geworden: das Ergebnis waren über zwanzig Seiten Text. Ich stand neben dem Faxgerät, las im Stehen und zog an der Rolle, die sich langsam aus der Maschine schob. Der erste Teil schilderte, was ich soeben zusammengefasst habe: die Verbrennung von Almas Buch, das Verschwinden des Computers, die Entdeckung von Friedas Leiche im Wohnzimmer. Der letzte Teil endete mit folgenden Absätzen:

Ich kann nicht mehr. Ich bin nicht stark genug, so etwas mit mir herumzutragen. Ich versuche ja, es mit den Armen zu umschließen, aber es ist zu groß für mich, David, es ist zu schwer, ich kann es nicht einmal vom Boden heben.

Und deshalb werde ich dich heute Nacht nicht anrufen. Du würdest mir sagen, dass es ein Unfall war, dass ich nicht schuld daran bin, und am Ende würde ich anfangen, dir zu glauben. Ich würde dir glauben wollen, aber die Wahrheit ist, dass ich sie zu heftig gestoßen habe, viel heftiger als nötig, um eine achtzigjährige Frau zur Seite zu stoßen. Ich habe sie getötet. Was sie mir angetan hat, spielt keine Rolle. Ich habe sie getötet, und wenn ich mir das jetzt von dir ausreden lassen würde, stünde es später dennoch immer zwischen uns. Es führt kein Weg daran vorbei. Um mich aufzuhalten, müsste ich die Wahrheit verleugnen, und wenn ich das täte, würde alles Gute in mir absterben. Ich muss handeln, versteh mich, und zwar jetzt, solange ich noch den Mut dazu habe. Gott sei Dank gibt es den Alkohol. Guinness verleiht dir Kraft, wie ich in London auf Plakaten gelesen habe. Tequila verleiht dir Mut.

Man fängt irgendwo an, und egal wie weit man sich von dieser Stelle entfernt zu haben glaubt, am Ende landet man doch nur wieder dort. Ich habe gedacht, du könntest mich retten, ich könnte mich dir schenken, dir gehören, aber ich habe niemals jemandem gehört außer ihnen. Ich danke dir für den Traum, David. Die hässliche

Alma hat einen Mann gefunden, und der hat ihr das Gefühl gegeben, schön zu sein. Wenn du das für mich tun konntest, überleg dir nur, was du für ein Mädchen tun könntest, das nur ein einziges Gesicht hat.

Sei froh. Es ist gut, dass es endet, bevor du herausfindest, wer ich wirklich bin. Ich bin an diesem ersten Abend mit einer Waffe in dein Haus gekommen. Vergiss niemals, was das bedeutet. Nur eine Verrückte ist zu so etwas imstande, und Verrückten kann man nicht trauen. Sie schleichen sich in das Leben anderer Menschen ein, sie schreiben Bücher über Dinge, die sie nichts angehen, sie kaufen Tabletten. Gott sei Dank gibt es Tabletten. War es wirklich ein Zufall, dass du sie hier vergessen hast? Sie lagen die ganze Zeit, als du hier warst, in meiner Handtasche. Ich habe immer daran gedacht, sie dir zu geben, und immer wieder habe ich es vergessen – bis zu dem Augenblick, als du in den Wagen gestiegen bist. Tadle mich nicht. Denn jetzt habe ich sie nötiger als du. Meine fünfundzwanzig kleinen roten Freunde. Xanax, die stärkste Sorte, die eine Nacht ungestörten Schlafs garantiert.

Verzeih mir. Verzeih mir. Verzeih mir. Verzeih mir.

Als ich zu Ende gelesen hatte, versuchte ich sie anzurufen, aber sie ging nicht ran. Diesmal kam ich zwar durch – ich konnte das Telefon am anderen Ende der Leitung klingeln hören –, aber Alma nahm den Hörer nicht ab. Ich ließ es vierzig-, fünfzigmal klingeln, hoffte hartnäckig, das Geräusch könnte sie aus ihrer Konzentration reißen, sie dazu bringen, an etwas anderes zu denken als die Tabletten. Hätte es etwas geändert, wenn es noch fünfmal mehr geklingelt hätte? Zehnmal mehr, und sie hätte von ihrem Vorhaben abgelassen? Schließlich legte ich auf, nahm ein Stück Papier und schickte ihr ein Fax. *Bitte sprich mit mir,* schrieb ich. *Bitte, Alma, geh ans Telefon und sprich mit mir.* Sofort danach rief ich sie wieder an, aber diesmal riss die

Verbindung nach dem sechsten oder siebenten Klingeln plötzlich ab. Erst begriff ich das nicht, aber dann ging mir auf, dass sie den Stecker aus der Wand gezogen haben musste.

9

Noch in derselben Woche begrub ich sie neben ihren Eltern auf einem katholischen Friedhof fünfundzwanzig Meilen nördlich von Tierra del Sueño. Alma hatte mir gegenüber nie etwas von Verwandten erwähnt, und da sich weder Grunds noch Morrisons meldeten und Anspruch auf ihren Leichnam erhoben, übernahm ich die Kosten für die Beerdigung eben selbst. Ich musste grausame Entschlüsse fassen, groteske Dinge entscheiden, bei denen es um die jeweiligen Vorteile des Einbalsamierens und Einäscherns ging, um die Haltbarkeit diverser Holzarten und die Preise von Särgen. Nachdem ich mich für eine Erdbestattung entschieden hatte, ergaben sich weitere Probleme, die Kleidung, Lippenstift, Nagellack und Frisur betrafen. Ich weiß nicht, wie ich das alles geschafft habe, vermute aber, dass ich es nicht anders hinter mich brachte als jeder andere: halb da und halb nicht, halb bei Verstand und halb nicht. Erinnern kann ich mich nur noch daran, dass ich Nein gesagt habe, als es um die Frage der Einäscherung ging. Kein Feuer mehr, sagte ich, keine Asche mehr. Man hatte sie schon für die Obduktion aufgeschnitten, aber ich wollte nicht zulassen, dass man sie auch noch verbrannte.

In der Nacht, in der Alma in den Freitod ging, hatte ich von meinem Haus in Vermont aus im Büro des Sheriffs angerufen. Man schickte einen Hilfssheriff namens Victor

Guzman zur Ranch, um der Sache nachzugehen, aber obwohl er dort vor sechs Uhr morgens eintraf, waren Juan und Conchita bereits verschwunden. Alma und Frieda waren beide tot, der Brief, den sie mir gefaxt hatte, steckte noch in der Maschine, aber die kleinen Leute waren nicht mehr da. Als ich New Mexico fünf Tage später verließ, suchten Guzman und seine Leute immer noch nach ihnen.

Um Friedas sterbliche Reste kümmerte sich ihr Anwalt, so wie sie es in ihrem Testament angeordnet hatte. Die Messe wurde im Garten der Blue Stone Ranch gehalten – unmittelbar hinter dem Haupthaus, in Hectors kleinem Wald aus Weiden und Espen –, aber ich wollte auf gar keinen Fall dabei sein. Ich hatte jetzt einen unbändigen Hass auf Frieda, und wenn ich mir vorstellte, an dieser Feier teilzunehmen, drehte sich mir der Magen um. Den Anwalt lernte ich nie persönlich kennen, aber Guzman hatte ihm von mir erzählt, und als er mich im Motel anrief und zu Friedas Beerdigung einlud, sagte ich nur, ich hätte zu tun. Danach redete er noch minutenlang weiter, verbreitete sich über die arme Mrs. Spelling und die arme Alma und wie entsetzlich das alles gewesen sei, und schließlich teilte er mir fast übergangslos und *in strengstem Vertrauen* mit, das Anwesen habe einen Wert von über neun Millionen Dollar. Sobald das Testament offiziell bestätigt sei, werde die Ranch zum Verkauf angeboten, sagte er, und der Erlös sowie sämtliche Gelder aus dem Verkauf von Mrs. Spellings Aktien und Wertpapieren solle einem gemeinnützigen Unternehmen in New York City gespendet werden. Welchem denn?, fragte ich. Dem Museum of Modern Art, sagte er. Die gesamten neun Millionen fließen in einen anonymen Fonds zur Erhaltung alter Filme. Ziemlich seltsam, sagte er,

finden Sie nicht auch? Nein, sagte ich, überhaupt nicht. Vielleicht unmenschlich und ekelhaft, aber nicht seltsam. Wenn Sie schlechte Scherze mögen, hätten Sie an dem hier jahrelang was zu lachen.

Ich wollte noch ein letztes Mal zur Ranch zurück, doch als ich beim Tor ankam, verließ mich der Mut, hindurchzufahren. Ich hatte gehofft, ein paar Fotos von Alma zu finden, in ihrem Haus irgendwelche Kleinigkeiten zu entdecken, die ich mit nach Vermont nehmen konnte, aber die Polizei hatte den Schauplatz mit gelben Absperrbändern abgeriegelt, und plötzlich traute ich mich nicht mehr. Kein Polizist weit und breit, der mich aufgehalten hätte – ich hätte unbehelligt durchs Gatter schlüpfen und auf das Gelände vordringen können, aber ich konnte nicht, ich konnte einfach nicht, und so machte ich kehrt und fuhr wieder weg. Die letzten Stunden in Albuquerque verbrachte ich damit, einen Grabstein für Alma auszusuchen. Als Inschrift schwebte mir zunächst etwas ganz Schlichtes vor: ALMA GRUND, 1950-1988. Doch nachdem ich den Vertrag unterschrieben und die Arbeit im Voraus bezahlt hatte, ging ich noch einmal ins Büro zurück und sagte dem Mann, ich hätte es mir anders überlegt. Ich wolle noch ein Wort hinzufügen, sagte ich. Die Inschrift solle lauten: ALMA GRUND, 1950-1988. SCHRIFTSTELLERIN. Außer dem zwanzigseitigen Abschiedsbrief, den sie mir in der letzten Nacht ihres Lebens geschrieben hatte, hatte ich niemals ein Wort von ihr gelesen. Aber Alma war wegen eines Buchs gestorben, und die Gerechtigkeit verlangte, dass sie als Autorin dieses Buchs in Erinnerung blieb.

Ich fuhr nach Hause. Der Rückflug nach Boston verlief problemlos. Im Mittleren Westen gerieten wir in Turbulenzen; ich aß etwas Huhn und trank ein Glas Wein, ich schau-

te aus dem Fenster – aber nichts geschah. Weiße Wolken, die silberne Tragfläche, blauer Himmel. Nichts.

ZU Hause stellte ich fest, dass ich nichts mehr zu trinken hatte, aber es war zu spät, noch loszufahren und eine neue Flasche zu kaufen. Ich weiß nicht, ob das meine Rettung war, aber ich hatte vergessen, dass ich an meinem letzten Abend dort den Tequila ausgetrunken hatte, und da in West T---- im Umkreis von dreißig Meilen alle Geschäfte geschlossen waren und keine Hoffnung bestand, irgendwo ein betäubendes Getränk aufzutreiben, musste ich mich nüchtern schlafen legen. Am Morgen trank ich zwei Tassen Kaffee und machte mich wieder an die Arbeit. Ursprünglich hatte ich geplant, einfach vor die Hunde zu gehen, in den Alltag aus trostloser Trauer und alkoholischem Untergang zurückzukehren, aber im Licht dieses Sommermorgens in Vermont widersetzte sich etwas in mir dem Drang, mich selbst zu zerstören. Chateaubriand gelangte gerade ans Ende seiner langen Betrachtung über das Leben Napoleons, und ich traf ihn wieder im vierundzwanzigsten Buch seiner Memoiren, bei dem entthronten Kaiser auf der Insel Sankt Helena. *Schon sechs Jahre währte das Exil. Er hatte weniger Zeit gebraucht, um Europa zu erobern. Er blieb fast immer im Hause und las Ossian in der italienischen Übersetzung von Cesarotti… Wenn Bonaparte ausging, wanderte er über unwegsame Pfade, die von Aloen und duftendem Ginster eingefasst waren… oder verbarg sich in dem dichten Nebel, der über die Erde wallte…In diesem Augenblick der Geschichte welkt alles an einem Tag dahin; wer zu lange lebt, stirbt*

bei lebendigem Leibe. Wir schreiten durchs Leben und lassen ein paar Bilder von uns zurück, jedes verschieden von den anderen; wir sehen sie durch den Nebel der Vergangenheit, wie Porträts aus den verschiedenen Epochen unseres Lebens.

Ich war mir nicht sicher, ob ich mir womöglich nur weisgemacht hatte, ich sei stark genug, die Arbeit fortzusetzen – oder ob ich einfach gefühllos geworden war. Den Rest des Sommers hatte ich das Gefühl, in einer anderen Dimension zu leben, meiner Umgebung zwar bewusst, zugleich aber entfernt davon, als sei mein Körper in durchsichtige Gaze gewickelt. Ich arbeitete unentwegt am Chateaubriand, stand früh auf und ging spät zu Bett, und so kam ich im Lauf der Wochen stetig voran und steigerte mein Tagespensum nach und nach von drei auf vier Seiten der Pléiade-Ausgabe. Das sah wie Fortschritt aus, das kam mir wie Fortschritt vor, es war aber auch die Zeit, in der ich eine Neigung zu merkwürdigen Konzentrationsstörungen entwickelte, zu Anfällen von Geistesabwesenheit, die sich immer dann einzustellen schienen, wenn ich mich von meinem Schreibtisch entfernte. Drei Monate hintereinander vergaß ich, die Telefonrechnung zu bezahlen, ich ignorierte jede Mahnung, die mit der Post eintraf, und beglich die Rechnung erst, als eines Tages ein Mann in meinem Garten auftauchte und mir das Telefon abstellen wollte. Als ich zwei Wochen später zum Einkaufen nach Brattleboro fuhr, wo ich unter anderem die Post und die Bank aufsuchen musste, brachte ich es fertig, mein Portemonnaie mit einem Packen Briefe zu verwechseln und in den Briefkasten zu werfen. Solche Vorfälle verwirrten mich, aber nie kam ich auf die Idee, einmal darüber nachzudenken, aus welchem Grund mir dergleichen geschah. Um darauf eine Antwort zu finden, hätte ich mich hinknien und die Falltür un-

ter dem Teppich aufmachen müssen, und einen Blick in diese Finsternis konnte ich mir einfach nicht leisten. Abends, wenn ich mit der Arbeit fertig war und gegessen hatte, saß ich meist noch lange in der Küche und schrieb die Notizen ab, die ich mir bei der Vorführung von *Das Innenleben des Martin Frost* gemacht hatte.

Ich hatte Alma nur acht Tage lang gekannt. Fünf dieser Tage waren wir getrennt gewesen, und als ich ausrechnete, wie viel Zeit wir an den anderen drei Tagen zusammen verbracht hatten, kam ich auf eine Summe von vierundfünfzig Stunden. Achtzehn dieser Stunden hatten wir mit Schlaf vergeudet. Weitere sieben waren wir aus irgendwelchen Gründen getrennt: die sechs Stunden, die ich allein in ihrem Haus gewartet hatte, die fünf bis zehn Minuten, die ich bei Hector gewesen war, die einundvierzig Minuten, in denen ich den Film gesehen hatte. Alles in allem habe ich sie also nur neunundzwanzig Stunden tatsächlich sehen und berühren, mich in ihrer Nähe aufhalten können. Fünfmal haben wir uns geliebt. Sechsmal haben wir zusammen gegessen. Einmal habe ich sie gebadet. Alma war so schnell in meinem Leben aufgetaucht und wieder verschwunden, dass es mir manchmal so vorkam, als hätte ich sie mir nur erträumt. Das machte es mir am schwersten, mit ihrem Tod fertig zu werden. Es gab nicht genug, woran ich mich erinnern konnte, und deshalb kam ich immer wieder auf die gleichen Dinge zurück, zählte immer wieder dieselben Zahlen zusammen und gelangte immer zu denselben armseligen Ergebnissen. Zwei Autos, ein Düsenflugzeug, sechs Gläser Tequila. Drei Betten in drei Häusern in drei verschiedenen Nächten. Vier Telefonate. Ich war so durcheinander, dass mir, um sie zu betrauern, nichts anderes einfiel, als selbst am Leben zu bleiben. Monate später, als ich die

Übersetzung beendete und von Vermont fortzog, begriff ich, dass dies Almas Verdienst gewesen war. In acht kurzen Tagen hatte sie mich von den Toten zurückgeholt.

Was danach aus mir wurde, spielt keine Rolle. Dieses Buch ist aus Fragmenten zusammengesetzt, es ist eine Sammlung von Schmerzen und halb erinnerten Träumen, und um die Geschichte zu erzählen, muss ich mich auf die Elemente der Geschichte selbst beschränken. Ich kann nur sagen, dass ich jetzt in einer Großstadt lebe, irgendwo zwischen Boston und Washington, D. C. und dass dieser Text das Erste ist, woran ich mich seit *Die stumme Welt des Hector Mann* versucht habe. Eine Zeit lang habe ich wieder als Professor gearbeitet, dann habe ich eine andere Arbeit gefunden, die mich mehr befriedigte, und die Lehrtätigkeit endgültig aufgegeben. Ich sollte auch hinzufügen (für diejenigen, die so etwas interessiert), dass ich nicht mehr allein lebe.

Es ist elf Jahre her, seit ich aus New Mexico zurückgekommen bin, und in dieser ganzen Zeit habe ich mit niemandem darüber gesprochen, was ich dort erlebt habe. Kein Wort über Alma, kein Wort über Hector und Frieda, kein Wort über die Blue Stone Ranch. Wer hätte eine solche Geschichte geglaubt, selbst wenn ich versucht hätte, sie zu erzählen? Ich hatte ja nichts in der Hand, keinen einzigen Beweis für meine Darstellung. Hectors Filme waren vernichtet, Almas Buch war vernichtet, und das Einzige, was ich irgendwem hätte vorweisen können, war meine jämmerliche kleine Notizensammlung, die Trilogie meiner Aufzeichnungen aus der Wüste: die Analyse von *Martin Frost*, die Auszüge aus Hectors Tagebuch und ein Verzeichnis außerirdischer Pflanzen, das überhaupt nichts mit alldem zu tun hatte. Da halte ich lieber den Mund, dachte ich

mir, und lasse das Rätsel um Hector Mann ungelöst. Inzwischen schrieben auch andere über seine Filme, und als die Stummfilmkomödien 1992 auf Video herauskamen (eine Box mit drei Kassetten), fand der Mann im weißen Anzug allmählich so etwas wie eine Anhängerschaft. Das war natürlich nur ein kleines Comeback, ein winziges Ereignis im Land industriell gefertigter Unterhaltung und Milliarden Dollar schwerer Werbeetats, aber befriedigend war es dennoch, und ich freute mich jedes Mal wenn ich zufällig auf Artikel stieß, in denen Hector als nicht unbedeutender Meister seines Genres oder (um aus Stanley Vaubels Essay in *Sight and Sound* zu zitieren) als *der letzte große Künstler der Slapstick-Ära* gepriesen wurde. Das hätte reichen sollen. Als 1994 ein Fanclub gegründet wurde, ernannte man mich zum Ehrenmitglied. Da ich die erste und einzige Monographie über Hectors Werk verfasst hatte, betrachtete man mich gewissermaßen als Vater der Bewegung und hoffte, dass ich meinen Segen dazu gäbe. Bei der letzten Zählung hatte die Internationale Gesellschaft der Hector-Mannstollen über dreihundert zahlende Mitglieder, von denen einige in so fernen Ländern wie Schweden oder Japan lebten. Der Vorsitzende lädt mich regelmäßig zum Jahrestreffen in Chicago ein, und als ich 1997 schließlich akzeptierte, wurde mein Vortrag mit enthusiastischem Beifall bedacht. Danach stellte ich mich für Fragen zur Verfügung, und jemand wollte wissen, ob ich bei den Recherchen für mein Buch auf irgendwelche Informationen zu Hectors Verschwinden gestoßen sei. Nein, sagte ich, leider nicht. Ich habe monatelang gesucht, aber keinen einzigen neuen Hinweis finden können.

Im März 1998 bin ich einundfünfzig geworden. Sechs Monate später, am ersten Herbsttag, nur eine Woche nach-

dem ich im American Film Institute in Washington an einer Podiumsdiskussion teilgenommen hatte, bekam ich meinen ersten Herzinfarkt. Der zweite erwischte mich am 26. November bei einem Thanksgiving-Essen im Haus meiner Schwester in Baltimore. Der erste war ziemlich harmlos gewesen, ein so genannter leichter Infarkt, das Äquivalent zu einem kurzen Gesangssolo. Der zweite ist wie ein Chorkonzert für zweihundert Sänger und ein komplettes Blasorchester durch meinen Körper gebraust und hat mich beinahe umgebracht. Bis dahin hatte ich mich geweigert, mich Einundfünfzigjährigen für alt zu halten. Gewiss war ich nicht mehr sonderlich jung, aber es war auch nicht das Alter, in dem ein Mann sich aufs Ende vorbereiten und seinen Frieden mit der Welt schließen soll. Man behielt mich mehrere Wochen im Krankenhaus, und was die Ärzte mir mitzuteilen hatten, entmutigte mich so sehr, dass ich diese Meinung änderte. Um einen Ausdruck zu verwenden, den ich immer gemocht habe: Ich fand heraus, dass meine Tage gezählt waren.

Ich glaube nicht, dass es ein Fehler war, mein Geheimnis all diese Jahre für mich zu behalten, und ich glaube nicht, dass es ein Fehler ist, es jetzt zu lüften. Die Umstände haben sich geändert, und mit ihnen hat sich auch mein Denken geändert. Mitte Dezember wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen, und Anfang Januar schrieb ich bereits die ersten Seiten dieses Buchs. Jetzt haben wir Ende Oktober, und indem ich ans Ende meines Projekts gelange, bemerke ich mit einer gewissen grimmigen Befriedigung, dass wir uns auch den letzten Wochen des Jahrhunderts nähern – Hectors Jahrhundert: das Jahrhundert, das achtzehn Tage vor seiner Geburt begann und dessen Ende kein halbwegs normaler Mensch betrauern wird. Nach Chateau-

briands Vorbild werde ich selbst keinen Versuch unternehmen, das, was ich geschrieben habe, zu veröffentlichen. Ich habe bei meinem Anwalt einen Brief hinterlegt, sodass er wissen wird, wo das Manuskript zu finden ist und was er nach meinem Tod damit machen soll. Ich bin fest entschlossen, hundert Jahre alt zu werden, aber für den Fall, dass ich es nicht so weit schaffe, sind alle notwendigen Vorkehrungen getroffen. Wenn dieses Buch einmal erscheint, lieber Leser, kannst du sicher sein, dass der Mann, der es geschrieben hat, längst tot ist.

Es gibt Gedanken, die den Geist erdrücken, Gedanken von solcher Macht und Hässlichkeit, dass sie einen kaputtmachen, sobald man sie zu denken anfängt. Ich hatte Angst vor dem, was ich wusste, Angst, dass mein Wissen mich in einen Strudel des Entsetzens ziehen könnte; daher fasste ich den Gedanken erst in Worte, als es zu spät war und Worte nichts mehr ausrichten konnten. Ich habe keine Tatsachen vorzulegen, keine konkreten Beweise, die vor Gericht Bestand haben würden, aber nachdem ich die Ereignisse jener Nacht in den vergangenen elf Jahren immer wieder durchgespielt habe, bin ich mir nahezu sicher, dass Hector keines natürlichen Todes gestorben ist. Er war schwach, als ich ihn sah, ja, schwach und zweifellos nur noch wenige Tage von seinem Tod entfernt, aber seine Gedanken waren klar, und als er mich am Ende unseres Gespräch am Arm fasste, drückte er mir seine Finger in die Haut. Es war der Griff eines Mannes, der weiterleben wollte. Er wollte am Leben bleiben, bis wir unsere Angelegenheit abgeschlossen hätten, und als ich, nachdem Frieda mich aus dem Zimmer geschickt hatte, nach unten ging, erwartete ich nichts anderes, als ihn am nächsten Morgen wieder zu sehen. Man bedenke das Timing – man bedenke,

wie schnell dann die Katastrophen aufeinander gefolgt sind. Alma und ich gingen zu Bett, und als wir eingeschlafen waren, ging Frieda auf Zehenspitzen durch den Flur, schlich in Hectors Zimmer und erstickte ihn mit einem Kissen. Ich bin überzeugt davon, dass sie es aus Liebe getan hat. Sie fühlte sich nicht verraten, sie empfand weder Zorn noch Rachegelüste – es war schlicht der Eifer des Fanatikers für eine gerechte und heilige Sache. Hector kann nicht viel Widerstand geleistet haben. Sie war kräftiger als er, und indem sie sein Leben um ein paar Tage abkürzte, befreite sie ihn von der Torheit, mich auf die Ranch eingeladen zu haben. Nach Jahren standhaften Muts hatte Hector seinen Zweifeln und Bedenken nachgegeben, hatte plötzlich alles in Frage gestellt, was er mit seinem Leben in New Mexico angefangen hatte, aber erst durch mein Eintreffen in Tierra del Sueño brach seine schöne Zweisamkeit mit Frieda auseinander. Der Wahnsinn fing erst an, als ich auf die Ranch kam. Ich war der Katalysator für alles, was dort während meiner Anwesenheit geschah, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Frieda musste mich loswerden, und das war nur auf eine Weise möglich: Sie musste Hector loswerden.

Ich denke oft daran, wie es am nächsten Tag weiterging. So vieles davon dreht sich um Dinge, die nie ausgesprochen wurden, um kleine Pausen und Auslassungen, um die eigenartige Passivität, die Alma in gewissen kritischen Augenblicken auszustrahlen schien. Als ich am Morgen erwachte, saß sie neben mir auf dem Bett und streichelte mein Gesicht. Es war zehn Uhr – weit über die Zeit hinaus; wir hätten schon längst im Vorführraum sein und uns Hectors Filme ansehen sollen – , und doch trieb sie mich nicht zur Eile an. Ich trank den Kaffee, den sie mir auf den

Nachttisch gestellt hatte, wir unterhielten uns, wir nahmen uns in die Arme und küssten uns. Später, als sie nach der Vernichtung der Filme ins Haus zurückkam, wirkte sie relativ unbeeindruckt von der Szene, deren Zeuge sie soeben gewesen war. Ich verkenne nicht, dass sie in Tränen ausbrach, aber ihre Reaktion war weit weniger heftig, als ich mir vorgestellt hatte. Sie schrie nicht, sie tobte nicht, sie fluchte nicht, weil Frieda das Feuer früher angezündet hatte, als sie es nach Hectors Testament hätte tun müssen. Wir hatten in den vergangenen zwei Tagen viel miteinander geredet, und daher wusste ich, dass Alma dagegen war, die Filme zu verbrennen. Die Größe von Hectors Verzicht nötigte ihr gewaltigen Respekt ab, dennoch hielt sie es für einen Fehler und sagte mir, sie habe in den letzten Jahren oft mit ihm deswegen gestritten. Wenn dem so war: Warum hat sie sich dann nicht mehr aufgeregt, als die Filme schließlich doch vernichtet wurden? Ihre Mutter war in diesen Filmen zu sehen, ihr Vater hatte diese Filme gedreht, und doch verlor sie kaum ein Wort darüber, als das Feuer ausgegangen war. Ich habe jahrelang über ihr Schweigen nachgedacht, und die einzige sinnvolle Theorie, die ihre Gleichgültigkeit an jenem Abend vollständig erklärt, scheint mir zu sein, dass sie wusste, dass die Filme nicht vernichtet worden waren. Alma war eine ungemein kluge und phantasievolle Frau. Sie hatte bereits Kopien von Hectors früheren Filmen angefertigt und an ein halbes Dutzend Archive rund um den Globus verschickt. Warum sollte sie nicht auch Kopien von seinen späteren Filmen gemacht haben? Sie war bei der Arbeit an ihrem Buch sehr viel gereist. Was hätte sie gehindert, jedes Mal wenn sie die Ranch verließ, ein paar Negative herauszuschmuggeln und in irgendeinem Labor neue Kopien davon herzustellen zu

lassen? Der Tresor war unbewacht, sie hatte Schlüssel zu allen Türen, und sie hätte keinerlei Schwierigkeiten gehabt, das Material unbemerkt hinaus- und wieder hineinzubringen. Und wenn sie das getan hatte, dann hätte sie die Kopien irgendwo versteckt und nach Friedas Tod veröffentlicht. Das hätte vielleicht noch Jahre gedauert, aber Alma war geduldig, und sie konnte nicht gewusst haben, dass ihr Leben gleichzeitig mit dem Friedas enden würde. Man könnte einwenden, dass sie mich ins Vertrauen gezogen haben würde, dass sie ein solches Geheimnis nicht für sich behalten hätte; aber vielleicht hatte sie vor, mir alles zu erzählen, wenn sie zu mir nach Vermont gekommen wäre. In ihrem langen, zusammenhanglosen Abschiedsbrief sagte sie von den Filmen kein Wort, aber in dieser Nacht war sie in einem Zustand äußerster Qual; sie zitterte in einem Albtraum aus Panik und apokalyptischen Selbstvorwürfen, und ich nehme an, sie war gar nicht mehr ganz auf dieser Welt, als sie sich hinsetzte, um mir diesen Brief zu schreiben. Sie hat vergessen, es mir zu sagen. Sie hat es mir sagen wollen, es dann aber vergessen. Wenn das stimmt, sind Hectors Filme nicht verloren. Sie sind nur verschwunden, und früher oder später wird jemand kommen und zufällig die Tür des Zimmers aufstoßen, in dem Alma sie versteckt hat, und dann fängt die Geschichte noch einmal ganz von vorne an.

In dieser Hoffnung lebe ich.